Christlob Mylius.

Sein Leben und Wirken.

Ein Beitrag zur Kenntnis der Entwicklung der deutschen Kultur, besonders aber der deutschen Literatur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

(Teildruck.)

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät der Universität Marburg

vorgelegt von

Erwin Thyssen
aus Düsseldorf (Preußen).

ACAD.
LUGD.BAT.

MARBURG
Universitäts-Buchdruckerei von Joh. Aug. Koch (Inh.: Dr. C. Hitzeroth)
1912.

Von der Philosophischen Fakultät als Dissertation angenommen
am 26. Juli 1906.
Referent: Prof. Dr. *Ernst Elster.*

Der vollständige Druck erscheint bei *J. A. Koch,* Universitätsbuchdruckerei, Marburg in Hessen.

Inhalt.

Einleitung I—V.

I. *Jugendjahre* (1722—1742).

Abstammung; Haus und Schule. Die Vorfahren 1. Der Vater in Elstra und in Reichenbach 2. Seine Persönlichkeit 4. Die Mutter 5. Erziehung 5. Freund Istrich 6. Die Schule zu Kamenz 7. Rektor Heinitz 7. Die Verwandten; Pfarrer Lessing 9. Erste poetische Versuche 12.

II. *Lehrjahre* (1742—1746).

1. Schönwissenschaftlich-kritische Tätigkeit.

A. Der Eintritt in Leipzig: Vater † 15. Kollegien 16. Gedicht auf Heinitz und seine Folgen 19. Die Rache 21. Verhältnis zu Pfarrer Lessing 22.

B. Erste wissenschaftliche Leistung: Verhältnis zu Gottscheds naturwissenschaftlichen Bestrebungen 24. Pastor Heyn 25. Mylius und Heyns Lehre 27. Die Art seiner Untersuchung 28. Resultate 29.

C. Anknüpfungen: Schwabes „Belustigungen des Verstandes und des Witzes"; Gottscheds „Critische Beyträge". Gottscheds Rednergesellschaft 31. Mitarbeiter a. d. „Belustigungen"; Ueberblick; Mylius' Beiträge 32. Lobgedicht auf Gottsched 34. Der Inhalt der „Critischen Beyträge"; ihre Mitarbeiter 36. Mylius' Abhandlungen; ihre Folgen für Gottsched und die Neuberin 39. Angriff auf die Schweizer 42. Rückblick und Ausblick 47.

D. Die „Hällischen Bemühungen". Gottsched und die Schweiz (1743) 48. Die Gründung der H.-B.: Gottsched 51. Mylius und Cramer 61. Charakteristik J. A. Cramers 68.

Stück 1—3 der „H.-B."

Programmatisches 72. Durchführung des Programms: 1) negativ: Kritik über die Schweizer; Milton; Noah 80. 2) positiv: Eintreten für die Muttersprache; Mauvillon; Mosheim; Crusius 92. Stellung zur gottschedischen Partei und zur Schweiz, ein Beweis für die Unabhängigkeit der H.-B. 97. Die Kritik von Hallers Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels" 99.

Stück 4—16 der „H.-B."

Die Gegenkritik: Pyras Angriff 108. Antwort der Bemüher 116. Plänkeleien; Breitingers Verteidigung Hallers 123. Antwort der H.-B. Pyras zweiter Erweis und sein Tod 127. Die Wandlung in der Stellung der H.-B.; Gottscheds Verhalten 128. Mylius gegen Gottsched: Kritischer Allmanach; Tintenfässl 130. Die H.-B. und die schweizer. Poeten, die Mittelparteiler und die Gottschedianer 135—150. Die H.-B. und Gottsched 151. Leistungen und Forderungen; Theorie 153. Stellung zu ausserdeutschen Quellen und Werken 155. Poesien 162. Eigene und fremde Kritiken über sie; Cramers Anteil 163. Rabeners Darstellung der Tätigkeit der „Hällischen Bemüher" 165.

Anhang: Beilagen 169—179.

Einleitung.

Die Zeit des grossen Literaturstreites zwischen Gottsched und den Schweizern in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist durchaus nicht so arm an Männern von ganz individuellem Fühlen und Wollen, wie es bei einer flüchtigen Betrachtung den Anschein haben mag. Sehen wir selbst von solchen hervorstechenden Charakteren ab wie Gottsched und Kästner auf der einen, Bodmer, Breitinger und Liskow auf der andern Seite, so bleiben uns unter den kleineren Geistern noch genug scharfumrissene Köpfe. Gewiss nicht Persönlichkeiten von tiefgreifender Bedeutung; aber Leute, die Treffliches gewollt, wenn sie es auch bei der Enge ihres Wirkungskreises nicht immer glücklich vollendet haben.

Für junge, leidlich begabte Männer bot die Periode des Streites geeignete Gelegenheit sich empor zu arbeiten, wenn es ihnen nicht an der nötigen Willenskraft und nicht allzu sehr an äusseren Mitteln fehlte. Und so sehen wir gerade in dieser Zeit merkwürdig viele kleine „Genies" auftauchen. Sie geben einige Jahre hindurch den Schein, als berechtigten sie zu hohen Hoffnungen, dann aber fallen sie schnell wieder in ihr Nichts zurück.

Wie im Puppenspiel kommen und gehen die Figuren. Unmotiviert steigen sie aus der Versenkung, unmotiviert werden sie wieder von ihr verschlungen. Hat ihnen der Hans Wurst mit der Pritsche seine Kritik auf den Rücken geschrieben, so erinnert sich späterhin der Zuschauer ihrer noch. Sind sie nur Schleppenträger und Statisten gewesen, so haftet ihr Auftreten kaum über die Stunde hinaus im Gedächtnis.

Hunderte sind so unter der Flagge Gottscheds und der der Schweizer dahingesegelt: wir kennen sie kaum dem Namen nach. Eine kleine Anzahl ist durch gleichzeitige Nachrichten oder neue

Forschungen wieder zu persönlichem Leben zurückgerufen worden — grossenteils charakteristische Figuren. Andere, und nicht einmal die Schlechtesten, harren noch der Wiedererweckung für die Literaturgeschichte.

Zu diesen charakteristischsten Köpfen der Periode fruchtbarer Gärung gehört ein Mann, dem sich schon lange das Interesse der Literarhistoriker zugewandt hat, ob gleich seinem Wirken niemals eine ausführliche Darstellung zu Teil geworden ist, wir meinen Christlob Mylius.

Seit Danzels grundlegende Lessing-Biographie Mylius in ein treffenderes Licht gerückt hatte, ist er in ähnlichen Werken nicht mehr vergessen worden; die Anerkennung seines Wertes ist weiter und weiter gediehen; zuletzt hat Erich Schmidt kurz, aber in bedeutendster Weise, sein Wirken in seiner Zeit und vorzüglich seinen Einfluss auf den jungen Lessing geschildert[1]).

Jeder Mensch bildet in geringerem oder höherem Grade einen Durchgangspunkt der Entwicklung des menschlichen Geistes. Je umfassender, je einheitlicher sein Darstellen des Weltbildes ist, aus je mehr Faktoren, die in die Zukunft weisen, es sich zusammensetzt, desto sympathischer erscheint der Träger desselben dem seiner Geistestat Nachspürenden.

Von dem Manne, der in ruhiger Gedankenarbeit seine Tage zubringen darf, werden wir Tiefe und Mannigfaltigkeit des Wissens fordern; bei dem aber, den des Lebens Hast vor sich hertreibt, der *im* Augenblick und *für* den Augenblick schafft, werden wir auf Tiefe verzichten, wie er es selbst, vielleicht mit Schmerzen, musste, um grösserer Mannigfaltigkeit des Wissens Raum bieten zu können.

Der Beruf, der vorzüglich zu dieser letzteren Eigenschaft hindrängt und erzieht, ist der des echten Journalisten: Er ist ganz Produkt der mannigfaltigen Faktoren seiner Zeit: alle ihre wertvollen Bestrebungen und Leistungen fasst er schnell auf und übermittelt sie seinen Mitmenschen in einer Form, die eine systematische Weltanschauung verrät. Er sieht in sich selbst ein Produkt der Ver-

1) Einen Ueberblick über Mylius' Leben und Schriften von E. Consentius s. in der Allgem. D. Biographie (Ergänzungsbände).

gangenheit und strebt, ein Faktor der Bildung der Zukunft zu werden. So ist er, obwohl ihm das Eindringen in die Tiefe versagt bleibt, ein wertvolles Moment des geistigen Fortschritts.

Aber erst ganz sympathisch erscheint ein solcher Mensch dann, wenn ihm das Vollgewicht einer abgerundeten, in sich einigen Persönlichkeit zu Gebote steht, deren Streben trotz der scheinbaren Zersplitterung auf ein festes Ziel gerichtet ist; einer Persönlichkeit, die sich ein Weltbild nach ihren im eigenen Innern begründeten Prinzipien schafft, und die nicht nur Prinzip, Weg und Ziel vor Augen hat, sondern auch in Worten und in Werken ohne ängstliche Scheu und zugleich ohne Unduldsamkeit oder gar Verachtung gegen fremde Meinungen für das Eigne einzutreten weiss; eine Persönlichkeit, die es ausserdem zum Grundzug ihres Wollens gemacht hat, das gemeine Wohl dem des Einzelnen voranzusetzen.

Einen Versuch, auf solchen Grundlagen die umfassende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Einheit zu bringen, ohne dabei völlig auf Tiefe im Einzelnen zu verzichten, finden wir in der Tätigkeit von Christlob Mylius. Allerdings ist sein Wirken nach Form und Inhalt Fragment geblieben, wie es sein Leben war; starb er doch, einunddreissig Jahre alt, noch ehe er die Vollkraft des Mannes erreicht hatte, von Entbehrungen und Wirren an Leib und Seele gebrochen. Gleichwohl zeigt er sich uns in den Werken, die er hinterlassen hat, und in den Urteilen, welche die Mitwelt über ihn fällte, selbst da, wo sie ihn tadelnswert fand, als keinen gemeinen Geist.

Sein innerer Beruf wies Mylius auf das Studium der Natur, aber er ward — durch die Entwicklung der äusseren Verhältnisse in die Bahn des Schriftstellers nach Gottscheds Geschmack getrieben — zu einem Vielschreiber von unheimlichem Eifer und sich verzehrender Unrast. Ueberall hastete er die Wissenschaft der vor ihm liegenden Epoche zusammen, formulierte, reproduzierte, was er eben erst aufgenommen, ergriff, was ihm die „Vernunft" zu empfehlen schien. So ward seine philosophische Meinung ein Eklektizismus ohne tiefere Begründung, seine naturwissenschaftliche unsystematisch, seine literarische kein feststehendes Lehrgebäude, sondern ein ziemlich freisinniger Gottschedischer Dogmatismus.

Die Zersplitterung der Kräfte und Anschauungen wurde durch ihre Verwendung bei ganz verschiedenartigen Unternehmungen auf

die Spitze getrieben. Gleichzeitig war Mylius als literarisch-kritischer, als naturwissenschaftlicher, als schöngeistiger Schriftsteller in Versen und in Prosa und als Uebersetzer tätig. Kein Wunder, dass der junge Student, der auch noch Stunden gab und naturwissenschaftliche Sammlungen anlegte, nicht zur Abrundung seiner Kenntnisse, nicht zur Ausgestaltung seiner stilistischen Mittel kam. Doch gab ihm ein angeborenes Talent das, was zu erwerben er keine Zeit gefunden hätte. Seine Sprache ist auffallend modern. Vielleicht eben deshalb, weil er schreibt, wie er spricht und sich nicht erst Zeit nehmen kann, daran herumzubessern. In einer grossen Zahl eigener und fremder Zeitschriften finden wir Aufsätze und Gedichte von seiner Hand. Ihr Wert ist ausserordentlich verschieden. Meist sind die Stücke flüchtig hingeworfen, so dass es kaum zu bestimmen ist, ob der Verfasser über den betreffenden Gegenstand nicht mehr hat sagen w o l l e n oder nicht mehr hat sagen k ö n n e n. Nicht der logische Aufbau der Gedanken ist Mylius' starke Seite, sondern er durcheilt oft in treffenden, manchmal in banalen, aber auch wieder an rechter Stelle in komischen Assoziationen das Gebiet, das ihm gerade unter die Feder gekommen ist. Allerdings erscheint er dadurch als ein Mensch von umfassendem Blick. Aber in dieser Anlage liegt die Gefahr der Zerfahrenheit verborgen; und der Umblick muss sich durch Vielschreiberei schliesslich doch erschöpfen, auf einen verhältnismässig kleinen Kreis von Assoziationen beschränken.

Ein Mensch, der sich einer solchen Begrenzung seiner Denktätigkeit bewusst wird, fühlt den Zwang der Beengung, wenn auch nur ein Funken gesunden Strebens in ihm steckt. Er sehnt sich aus der Fessel hinaus. Er möchte sein Auge auf neue Gegenstände richten, frische Eindrücke sammeln. Es erwacht in ihm der Wunsch, die Welt einmal unter einem andern Gesichtswinkel zu sehen.

So ging es auch Mylius. Das war es, was ihn nach Berlin, der aufstrebenden Stadt weitblickender Wissenschaft, trieb. Und als er dort, trotz des Verkehrs mit hervorragenden Gelehrten und trotz der vielfachen Anregungen, die das Redigieren einer Zeitung bieten musste, vielleicht auch übersättigt von kritischem Ballast, den er jahrelang mit sich herumgeschleppt hatte, sich wieder gestossen und beschränkt fühlte, da packte ihn die Sehnsucht, die weite Welt zu sehen. Im fernen Westen wollte er durch äussere Unrast die innere

übertäuben, durch tatkräftiges Handeln die Gegensätze ins Gleichgewicht bringen, die ihn aufzureiben drohten.

Aber noch ehe er die Fahrt über den Ozean angetreten hatte, noch ehe er hätte ein Werk von bleibendem Wert schreiben können, starb er einsam und verlassen, zermalmt von der Not des Lebens und fast verzweifelnd in London.

Dieses Mannes Werden und Wirken, vorzüglich seine literarischen Leistungen und sein Verhältnis zu den damals sich heftig befehdenden Parteien, soll hier eingehend geschildert werden. Was sich aus weithin verstreuten, unter den verschiedensten Verhältnissen zu verschiedenen Lebenszeiten entstandenen Abhandlungen und Werken, deren Authenzität in über der Hälfte der Fälle erst noch zu belegen war, was sich aus Briefen an persönlichen Aeusserungen oft von wenigen Zeilen über sein Leben zusammenbringen liess, ist auf den folgenden Blättern mit einer Darstellung seines Schaffens zu einer Einheit zusammenzuschliessen versucht worden.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41556030_0066

I. Jugendjahre.

Abstammung; Haus und Schule.

Das Geschlecht der Mylius[1]), eigentlich Möller oder Müller, war seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in der Lausitz ansässig. Ein gewisser Joachim Möller, geboren zu Kottbus, studierte von 1542—1545 zu Wittenberg, wo er am 16. November 1545 durch Dr. Pomeranus als „Joachim Möller genannt Gross-Rietz" unter dem Eischof von Lebus zum Pfarramt ordiniert wurde. Zwei seiner Brüder studierten ebenfalls zu Wittenberg; der jüngste, Johannes, wurde am 4. Mai 1563 unter dem Namen „Mylius" immatrikuliert.

Sein einziger Enkel[2]), Caspar, studierte seit 1643 als „Mylius" zu Frankfurt a. d. O. und ward Gutsverwalter, zuerst zu Papitz, dann zu Elstra.

Noch in Papitz wurde ihm im Jahre 1676 ein Sohn geboren, der wiederum den Vornamen Caspar erhielt. Dieser widmete sich dem Studium der Theologie, während ein jüngerer Bruder, Christian, „Herren- und Kriegsdienste" nahm und darin früh starb.

---

1) Die Chronologie gebe ich nach: Historia Myliana Vel de Variis Myliorum Familiis Earum Ortu et Progressu . . . concinnata a M. Joh. Christoph. Mylio, Buttstad. Thuring. Biblioth. Acad. Jen. Praefecto, Ampl. Philosoph. Ordinis ibid. Adjuncto. Jenae. Pars I 1751. Pars II. MDCCLII Sect. XIV p. 104—110; — in der Folge zitiert „Hist. Myl." II. p. — Umfassendere Nachrichten über den Ursprung der „Mylius" gibt: Geschichte der Familien Mylius . . . von Johann Carl Mylius, . . . Buttstaedt 1895.

2) Die Angabe der Geschichte der Familien Mylius, dass er ein Sohn des vorhergehenden gewesen sei, ist wohl kaum glaublich, da der Vater sonst mit 92 Jahren seinen Sohn erst hätte auf die Universität schicken können.

Caspar Mylius besuchte die Fürstenschule zu Grimma von 1690—1695, ging dann zur Universität[1]) und erhielt, nachdem er die Magisterwürde erworben hatte, Trinitatis 1703 das Diakonat zu Elstra bei Kamenz. Schon im Jahre 1705 heiratete er Anna Dorothea Lessingin, die ältere Tochter des Kamenzer Bürgermeisters Theophilus Lessing, eine Schwester des späteren Pastor primarius Johann Gottfried Lessing. Aus der Ehe mit ihr hatte er sechs Kinder, vier Knaben — Christlieb, Christfried, Christhelf und Christhold — und zwei Mädchen. Die Mädchen starben beide in frühester Jugend, der jüngste Sohn noch am Tage seiner Geburt, dem 29. Aug. 1716, und er zog die Mutter mit sich ins Grab.

Im Jahre 1717 wurde Caspar Mylius zum Pfarrherrn in Reichenbach[2]) ordiniert. Das Dorf liegt eine Stunde südöstlich von Königsbrück, anderthalb Stunden nördlich von Pulsnitz und zwei Stunden westlich von Kamenz auf der Grenze des Meissner und Oberlausitzer Kreises. Zu beiden Seiten der forellenreichen Pulsnitz, am Fusse des weiten Umblick gewährenden Keulenberges[3]) zieht es sich hin.

Damals zählte es nicht ganz vierhundert Einwohner. Doch gehörten zur Parochie zwei kleine Nachbargemeinden; so mochte sich des Pfarrers Wirkungskreis auf ein gutes Tausend Seelen erstrecken. Der Ackerbau war die einzige Erwerbsquelle der Reichenbacher; er wird noch heute durch den mit Granit und Syenit durchsetzten Boden recht erschwert. Die Bergwerkstätigkeit, die einst bei dem Dorfe Achate gebrochen hatte, war lange aufgegeben.

Pfarrer Mylius musste bald einsehen, dass sein Hauswesen, das auf die Erträgnisse des zum Pfarrhof gehörigen Landbesitzes an

---

1) Nicht in Halle, nach gütiger Mitteilung des dortigen Universitäts-Sekretariats; wahrscheinlich zu Wittenberg, doch war auch dies nicht nachweisbar; sein Name findet sich wenigstens nicht in der Matrikel.

2) Die Nachrichten über Reichenbach verdanke ich der gütigen Auskunft des Herrn Pfarrers Reinmuth zu Reichenbach, dessen stets bereite Liebenswürdigkeit mich in jeder Beziehung unterstützte. Ausserdem übersandte er mir „Nachrichten über die Kirchengemeinde Reichenbach bei Königsbrück aus alter und neuer Zeit" (Reichenbach 1895) und einen Aufsatz des Reichenbacher Schullehrers Hauffe „Reichenbach", aus: „Die Oberlausitz als besondere Abtheilung von Sachsens Kirchen-Galerie". Lieferung 17, 18, 19. 1838, mit zwei Abbildungen von Reichenbach.

3) Er ist 1300 Pariser Fuss, also ca. 350 m hoch.

Feld, Wiese und Wald[1]) angewiesen war, der Hausfrau, dass seine drei Jungen der Mutter nicht entbehren konnten. Er führte also Maria Elisabetha, die jüngste Tochter des Magisters Ehrenhausen, des 1703 zu Pulsnitz verstorbenen Pfarrers, als Gattin nach Reichenbach heim.

Ihr erstgeborenes Kind[2]) war ein Knabe, Christhold, der am 1. November 1718 getauft wurde. Als Paten hatte Pfarrer Mylius in sinniger Weise Bruder und Schwester seiner verstorbenen ersten Frau gebeten. Und zwar von den Geschwistern aus dem grossen Hause des Bürgermeisters Lessing waren es: „Johann Gottfried Lessing, Catecheta Camentianus" und seine Schwester, „Johanna Sophia Landsburgerin, geb. Lessingin, Conducteursehefrau."

Zwei Jahre darauf, im Februar 1720 kamen gar Zwillinge zur Welt, Christlob und Christhülff. Unter den Paten wird genannt „Christiana Dorothea Lessingin", ebenfalls eine Tochter des Bürgermeisters Lessing zu Kamenz; ein Zeichen, dass auch noch längere Zeit nach dem Tode der älteren Lessingin die nahen Beziehungen zwischen den Familien fortdauerten. Vater Mylius setzte zu dem Eintrag des Taufdatums im Kirchenbuche einige Worte hinzu, die über seine pekuniäre Lage und über seine eigne Persönlichkeit, sein mutiges Gottvertrauen trotz der Sorge um die Seinen, Aufschluss geben; sie lauten: „Gott sey gelobt vor einen so reichen Kindersegen; Er hat bisher geholfen, er wird weiter helfen, Amen!" Aber die Zwillinge starben wenige Tage nach der Taufe. Der letzte Sohn aus der zweiten Ehe erbte den Namen eines der verstorbenen Zwillinge. Der Vater nannte ihn Christlob Mylius: *„mein, M. Caspar Mylii, Pastoris, und Frau Maria Elisabeth geb. Ehrenhausin, Söhnlein"*. Das am 11. November 1722[3]) geborene Kind wurde am 13. desselben Monats getauft. Seine Paten waren: „1) *Herr Johann*

---

1) Im Ganzen 20 ha 31,3 a, also ca. 75 Scheffel; ein ziemlich grosses Gut.

2) Die folgenden Nachrichten beruhen vorzüglich auf den Einträgen von der Hand des Pfarrers Mylius im Reichenbacher Kirchenbuch, die mir Herr Pfarrer Reinmuth gütigst übersandte.

3) In der Hist. Myl. 1752 II, S. 106—113, findet sich eine selbstbiographische Skizze, die Christlob Mylius dem Sammler der Hist. Myl., in deutscher Sprache geschrieben, zur Verfügung stellte; — das Latein ist also auf die Rechnung des Uebersetzers zu setzen; — sie umfasst die Jahre 1722—1749.

Gottlieb Ehrenhaus, Pastor in Bischheim[1]), 2) *Frau Sophia Elisabeth, Herrn Mag. Siegfried Heinrich Redslobs, Diaconi in Pulsnitz, Frau Eheliebste . . .* 3) *Herr Samuel Löscher, Verwalter in Reichenau.*"

Vater Caspar Mylius war ein umfassend gebildeter Mann; als Pfarrer um das Seelenheil seiner Pfarreingesessenen redlich besorgt. Die Kirchenzucht handhabte er mit grosser Gewissenhaftigkeit; wie das Kirchenbuch ausweist, verhängte er eine ziemliche Anzahl öffentlicher Kirchenstrafen. Doch war er auch ein milder Begleiter derer, die aus dem Drang des Lebens zur Ruhe bestattet wurden. Davon zeugen seine Leichenpredigten, „Parentationen", die er drucken liess. Auch der edlen Dichtkunst war er nicht abhold: Er schrieb einen Panegyricus: „Stand und Lobrede bey der Leiche Joh. Ernst von Knoch auf Elstra; bey der ihm von M. Ge. Leffler gehaltenen Leichenpredigt"[2]), ausserdem deutsche und lateinische Gedichte[3]).

Mit besonderer Vorliebe widmete sich Pfarrer Mylius der Pflege seines grossen Gartens und der Landwirtschaft[4]). Er mochte die Neigung dazu von seinem Vater ererbt haben, und er vererbte sie auf seinen Jüngsten. Dieser scheint recht brav die Rolle des verzogenen Lieblings gespielt zu haben. Er trieb sich in dem alten, zuletzt im Jahre 1598 umgebauten Hause mit dem hohen, strohbedeckten Giebel und den kleinen, freundlichen Fenstern herum, war bald in der Scheuer, — die so baufällig war, dass sie der Wind im Jahre 1758 umblies, — bald im Garten oder auf dem Gottesacker, auf den ein Hintertürchen hinausführte. Er begleitete den alternden Vater auf seinen Gängen durch Feld und Wald, hörte seine Predigt in der alten aus dem Jahre 1606 stammenden Kirche, und war in allem willig und aufgeweckt. Nur wenn ihn der Vater unterrichten wollte, mochte der Sohn nicht ohne weiteres folgen.

---

1) Bischheim, ein kleines Dorf, eine Wegestunde von Reichenbach.

2) Dresden 1707.

3) Otto, Lexikon der Oberlausitzer Schriftsteller und Künstler II, 674 (Görlitz 1803). — (Adelung)-Rotermund Allgemeines Gelehrtenlexikon Bd. V, 297. Leider ist es mir nicht gelungen, von den Gedichten etwas aufzutreiben.

4) Hist. Myl. II, S. 107.

Noch ehe Christlob recht verständig geworden war, am 18. Februar 1729, starb seine Mutter; er hat sie bald vergessen. In seiner Selbstbiographie wird ihrer überhaupt nicht gedacht[1]). Wohl soll Pfarrer Mylius noch ein drittes Mal geheiratet haben[2]) und zwar eine gewisse Dorian, doch fehlt über die Tatsache wie über das Datum in dem Kirchenbuche jegliche Andeutung, so dass über etwaige Einflüsse auf Christlob von ihrer Seite sich nicht einmal etwas vermuten lässt.

Eine Schule hat Christlob bis zu seinem siebzehnten Jahre nicht besucht. Zwar gab es in Reichenbach den alten Schulmeister Johann Istrich aus Thielitz bei Görlitz, der „laut einer Urkunde im Turmknopf der Pfarrkirche", seit März 1717 die Schule leitete. Aber der Pfarrherr hielt es für geratener, die Erziehung und Ausbildung seiner Söhne selbst in die Hand zu nehmen. Er eiferte in der Gemeinde stets für vernünftige Kinderzucht und erkannte es daher als notwendig, durch seine eigene ein gutes Beispiel zu geben[3]).

Seine Methode war einfach; und wenn sie nicht gut war, so war sie doch modern. Er liess seine Kinder selbständig, ohne jeden äusseren Zwang, den Weg zu Vernunft und Tugend finden. Von den *zartesten Jahren an gab er ihnen fast völlige Freiheit, ihren Zeitvertreib zu wählen.* Gewiss hatte dies die Gefahr, dass die Kinder manche Torheit begingen; aber der heranreifende Verstand drang schnell zur Erkenntnis dessen vor, was schädlich oder nützlich, was recht oder unrecht war. Zwar klagte mancher, der das Treiben der Pfarrerssöhne sah, dass der Herr Pfarrer selbst gar schlecht seine Kinder zu erziehen wisse. Aber die vorzügliche Wirkung der Erziehung zur Selbständigkeit machte sich sofort bemerkbar, als an den Verstand der Kinder grössere Anforderungen gestellt wurden. Denn da nun der Pfarrherr seinen Jungen den Unterricht in den *Sprachen*

1) Hist. Myl. II, S. 107. Uebrigens findet sich z. B. über J. E. Schlegels Mutter auch keinerlei Nachricht. Vgl. Eugen Wolff, J. E. Schlegel, Bd. I, S. 4 (Berlin 1889).

2) So Hist. Myl. II, S. 105. In Mylius' eigenen biographischen Angaben steht von dieser Stiefmutter ebenfalls kein Wort!

3) Die Darstellung folgt inhaltlich denen aus Christlob Mylius' eigner Feder, wie er sie in der Hist. Myl. II, S. 106 ff. und im *„Freygeist"*, einer Wochenschrift auf das Jahr 1745, St. 1, gibt; in der letztern allerdings ohne Angabe seines Namens und mit leichter Verhüllung der Personen.

und historischen Wissenschaften, dazu in der *Sittenlehre und Dichtkunst* erteilte, sah er, vorzüglich bei Christlob, eine grosse Liebe zu solchen Studien erwachen und sich immer von neuem nähren. So brauchte er nur die erste Anleitung zu geben und das Selbststudium in die richtige Bahn zu lenken. Die poetischen Neigungen, wenn sie sich überhaupt damals schon bemerkbar machten, förderte der Vater nicht allzusehr. Wenigstens gab er ihm keine genaue Anweisung in der Dichtkunst.

In seiner freien Zeit wandte sich Christlob besonders der Beschäftigung mit der Naturkunde zu. Er besass ein eignes Stückchen Land im Pfarrgarten. Dort zog er eine Menge Pflanzen der verschiedensten Arten. Und er kannte sie nicht nur oberflächlich, sondern pflegte sie sogar *gärtnermässig* [1]). Am liebsten beobachtete er den Mond und die Sterne. Nebenher studierte er Kalender, schrieb einmal ein ganzes Jahr lang von drei zu drei Stunden die Aenderungen des Wetters auf und *nahm sich immer was zu künsteln vor.* Besonders versuchte er, Uhren zu bauen. Aber dem Knaben gelang natürlich das wenigste von dem, was er begann.

Christian Gottlieb Istrich, der um zwei Jahre jüngere Sohn des Schulmeisters, war Christlobs Spielgenoss und liebster Freund. Istrich besuchte die Schule seines Vaters. Aber seit seinem zwölften Jahre wurde Christlob sein Lehrer im Lateinischen, bis Vater Mylius ihn in das Wesen der griechischen und lateinischen Sprache tiefer einführte [2]). In wechselseitiger Anregung und herzlicher Freundschaft [3]) gingen den beiden die Jahre der Kindheit dahin. Da Istrich auf die Lateinschule zu Kamenz kam, sah sich Christlob, der in Reichenbach blieb, getrieben, doppelte Kraft auf das Studieren zu verwenden, damit ihn der jüngere Freund nicht überhole.

Als Pfarrer Mylius aber sah, dass es wohl der Entwicklung der geistigen Kräfte seines Sohnes zum Schaden gereichen würde, wenn er ihn noch länger ohne die Vorteile eines geregelten, umfassenden Unterrichts liesse, gab er ihn dahin, wo schon Freund Istrich war,

---

1) Hist. Myl. II, S. 107.

2) Nachrichten von den Bemühungen der Gelehrten in Leipzig auf d. Jahr 1746, Bd. II, S. 34. 24. Febr.

3) Hist. Myl. II, S. 106, letzte Zeile.

nach Kamenz in die lateinische Schule, der auch die älteren Brüder Christlobs eine zeitlang angehört hatten; wohl mit schwerem Herzen, da mit ihm das letzte Kind des alten Mannes aus dem vereinsamten Hause zog.

Zu Ostern des Jahres 1739 trat Mylius, der dem Alter nach gemäss der damaligen Sitte schon hätte zur Universität abgehen müssen, in die Kamenzer Lateinschule ein [1]). Er wurde sofort in die oberste Klasse aufgenommen, während Istrich dem folgenden Jahrgang angehörte. Seine Lehrer waren der junge Rektor Mag. Heinitz und der Conrektor M. Johann Martin Glatte. Nur zu Heinitz [2]) gewann Mylius ein näheres, fast freundschaftliches Verhältnis.

Der Rektor war damals neunundzwanzig Jahre alt, eine Willensnatur voll neuer Ideen und ohne Pedanterie. Sein Geburtsort war Lauban; studiert hatte er in Leipzig. Zum Magister promovierte er im Jahre 1735 zu Wittenberg. Dies sollte ihm zu grossem Nachteil gereichen. Denn er ward daraufhin als Lutheraner seiner Conrektorstelle zu Kottbus in dem reformierten Brandenburg entsetzt. Einflussreiche Bautzener Verwandte empfahlen ihn dem Kamenzer Magistrat; und der Bürgermeister Lessing, ein Bruder des Pfarrers Lessing, der seit 1735 dieses Amt inne hatte, setzte die Anstellung des „unverschuldet unglückseeligen, jedoch ungemein geschickten und in humanioribus, in philosophicis, denen Grund-Sprachen, in der deutschen Rede-Kunst und Poesie sehr geübten Subjecti" glücklich durch.

Aber Heinitz war ein zu moderner Geist, als dass er den rückständigen Kamenzern hätte gefallen können. Er vertrat seine Meinungen stets energisch. Das behagte dem Magistrat nicht. Die Lateinschule hatte immer unter dem Mangel an Schülern zu leiden, weil die Bürger ihre Kinder bis zur Konfirmation in Winkelschulen schickten. Heinitz suchte eine Kontrolle über diese von „Schulhaltern" öfter schlecht als recht verwalteten Schulen durchzuführen,

1) Leider fehlen Nachrichten über Mylius' Aufenthalt auf der Schule zu Kamenz, da darüber in Kamenz keinerlei Auskunft zu erlangen war.

2) Siehe vorzüglich: Ernst Schwabe, Das Lyceum zu Kamenz zur Zeit von Gotthold Ephr. Lessings Schülerjahren. Neue Jahrbücher für klass. Altertum, Geschichte, deutsche Litter. und Pädagog. 1902. S. 27 ff.

um den schlimmsten Uebelständen nach Möglichkeit zu steuern, vielleicht auch um die Nebenschulen zu unterdrücken. Dadurch stiess er bei der Bürgerschaft an.

Doch kümmerte ihn dies wenig. Er legte eine neue Unterrichtsordnung fest, welche die Vormittagsstunden von 6—9 Uhr und die Nachmittagsstunden von 1—3 Uhr für den Unterricht in Anspruch nahm. Der Mittwoch und Samstag waren schulfrei. Heinitz selbst lehrte „Theologie" und in den Oberklassen Deutsch, das in die Unterweisung in der Logik und der Oratorie zerfiel. Hinzufügte er bald zwei Stunden „Poesis germanica". Ein sicherlich sehr löbliches Unternehmen, wenn Heinitz auch die Schüler zur Uebung Gedichte anfertigen liess. In der Philosophie pflegte er die neuere Vernunftlehre vorzutragen und zwar nach Zopfius' „Logica enucleata". Für den Unterricht in der Oratorie hätte Heinitz am liebsten Gottscheds kleine Redekunst eingeführt; doch kam es nicht dazu. Im Lateinischen unterwies der Rektor ebenfalls die Oberklassen selbst. Er liess neben Nepos und Justins Historien, Vergil und Ovid lesen und legte besonderen Wert auf das Verständnis des Cicero, dessen „Orationes", „Epistolae ad familiares" und „libri de officiis" er mit liebevollem Eingehen auf Inhalt und Form erklärte.

Von besonders nachhaltiger Wirkung auf Mylius war ausser den lateinischen Stunden der Unterricht in der Poesie; denn Heinitz verstand es, durch Pflege der Dichtkunst und vorzüglich des Dramas bei seinen Schülern Neigung zur Beschäftigung mit den „schönen" Wissenschaften, besonders aber mit der deutschen Sprache zu erwecken.

Der Rektor liess nämlich durch die Schüler im Jahre 1740 Gottscheds „Cato" und ein von ihm selbst verfertigtes Schäferspiel „Die Zufriedenheit in Schäferhütten" aufführen. In seiner Einladungsschrift zu dem feierlichen Akte, die ausführte, „dass die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit sey", dankte er den „weisen Vätern unsers werthen Camenz" für die gütige Wiederherstellung der zerfallenen Schaubühne und gab eine kurze Erklärung der aufzuführenden Stücke, die genau mit Gottscheds Lehren und Forderungen übereinstimmt [1]). Noch unmittelbarer und folgenreicher für Mylius war

1) „Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Litte-

die Wirkung einer Einladungsschrift, die der Rektor im Jahre 1742 veröffentlichte. In ihr fasste Heinitz seine im Privatverkehr sicherlich häufig und mit Ausfällen gegen seine Widersacher, an ihrer Spitze Pastor Lessing, geäusserten Anschauungen über den Nutzen der Schaubühne in durchaus sachlicher Weise zusammen, ohne doch seine Kampfstimmung völlig verleugnen zu können.

Das Werkchen behandelt die Frage, ob die Schaubühne eine Feindin der Religion und Tugend sei. Die Antwort lautet: Geistliche Schauspiele können ausarten und schlimme Wirkung dadurch hervorbringen, dass die Religion vermöge schlechter Darstellung lächerlich und zum Spielzeug gemacht wird. Pöbelstücke, wie sie der italienische Geschmack liebt, verletzen die Ehrbarkeit. Aber die regelmässigen Stücke der Schaubühne des „Grossen Gottscheds" können die Zuschauer zu vernünftigen Menschen und wohlgesitteten Bürgern erziehen. Wenn also die Abwege vermieden werden, „so sehe ich nicht, was die Freunde der Religion für Ursache haben, über die Schauspiele zu klagen". Zu der Aufführung im Jahre 1742 hatte Heinitz ausdrücklich fremde Werke erwählt und nicht selbst ein Stück geschrieben, wie er nebenbei bemerkt, damit ihm niemand Schuld geben könne, „als ob ich diesen oder jenen in satyrisches Salz hätte einpäckeln wollen"[1]).

Wie weit Mylius unter Heinitz' Schutz gediehen ist, lässt sich nicht feststellen, da alle Zeugnisse fehlen. Leider wissen wir nicht einmal mit Bestimmtheit, wie lange er der Kamenzer Schule angehört hat. Nur das ist sicher, dass er bis Anfang 1742 in Kamenz blieb, und dass das freundschaftliche Verhältnis zu dem Rektor nicht aufhörte. Dies erklärt sich schon dadurch, dass Mylius gerade für das am meisten Interesse zeigte, was Heinitz mit Vorliebe trieb.

Die Stellung Christlobs den Kamenzer Verwandten seines Vaters gegenüber, die nicht seine eigenen Verwandten waren, wird wohl ursprünglich doch die eines Neffen und Vetters gewesen sein. Denn die Patenschaften, die das Haus Lessing auch nach dem Ableben der ersten Frau des Pfarrers Mylius übernahm, zeigen an, dass man

---

ratur" [in der Folge zitiert Crit. Btrge.] Bd. VIII, St. 30, S. 357—359. (Leipz. 1743).

1) Crit. Btrge., Bd. VIII, 1743, S. 360—365.

gesonnen war, die alten verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Ueberdies liegt die Annahme nahe, dass der damalige Catecheta Lessing seinem Schwager und älteren geistlichen Kollegen schon durch den Beruf und obendrein durch eine gewisse Gleichartigkeit der Ansichten nahegestanden habe. Auch musste die geringe Entfernung zwischen Reichenbach und Kamenz, die nur zwei Wegstunden betrug, die Erhaltung eines freundschaftlichen Einvernehmens unterstützen. Der häufig zwischen den Orten hin und hergehende Christlob wird wohl manches Buch aus des Catecheten Bibliothek seinem Vater überbracht haben. Und es wäre nicht minder zu denken, dass der Kamenzer Lateinschüler, wenn er in die Ferien ging, den einen oder den andern von seinen „Vettern", vielleicht auch einmal Gotthold, als dieser noch nicht nach St. Afra übergesiedelt war, nach Reichenbach mitnahm. Allerdings hoffentlich nicht an einem so kalten Tage, wie es der 10. Januar 1740 war, wo der aus den Ferien zurückkehrende Christlob in einen grimmigen Oststurm hineinmarschierte und fast im Gehen erfror [1]) oder, wie am 26. Juni 1741, wo er mitsamt seinem Freunde Istrich auf demselben Wege fast von einem gewaltigen Hagelwetter erschlagen [2]) worden wäre. In den letzten Jahren des Aufenthalts in Kamenz wirkte die Annäherung zwischen Christlob und Heinitz sicherlich ungünstig auf das Verhältnis zu Pastor Lessing ein. Eine natürliche Antipathie mag den Jungen diesem Hause ebensosehr entfremdet haben, wie ihn das des Rektors sympathisch anzog. Zwar wissen wir nicht, dass diese Abneigung sich etwa auf die Söhne übertragen hätte. Wohl aber war der Altersunterschied zwischen diesen und Christlob gerade in jener Zeit so bedeutend, dass er einen engeren Verkehr vielleicht hintanhielt. Am wenigsten Grund, Christlob wegen seiner Annäherung an Heinitz Gram zu sein, hatte natürlich der Bürgermeister Lessing. Denn durch seine Fürsprache war es dem Rektor nur gelungen, in Kamenz zu Amte zu kommen.

---

1) Physikalische Belustigungen (hrsg. v. Christlob Mylius), Bd. I, St. 6, S. 425. (Berlin 1751).

2) Der Naturforscher, eine Wochenschrift. Auf d. Jahr 1747, St. 22, S. 171 und, mit Datierung vom 27. Juni 1741, Phys. Bel., Bd. I, St. 2, S. 139. Anm. (Berlin 1751).

Auch mit den übrigen Verwandten unterhielt Christlob gute Beziehungen. Sicher ist, dass er um 1740 einmal in Hoyerswerda war [1]), was denn Düntzers [2]) Nachricht, dass er häufig im Hause des Justizamtmannes Theophilus Lessing verkehrt habe, einigermassen zu bestätigen scheint. Auch die Namen anderer Verwandten, die teils in Kamenz während der Schulzeit, teils in dessen Umgebung während der Ferien aufgesucht wurden, sind hier und dort überliefert. Da war der Vetter Christian Tobias Ephraim Reinhard, späterer Stadtarzt zu Sagan; da waren die Hortleder [3]), Tschörtner, vielleicht auch die Püschel verwandt und nahe befreundet. In Pulsnitz lebten die Vettern Redslob [4]), in Königsbrück der eine Stiefbruder als Rektor der Schule, in Bischheim der Mutterbruder, Pfarrer Johann Gottlieb Ehrenhaus, und dessen Bruder [5]) Christian Gottlieb als Pfarrer in Gelenau im Meissnischen Erzgebirge. Auf den Wegen dorthin gab es Gelegenheit, sich umzusehen, die Natur zu beobachten: Das Phänomen der Nebensonnen bestaunt Christlob mit ebenso tiefgehendem Interesse, wie er vorher dem Wuchs der Pflanzen in seinem Gärtchen zugeschaut hatte. Mit Tag und Datum behält er das Einfallen des schärfsten Frostes, eines grossen Hagelwetters. Ein unterirdisch schleichender Waldbrand wird dem jungen Naturforscher ebenso zum Problem, wie etwa das Ende der „Schenkin Gräfin" in Reichenbach, die sich erhenkte, als man ihr den Branntwein entzog, an dem sie sich alle Quartal ein paar Tage zu betrinken pflegte.

Das waren die Abwechslungen nach dem ewigen Einerlei der Schule; das waren auch Gelegenheiten, sich über die Not des ärmlichen Lebens, das der Pfarrerssohn schon damals führte, hinwegzutäuschen.

Zwang das schlechte Wetter oder irgend ein anderer Grund zu Hause zu bleiben, so gab sich Mylius während seiner freien Zeit

---

1) Phys. Bel., Bd. II, St. 14, S. 256, Anm. (Berlin 1752).

2) Düntzer, Lessings Leben. S. 23 ff. (Leipzig 1882).

3) S. ebend. S. 18.

4) S. S. 4; Mylius' Reisetagebuch. Teil I. Bernoullis Archiv, Bd. V, S. 98 berichtet, dass er in Hamburg „den Herrn D. Redslob seinen Vetter aus Pulsnitz besuchte und oben S. 4.

5) Oder Vetter? Anfragen beim dortigen Pfarramt waren ohne Erfolg.

schon in Kamenz manchmal seinen poetischen Neigungen hin. Wie das so Sitte war, tummelte er vorzüglich seinen Pegasus, wenn es Leichencarmina zu singen gab. Einerseits um des erlittenen Verlustes willen, andererseits um sich die Gewogenheit hoher Gönner zu erhalten oder vielleicht ausser ein paar Talern als Dank gar neue zu gewinnen.

Die, soweit uns überliefert ist, erste Gelegenheit zu einem Beweis seiner dichterischen Begabung war der Tod der Gemahlin eines Verwandten und Gönners. Der Titel des Gedichtes gibt über alles Wissenswerte Aufschluss. Er lautet[1]): „Bey dem ansehnlichen | Leichenbegängnisse | Der weiland | Woledlen, Viel- Ehr- Sitt- und Tugendbegabten | FRAUEN | Frn. Annen Catharinen | geb. Zschischankin, | Des Woledlen, Grossachtbaren und Wolweisen Herrn, HERRN | Johann Georgc Püschels | Vornehmen des Raths und Wolverdienten | Scabini allhier | Im Leben herzlichgeliebtesten Eheliebsten, | wollte sich durch nachgesetzte | Trauerode | vor die an seinen Brüdern so viele | erwiesene Gütigkeit | dankbar bezeigen | Christlob Mylius. | Camenz, den 14. August 1740."

Es sind zehn sechszeilige Strophen von vierhebigen trochäischen Versen mit der Reimstellung a b a b c c; der Reim a ist ein stumpfer, die übrigen sind klingend. Die Reime sind nicht ganz rein: Schnitt: Gemüth; Blike: zurüke; bezeuget: schweiget, doch werden sie durch die Mundart der Reinheit beträchtlich angenähert. Unglücklich ist, besonders in dem letzten Reimpaar der Strophen, hier und da der Ausdruck, der für unser Gefühl manchmal völlig aus der ernsten Situation herausfällt; so z. B. wenn es heisst:

Und nach seiner alten Mode
Eilt der Körper nach dem Tode.

oder:

Jezo bringt man schon, ach leider!
Die verhassten Sterbekleider!

1) Im Besitze des Herrn Apothekenbesitzers J. C. Mylius, Buttstädt, der mir dies und andere Sachen gütigst zur Verfügung stellte. — Für Püschel s. Lessings S. Schr.[3] hrsg. v. Lachmann-Muncker XVII, 217, 220, 240; XIX. 191, 209, 214, 236.

Besonders an Flickwörtchen verwendet das Poem eine grosse Zahl. Dadurch gelingt es dem Dichter, ganz regelmässig je eine Hebung mit je einer Senkung abwechseln zu lassen.

Es lebt kein tieferes Gefühl unter der ungeschickten Fassung. Pflichtgemäss werden die üblichen Phrasen abgehandelt, weil Johann George Püschel eine gewichtige Ratsperson in Kamenz war und dazu der Syndikus der Stadt, der offenbar als solcher über Stipendien- und ähnliche Angelegenheiten zu entscheiden hatte. Der Titel des Leichencarmens verrät, dass Püschel Christlobs Brüdern manches zugewandt hatte, ihm selbst aber, wie es scheint, noch nichts. Ob dieser jemals Kamenzer Stipendiat war oder ob er es am Ende durch seine Teilnahme an dem Trauerfall geworden ist, können wir leider nicht nachweisen.

Dass der junge Lateinschüler nicht im Ueberfluss lebte, dürfen wir ohne weiteren Beweis annehmen. Denn hätte der Vater auch nur etwas Vermögen besessen, so würde er, der in Grimma Schule genossen hatte, seinen begabten Jüngsten wohl früher auf die Kamenzer oder später wenigstens auf eine berühmtere Schule gesandt haben, als diese es war. Aber in der Sechsstadt hatte der Vater nicht bloss Verwandte, die im Rat Einfluss besassen, und die sich im Notfall einmal Christlobs annehmen konnten, sondern dieser selbst hatte dort auch eher Gelegenheit, durch eigene Arbeit ein paar Groschen zum Studium zu verdienen. Wohlhabendere Bürger und Magistratspersonen gaben nämlich ihren Kleinen zur ersten Vorbildung ältere Schüler der Lateinschule als Lehrer. Ein solcher ist Mylius auch gewesen, da denn auch die Bezeichnung als „adjungirter Schulhalter" ihre Berechtigung herleiten mag. Schon 1741 muss er eine solche Stelle inne gehabt haben, das erweist ein zweites Trauergedicht: „Den frühen und unvermutheten Abschied | eines hofnungsvollen Kindes, | Weiland | Gottlob Ludolphs, | Des Tit. pien: | HERRN | Herrn Friedrich Ludolph | Hortleders, | Sr. Königl. Maj. in Preussen, und Churfürstl. Durchl. | zu Brandenburg Hochbestallten Regimentsfeldscheers | des löblichen Nassauischen Regiments, | im Leben ganz besonders liebgewesenen | Söhnleins | von 4 und 3 Vierteljahren, | Welches am 23sten Jenner die-

ses 1742sten Jahres | im Herrn selig entschlief, | und am 28sten darauf öffentlich zur | Erde bestattet wurde, | beweinet, | Zum Zeichen seiner herzlich gehegten | Liebe, gegen seinen gewesenen | Schüler | Christlob Mylius. | Camenz, gedruckt mit Hohlfeldischen Schriften“ [1]).

Christlob hat, wie es scheint, nur die drei Kinder des Regimentsfeldscheers unterrichtet und sie offenbar recht liebgewonnen. Denn aus diesem Gedicht, so breit und unbeholfen es in der Anrede der Eltern und besonders im Ausdruck des Schmerzes des auf dem Feldzuge befindlichen Vaters ist, spricht eine warme persönliche Teilnahme an dem Kinde, dessen heiteres, zutraulich-eifriges Wesen ihm besondere Freude gemacht hat. Es offenbart sich hier zum ersten Mal Mylius' Befähigung zum Dichter.

Wenige Wochen nach diesem Ereignis verliess er Kamenz endgültig und zog heim, um noch eine kurze Zeit bei dem alten, kränkelnden Vater zu verleben. Aber bald hiess es, das Bündel schnüren, und „Auf zur Universität!“

1) Siebenundzwanzig einfache Jamben. Reimstellung a b a b c c, davon a und c stumpf. Das Gedicht ist aus dem Bes. des Herrn Apothekers J. C. Mylius.

II. Lehrjahre. 1742—46.

1. Schönwissenschaftlich-kritische Tätigkeit.

Ende April 1742 traf Christlob Mylius in Leipzig ein; unter dem Rektorat D. Christian Friedrich Börners ward er am fünften Mai in die Matrikel eingetragen [1]). Aber die Freude der neugewonnenen akademischen Freiheit sollte nicht lange dauern. Er hatte den Vater in schwerer Krankheit verlassen. Kaum war er vier Wochen auf der Universität, als ihm die Nachricht zukam, dass sein Vater am 4. Juni gestorben sei.

Vierundzwanzig lange Jahre hatte der Pfarrer Mylius in Reichenbach sein Seelsorgeramt treulich verwaltet; und wie er kärglich gelebt hatte, so war er arm gestorben. Seinen fünf Söhnen hinterliess er nichts als das Bewusstsein, dass er ein Mann gewesen sei, dessen Ideen nachzueifern eine edle Aufgabe war.

Christlob Mylius hatte sich dem Studium der Medizin gewidmet, weil dieses seinen aufs Praktische gerichteten Neigungen am meisten entsprach. Walther [2]), Hebenstreit [3]), Güntz [4]) waren hauptsächlich

1) Nach gütiger Mitteilung des Universitäts-Sekretariats zu Leipzig.

2) Hofrath D. Augustus Friedr. Walther. Therapeut. P. P.; er las meist nach Boerhaves Lehrbüchern. Geb. 1688, gest. 1746. Nachrichten von den Bemühungen der Gelehrten und andern gelehrten Sachen in Leipzig auf d. Jahr 1746, Bd. II, 12. Okt.

3) D. Johann Ernst Hebenstreit. Anatom. et Chirurg. P. P. Hebenstreit hatte eine Forschungsreise in Afrika gemacht. Für seine Art ist bezeichnend, dass er dem Kaiser von Marocco in zerrissenen Strümpfen seine Aufwartung machte. Friedr. W. Eichholz, Lichtwers Leben und Verdienste, Halberstadt 1784. 1749 ging er als P. P. der Naturg. und Kräuterlehre nach Petersburg. Gött. gel. Ztgen., 1749, S. 712. Genaue Daten s. bei Martin Grosse, Die beiden Afrikaforscher Johann Ernst Hebenstreit und Christian Gottlieb Ludwig. Ihr Leben und ihre Reise. Leipz. Diss. 1902.

4) D. Justus Gottfried Günz. 1714—1754. Seit 1738 Dr. u. Extr. der Anatomie. 1739 grössere Studienreise an viele Univ. bis Paris. Leipz. neue gel. Ztgen. 1754, S. 860. Trat April 1747 seine Prof. an. Nachrichten v. d.

in dieser Wissenschaft seine Lehrer; vorzüglich verehrte er in dem berühmten Mediziner und Naturwissenschaftler Ludwig [1]), der, wie Hebenstreit, Anhänger des Botanikers Rivinus war [2]), den akademischen Lehrer, dem er den grössten Teil seiner Kenntnisse auf diesem Gebiete verdankte; besonders ging er öfters mit ihm botanisieren. Ausserdem trieb er Chemie bei Hundertmarck [3]) und Böhmer [4]). Bei dem damals hochberühmten Winckler [5]) Philosophie und Experimentalphysik; Astronomie, Arithmetik, Geometrie und Algebra bei Heinsius [6]), besonders aber interessierte er sich für die mathematischen Kollegia Kästners [7]), mit dem er auch Naturgeschichte trieb. Dieser war selbst in der Botanik ein Schüler Ludwigs, ging aber auch mit Böhmer häufig auf botanische Exkursionen [8]). Neben all diesem hat er Institutiones Juris und Jus criminale gehört, und zwar bei dem

---

Bem. der Gelehrten in Leipzig 1746, B. II, S. 287. 1750 ging er als Leibarzt nach Dresden. Ebendort S. 718.

1) D. Christian Gottlieb Ludwig war 1742 Extr. Med.; er ist Verf. der Tragödie „Ulysses in Ithaka" und viell. der Briefe die Einführung des engl. Geschmacks betreffend, s. Waniek: Gottsched, S. 335, und Martin Grosse a. d. S. 15. Anm. 3. a. O. 1748 Ord. Med. an Platners Stelle. Gött. gel. Ztgen., Merz 1748, S. 216.

2) Julius Sachs. Gesch. der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860, Gesch. der Wissenschaften, Bd. 15, S. 81 (München 1875). Sachs nennt Rivinus' System, das auf dem symmetrischen und unsymmetrischen Bau der Blüte beruhte, völlig ungenügend.

3) Carl Friedrich Hundertmarck, prom. 1740; wurde 1748 Extraord. der Mediz.; vgl. seinen Einfluss auf Lessing Th. W. Danzel, Gotthold Ephraim Lessing, Bd. I, S. 63 (Leipzig 1850).

4) Geb. zu Liegnitz 1718. Seit 1737 studierte er in Leipzig; war Sylverstainscher Stipendiat seit 1741. 1744 Mag. 1745 Dr. med. 1748 Extraord. Anatom. et Chirurgiae. Gest. 1754.

5) Johann Heinrich Winckler. Seit 1739 Extraord. d. Philos. 1750 Ord. Er las an philosoph. Collegien: 1743 W. S. Interpretatio Dialogorum Platonis de amina, Deo et mundo. 1745 Phaedo. 1746 Epicteti Enchiridion. usw. Vgl. auch: Otto, Lexik. oberlausitzer Schriftsteller u. Künstler, Bd. III, S. 529 (Görlitz 1803).

6) Gottfried Heinsius. Seit 1745 Ordinarius der Mathematik, war vorher in Petersburg.

7) Mag. Abraham Gotthelf Kästner, der bekannte Satiriker und Epigrammatiker.

8) Kästner an Abt Carpzov. Göttingen, d. 6. Okt. 1799. Neuer Teutscher Mercur, hrsg. v. Wieland, 1. Bd., S. 264 (Weimar 1804).

jüngeren Mencke. An Disputierübungen nahm er Teil bei Gottsched und Chladenius[1]), besonders aber bei Kästner. Ueber Dichtkunst und Redekunst hörte er natürlich Gottsched.

Der Tod des Vaters hatte den jungen Studenten, ehe er sich noch recht in den Kollegien umgesehen hatte, mit einem Schlag aller Mittel beraubt. Und da er in Leipzig keinen Gönner besass, so sah er sich völlig auf sich selbst angewiesen. Es glückte ihm aber noch im ersten Semester ein Stipendium von fünfundsiebzig Talern aus der Sylverstainschen Stipendienkasse[2]) zu erhalten — für das er auch einmal eine Lob- und Dankrede halten musste[3]). Ausserdem bezog er vier Jahre lang das Kgl. Procuratur-Stipendium von jährlich dreissig Gulden und hatte drei Semester hindurch Freitisch im Convictorium. Aber dies genügte kaum, den jungen Studenten in dem teuren Leipzig vor den grössten Entbehrungen zu schützen. Durch Stundengeben und Schriftstellern musste er versuchen, sich eine kleine Nebeneinnahme zu verschaffen, mit der er das bescheidene Obdach, das er mit einem anderen Studenten teilte[4]), bezahlte.

Wie oft mag er sich in jenen Tagen nach Kamenz oder nach Reichenbach zurückgesehnt, wie oft sich an seine Brüder um Hülfe gewandt haben! Aber der einzige von ihnen, der überhaupt schon ein Amt hatte, der älteste der Stiefbrüder, Christlieb, konnte ihm wohl von seinem kärglichen Einkommen als Rektor der Schule zu Königsbrück keine dauernde Unterstützung gewähren, zumal er

---

1) Johann Martin Chladenius, seit 1742 Extrao. antiquitatum eccl. Im Disputatorium legte er zu Grunde „Sylloge sententiarum Leibnitiarum in usum collegii disputatorii recognita." Nachrichten v. d. Bem. d. Gelehrten in Leipzig 1743, Anhang. 1747 wurde er Rector zu Coburg; seit 1748 ist er Ord. theol. zu Erlangen. Schrieb dort die Wochenschrift „Theolog. Ergötzungen" 1755/56, die sehr beliebt war. Der neue Sammler zum Vergnügen und Nutzen der Teutschen, Erlangen 1766, S. 522.

2) Das Sylverstainsche Stipendium galt auf 3 Jahre. Der Betrag eines mittleren, wie es Mylius erhielt, belief sich auf 80 Thlr., doch wurden Verwaltungskosten abgezogen, s. Johann Daniel Schulze: Stipendien-Lexikon von und für Deutschland, I. Teil, Leipzig 1805, S. 196/197.

3) Den 17. April 1743. Nachr. v. d. Bem. d. Gelehrten in Leipzig 1743.

4) Einen „ehemaligen Stubenburschen", Regimentsfeldscheer Blümke, suchte Mylius 1752 in Breda (Holland) auf. Bernoullis Archiv VII, 127. 131 (Leipzig 1787).

kränklich war und Familie hatte. Die übrigen Brüder waren noch „Candidaten" und hatten kaum selbst das tägliche Brot. Da blieb denn Christlob keine Wahl. Er schlug sich schlecht und recht durch. Fast ein ganzes Jahr lang hören wir nichts von ihm. Er wird es wohl mit eifriger Arbeit hingebracht haben, war sie doch der einzige Weg, der ihn aus seiner schlimmen Lage herausführen konnte.

Erst um Ostern des Jahres 1743 finden wir ein Lebenszeichen von ihm auf eine unangenehme Nachricht hin, die er aus der Heimat erhielt; sie betraf den geliebten Rektor Heinitz[1]) zu Kamenz. Die Bürgerschaft hatte es nach langen Hetzereien dahin gebracht, dass der modernen Anschauungen huldigende Mann, der die Schule hatte reformieren wollen, durch einen Anhänger des alten Systems ersetzt wurde[2]). Man sagte Heinitz den Dienst auf; besonders hatte sich, wie wir schon sahen, der Pfarrer Lessing, der Vater Gotthold Ephraims, gegen ihn erklärt. Denn Heinitz hatte öffentlich das Theater verteidigt; und das sah der Pfarrer für eine Gefährdung der Sittlichkeit und eine Verführung der Jugend an. Ueberhaupt atmeten Heinitz' Programmata einen so freien Geist, dass sie der kleingeistigen Orthodoxie eines Landstädtchens durchaus unpassend erschienen. Heinitz war froh, den Quälereien, die ihm alles Schaffen verleidet hatten, zu entgehen. Er durfte auch um seine Zukunft unbesorgt sein, denn die Stadt Löbau hatte ihn — wie es scheint in bewusstem Gegensatz zu Kamenz — zu ihrem Schulrektor erwählt[3]).

Als Mylius die Nachricht von dem Beschluss des Kamenzer Magistrats bekam, wusste er nichts Eiligeres zu tun, als dem Rektor Genugtuung zu verschaffen. Er gab also in gemessenen Alexandrinern der Stimmung Ausdruck, die schon die vertrauten Be-

---

1) Vgl. dazu die Darstellungen bei Danzel, Lessing, Bd. I, S. 17—19 (Leipzig 1850) und den Abdruck danach bei H. Göring, Lessings Leben, als Suppl. zu den Werken. S. 22—25 (Stuttg. Cotta Nachf. o. J.)

2) Seine Stelle erhielt ein M. Johann Aug. Behrnauer, geb. 1712 zu Bautzen. Rektor zu Kamenz am 8. Juli 1743; gest. am 8. Juli 1744. Seine erste Einladungsschrift zeigt den Geist, in dem man in Kamenz ein Rektorat geführt wissen wollte: „Von einigen Pflichten der Schulen gegen die Obrigkeit und Bürgerschaft", Kamenz 1744. Otto, Lexikon oberl. Schriftsteller, Bd. I, 1. S. 84 (Görlitz 1800).

3) Er starb dort als Lycealrektor 1790.

kannten von Heinitz und heimlich sicherlich auch der Rektor selbst geäussert hatten. Zugleich wünschte er ihm zum Antritt seines neuen Amtes verbindlich Glück: „Dem | Hochedlen und Hochgelahrten Herrn | HERRN | M. Johann Gottfried Heinitz | erklärt sich | bey dessen im Aprilmonate 1743 geschehener Verwechselung | des camenzischen Rektorats mit dem löbauischen | ein | verbundener Diener | Christlob Mylius. | d. A. B. | Leipzig, | gedruckt bey Bernhard Christoph Breitkopf“ [1]).

Zwar waren die Alexandriner leidlich geraten, zwar hatte Professor Christ [2]), wie es hiess, die schlimmsten Stellen daraus getilgt, aber dennoch war der Traum, der Mylius nach Kamenz und in die Versammlung der Stadtväter führte, so natürlich und so scharf umrissen, dass man den Weg, den der Träumende genommen haben wollte, sowie die ungenannten Personen, die er im Rathaus versammelt fand und nicht gerade höflich behandelte, ohne Schwierigkeit erkennen konnte. Das Gedicht, das Mylius in hundert Exemplaren hatte drucken lassen, von denen fünfzig dem Adressaten zugestellt wurden, kam in die Hände des Kamenzer Schülers Karl Gottlieb Camenz wahrscheinlich durch seinen Mitschüler [3]) Christian Gottlieb Istrich, Mylius' Jugendgespielen. Der Magistrat hörte, dass es einen Spott auf ihn enthalte, er forderte Camenz vor. So kam die Sache an die Oeffentlichkeit. Sofort erhob sich ein gewaltiges Protestieren gegen die Frechheit des früheren Kamenzer Lateinschülers. Waren doch in dem Gedicht nicht nur die Kamenzer oder einzelne

---

1) Das Gedicht ist mehrfach abgedruckt worden. Die meisten Lessing-Biographien bringen es nach Danzel: Lessing, Bd. I, S. 18—19 (Leipzig 1850) dort fehlt, wie schon in dem gleich zu zitierenden ersten Abdruck durch Gräve, N. Oberl. Magazin, XIV. Bd., 1836, S. 303 ff., der vierte Alexandriner mit dem Reim auf „Felder“.

2) Die Darstellung stützt sich auf den Bericht von H. Gräve, Kamenz 1835 im Neuen Oberlausitzischen Magazin, XIV. Bd., 1836, N. F. Bd. I, S. 303—311. Aus Prof. Christs Briefwechsel hat sich in Leipzig nichts erhalten. Gütige Mitteilung der Univers.-Bibliothek zu Leipzig.

3) Vgl. dazu: Camenz' kurze Biographie in Nachrichten v. d. Bem. d. Gelehrten in Leipzig, Bd. II, 1746, S. 145 und Istrichs kurze Biographie ebendort, S. 134.

Respektspersonen, sondern der gesamte Magistrat, darunter der Bürgermeister Lessing und der noch vor wenigen Jahren untertänigst mit einem Leichencarmen auf seine verstorbene Ehegattin geehrte und umschmeichelte Skabin Püschel und obendrein der Pfarrer Lessing mitsamt den frommen Seelen seiner Gemeinde aufs schärfste herumgenommen. Besonders schlecht kam neben dem älteren Bürgermeister Schubert der Pfarrer Lessing weg. Es scheint fast, als habe Mylius ihn zum Spott nicht nur in seiner Art zu predigen genau geschildert, sondern ihm obendrein die Worte in den Mund gelegt, die er gegen Heinitz zu brauchen pflegte, wenn es heisst (Vers 57 ff.):

Er presste Wort auf Wort mit ungemeiner Müh,
Mit laut und klarem Ton aus angestrengter Lunge[1]);
Der rohen Jugend Herz — schrie er — ist lastervoll!
Sie hört nicht Gottes Wort! weil, der sie lehren soll,
Sie durch sein Leben selbst in aller Bosheit stärket!
Ach! meine Lieben! ach! das werde ja vermerket.

Rektor Heinitz dagegen ward in dem Gedicht ausserordentlich erhoben und die Schüler als für ihn Partei nehmend hingestellt. Ganz Kamenz aber widerfuhr dadurch eine Schmach, dass der Rektor in dem Gedichte erklärte, es herrsche dort nur Unvernunft und Heuchelei; Löbau dagegen wurde, als mit besonders klugen Einwohnern gesegnet, herausgestrichen.

Mylius wird das Gedicht Heinitz selbst überreicht haben. Wahrscheinlich hielt er sich während der Osterferien des Jahres 1743 ein paar Tage in Kamenz auf, ehe er, wie wir annehmen dürfen, zu seinem ältesten Stiefbruder, dem Rektor in Königsbrück, weitermarschierte. Obwohl er die Farben in seinem Gedicht etwas dick aufgetragen hatte, muss er dessen verderbliche Wirkung gar nicht geahnt haben. Vielleicht wiegte ihn auch die Gewohnheit, frei seine Meinung zu äussern, dazu das Vertrauen auf die gerechte Sache, deren er sich annahm, und nicht zum wenigsten die Einkleidung seiner Aeusserungen in die Form eines Traumes, in Sicherheit. Der Magistrat aber machte kurzen Prozess. Er liess Mylius am

1) Man denke hier an das, was Lessing später aus Berlin an den Vater über Theophilus' Eignung zum Prediger schreibt. Es wird dem Vater Lessing ähnlich gegangen sein, wie es dort von Theophilus heisst. G. E. Lessings S. Schriften[3] hrsg. von Lachmann-Muncker, Bd. 17, S. 33.

25. April gefänglich einziehen und nahm ihn in strenges Verhör [1]). Mylius leugnete getreu der allgemeinen Theorie von der Satire, in der Tat aber ein starkes Stück, jegliche „in seinem Innern erzeugte Anspielung" auf Kamenz. Er blieb dabei, dass seine Satire ein Traum sei. Das darin Vorgebrachte sei im allgemeinen anwendbar und auf mehrere Orte beziehbar. Aber der Magistrat zeigte für diese schöne, schulgerechte Auseinandersetzung über das Wesen der guten Satire kein Verständnis. Er holte beim Wittenberger Schöppenstuhl ein Urteil gegen den Inkulpanten ein. Und dieser fällte den Spruch:

„Dass Christlob Mylius denen Fol. 8 benannten Personen eine Abbitte vor Gericht zu thun und alle durch diese Untersuchung verursachten Unkosten abzustatten schuldig, übrigens nach Gutbefinden der Obrigkeit entweder eine Woche mit Gefängniss, oder um zwanzig Thaler zu bestrafen sey. Wittenberg, den 8. Maj 1743."

Das Urteil war für Mylius hart genug. Wie es vollstreckt wurde, ist nicht überliefert. Bürgermeister Lessing hatte sich, wohl in dem drückenden Bewusstsein, dass doch die Beleidigung gegen ihn ganz unerheblich war, und dass er durch die Wandlung seiner Haltung gegen Heinitz ein Unrecht begangen und damit dem Sohne seines verstorbenen Schwagers zur Abfassung seines Gedichtes Anlass gegeben hatte, erboten, fünfundzwanzig Thaler Kaution für Mylius zu stellen, falls er schuldig gesprochen würde. So brauchte dieser wohl nicht mit dem Gefängnis Bekanntschaft zu machen.

Die Art der Vertreibung Heinitzens und sicherlich auch der Spott auf die Kamenzer, den Mylius inauguriert hatte, trug diesen späterhin noch manche bittere Frucht. Und es hat fast den Anschein, als ob der Bestrafte sich selbst an ihnen gerächt hätte: Zwei Mal tauchen im „Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten" Rezensionen auf, die seiner Stimmung gegen die Kamenzer völlig entsprechen. Das eine Mal, bei Gelegenheit der Besprechung eines

---

1) Die „Untersuchungsakten contra Hrn. Christlob Mylius Med. Stud., in pto eines gefertigten injurieusen carminis betreffend" sind bei Abgabe der Gerichtsbarkeit an den Staat vom Kamenzer Archiv an das Kgl. Amtsgericht weitergegeben worden und dort „bereits vor vielen Jahren zur Vernichtung gelangt". Gütige Mitteilungen des Stadtrats zu Kamenz und des dortigen Kgl. Amtsgerichts.

Schriftchens des Conrektors C. G. Prätorius zu Kamenz [1]), macht der Rezensent sich über die Schwäche dieses Produktes lustig, glaubt aber behaupten zu dürfen, dass den „gelehrten camenzischen Spiessbürgern" diese Schrift recht gefallen werde. Das andere Mal heisst es in der Rezension einer Einladungsschrift von Heinitz [2]): „Ob und in wie fern ein Schüler glauben müsse?" [3]), in der der Gebrauch der Vernunft und des eigenen Nachdenkens vorzüglich erhoben wurde, geradezu: Heinitz zeige in seiner Schrift, „wie ein würdiger Schulmann er ist. Baten ihn gleich vor einigen Jahren die Gergesener [4]), dass er aus ihrer Grenze weichen möchte; so fand er doch bald einen bessern Aufenthalt, und gründete den Bau der einen Schule auf den Ruin einer andern . ."

Ganz sicher von Mylius aber sind die Worte, die er im vorletzten Stücke des „Freygeists", seiner moralischen Wochenschrift [5]), gewiss geradezu an die Adresse der Kamenzer richtete. Der Besuch öffentlicher Schulen, heisst es dort, sei empfehlenswert, wenn die Schule g u t sei. Dies aber hänge im Wesentlichen von den A u f s e h e r n und darunter den Geistlichen ab, von denjenigen, *welchen der Pöbel auf ihr ehrwürdiges Ansehen glaubt, wenn sie öffentliche Schulen, bey aller Gelegenheit, vor dem Volke schwarz machen, und Lehrer und Schüler hässlicher abmalen, als den Teufel und seine Engel.*

Wir können wohl glauben, dass dem Vater Lessing das Urteil, das der Sohn seines Schwagers öffentlich über seine Persönlichkeit und über seine Geistesrichtung fällte, durchaus nicht einerlei war. Vielmehr muss es ihn geradezu erbittert haben, besonders da es durch diese späteren Andeutungen immer wieder auftauchte [6]); Andeutungen, die geeignet waren, die Bürgerschaft gegen ihn, als den

1) Hamburg. unparth. Corresp., St. 41, Merz 1747.

2) Hamburg. unp. Corresp., St. 110, 15. Julius 1747.

3) Löbau 1747.

4) Auch in Mylius' Naturforscher 1747/1748, S. 350, bringt er einmal die „Gergesener", allerdings nur in Verbindung mit ihren „Lieblingen", vor.

5) Leipzig 1745. Blatt 51.

6) Mylius liess noch 1743 Heinitz' Programme und eine Einleitung zu einer eigenen Abhandlung, die auf die Kamenzer Sache Bezug nahm, in Gottscheds „Critischen Beyträgen" Bd. VIII, St. 30, S. 298 u. 354—368 abdrucken. S. u. S. 38 und 42.

Haupturheber des Unglücks, aufzubringen. Zudem wird Frau Sabina Lessingin nun gar in dem vielleicht knapp der Gefängnisstrafe Entgangenen den Ausbund aller Schlechtigkeit gesehen haben. So ist aber auch viel begreiflicher, wie es kam, dass der Vater Lessing Mylius die Jugendtorheit nicht verzeihen konnte, dass er im Gegenteil, je älter er wurde, desto mehr geneigt war, dessen Tun von der ungünstigsten Seite anzusehen.

Was unserm Mylius für sein deutsches Gedicht den Beistand Professor Christs errungen haben mochte, ist uns völlig unbekannt. Christ, den Kästner verspottete, weil er den Ausspruch getan, dass man lateinisch dichten müsse, wenn man auf die Nachwelt kommen wolle [1]), war damals noch nicht Professor „poeseos"; aber er war ein guter Freund des Mediziners Hebenstreit und gab mit diesem im Jahre 1743 das „Museum Richterianum, sistens Fossilia, metalla, metallica, Lapides . . ." heraus, für das er die „geschnittenen Edelsteine" beschrieb. Es wäre immerhin möglich, dass Mylius durch Hebenstreit an ihn empfohlen war. Oder hat Mylius damals bei Christ Collegien gehört? wie er denn auch in seiner Selbstbiographie [2]) angibt: *Longe plura adhuc alia Collegia . . . frequentavit, quae autem omnia recensere nimis prolixum foret.* Es ist über diese Frage keine Sicherheit zu gewinnen [3]).

Aber noch ehe Mylius seine erste schönwissenschaftliche Leistung aus Leipzig hatte ausgehen lassen, die doch nur seinem persönlichen Empfinden entsprungen und an alte Freunde gerichtet war, also nicht die Schwierigkeiten bot wie eine etwa für fremde Augen bestimmte, hatte er auch seine erste wissenschaftliche Tat vollbracht.

Gottscheds Kollegien und Uebungen scheinen auf Mylius seit seinem Eintreffen auf der Universität grosse Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Schon die Verehrung des geliebten Lehrers Heinitz

---

1) Abraham Gotthelf Kästner's gesammelte Poetische und Prosaische Schönwissenschaftliche Werke, Theil II, S. 26, Nr. 18 (Berlin 1841).

2) Hist. Myl. 1752 II, S. 109.

3) Man könnte vielleicht auf die Vermutung kommen, dass Christ. Gottsched, der alles in die Hand bekam, was Breitkopf druckte, bei der Korrektur des Gedichtes für seinen Anhänger mitgewirkt und dass sein Vorname zur Verwechslung mit Prof. Christ Anlass gegeben hat. Doch fehlt für sie jeglicher Beweis.

für Gottsched hatte dies vorbereitet. Aber auch die überragende Gestalt dieses Mannes, sein wissenschaftliches Ansehen, das trotz der vielen Angriffe im Anfang des Jahres 1742 dem Neuling noch ohne wesentlichen Widerspruch schien, musste den jungen Studenten, der keine andere Meinung kennen gelernt hatte, für ihn einnehmen. Seine Dankbarkeit gewann Gottsched vielleicht zuerst dadurch, dass er dem Darbenden mit kleinen Unterstützungen zu Hülfe kam, bis ihm — durch seine Vermittlung [1]) — ein Stipendium zuteil wurde. Zwar warb Gottsched, wenn er auch den Verdacht der Proselytenmacherei weit von sich ablehnte [2]) — wie Rabener an Friedrich von Hagedorn schreibt [3]) — „auf Preussisch, und keines ehrlichen Mannes Kind . . [war] vor ihm sicher." Aber für den des Notwendigsten Entbehrenden kam eine solche Unterstützung wie ein Geschenk des Himmels.

Gottsched hatte im Jahre 1742 die Herausgabe einer kleinen astronomisch-physikalisch-theologischen Abhandlung des Rektors Johann Heyn [4]), späteren Predigers zu Netzen in der Mark Brandenburg, „Versuch von den Cometen, der Sündflut und dem Vorspiele des Jüngsten-Gerichts" vermittelt und geradezu die darin vertretenen Ansichten, d. h. die Whistonianische Schöpfungslehre seinen deutschen „Landesleuten" zuerst bekannt gemacht [5]). Er handelte im Sinne der Alethophilen, jener Gesellschaft der Wahrheitsfreunde, deren Vorsitz der Graf Manteuffel führte und deren Mitglied Heyn gewesen zu sein scheint. Kein Wunder, dass Gottscheds junger Schüler Mylius, dessen naturwissenschaftliches Interesse durch das Studium der Medizin noch vermehrt worden war, diese Schrift, die

---

1) So: [Johann Gottfried Reichel] Freymüthige Anzeige einiger Irrthümer, welche Herr Friedr. Wilhelm Zachariä in seinem Gedichte, welches er dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet, wider seinen Willen begangen hat. o. O. 1756. S. 23.

2) Frau Gottsched an den Grafen Manteuffel. Leipzig d. 3. Nov. 1745. Briefe der Frau L. V. A. Gottschedin, hrsg. von Frau von Runkel, Bd. I, S. 293 (Dresden 1771).

3) Leipzig, den 9. Mai 1747. Friedr. v. Hagedorns Poetische Werke, hrsg. von J. J. Eschenburg, Bd. V [zit.: Hagedorns Poet. W. V] S. 226 (Hamburg 1800).

4) Erwähnt: Waniek, Gottsched, S. 393.

5) Heyn, Kometenbriefe 1745, S. 165 [vollständ. Titel s. u.]

Astronomie, Meteorologie, Metrologie, Physik und aufklärerische Theologie in spannendster Weise verband, mit grösstem Eifer studierte. Das Resultat dieses Studiums war die Sehnsucht, sich mit einem so umfassenden Geist, als welcher Heyn dem Anfänger erscheinen musste, in Verbindung zu setzen, von ihm selbst sich unterrichten zu lassen. Zu diesem Zwecke ging Mylius an die Arbeit und brachte zweierlei zustande: ein entsetzlich langes Alexandrinergedicht [1]), betitelt: „Vom Vorspiel des jüngsten Gerichts", und einen wissenschaftlichen Begleitbrief. Beides ging am 10. April 1743 von Leipzig nach Netzen ab. Der Brief ist mit „B. S." [2]) unterzeichnet. Gedicht und Brief hat uns Heyn in seinen „gesamleten Briefen von Cometen" [3]) erhalten. Der Brief ist als erstes Zeugnis von Mylius' wissenschaftlicher Betätigung so wichtig, es knüpft eine solche Reihe von Folgen an ihn, dass wir näher auf ihn eingehen müssen.

Pastor Heyn war eine frische, selbstbewusste, aber durchaus nicht hochmütige Findernatur; ein Entdecker mit allen Licht- und Schattenseiten: Er liebt nicht das kuriale Wesen, Etikette wendet er seinen Korrespondenten gegenüber nicht an, und er verbittet sie auch für sich selbst. In seinen wissenschaftlichen Aufstellungen ist er kühn, überkühn, wirbt aber offen um Gegner, bittet sogar z. B. Gottsched in einem Briefe [4]) ausdrücklich, er möge ihm ja Gegner auf den Hals hetzen, die ihm Gegengründe anführen und zusenden

1) Ueber 250 Verse!

2) Dass beides von Mylius ist, erweist, ausser der Chiffre [Christlo] B. [Mylius] S., Sprache und Inhalt. Einen Teil des Briefes benutzt er unter Angabe des vollen Namens 1744 in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes". Ausserdem lobt er Heyn in den [„Hällischen] Bemühungen zur Beförderung d. Kr. und d. guten Geschm.", St. 8, S. 627, und späterhin oft.

3) Johann Heyns, Predigers zu Netzen bey Brandenburg in der Mark, Gesamlete Briefe von den Cometen, der Sündflut, und dem Vorspiel des jüngsten Gerichts, etc. Worinnen er sich theils den Unternehmungen des Herrn Professor Wiedeburgs, Hn. Prof. Knutzens, Hn. Rect. Guttmanns, Hn. Mag. Schuberts, Hn. Mag. Obbarius, und seiner übrigen gelehrten Gegner bescheiden widersetzet; theils einige Materien anbringet, welche zur Erläuterung seines Versuchs dienen sollen. Berlin und Leipzig, bey Ambrosius Haude, 1745, S. 767 ff. [zitiert: Heyns Kometenbriefe].

4) Heyn an Gottsched, Brandenburg, den 29. May 1743. Origin. im Bes. der Univ.-Bibl. zu Leipzig, Gottscheds Briefw.

sollen. Findet er ihre Einwendungen stichhaltig, so stimmt er ihnen ohne Rückhalt bei, druckt sie sogar ausführlich und mit dem Bekenntnis seines eigenen Irrtums ab. Starke Phantasie, begründet auf bewegtes Innenleben unterscheidet ihn von allen doktrinären Kollegen im Pfarramt und auf dem Lehrstuhl. Den guten Geist der Aufklärung sucht er in sein Geschäft hineinzutragen, den ihm veraltet dünkenden Bau des Dogmatismus mit neuen Ideen zu beleben. Dabei ist ihm die Weihe seines Amtes durchaus heilig: er will Pfarrer sein bis an sein Lebensende, aber ohne kleinliches Kleben am Ueberlieferten, ohne sein Pfund zu vergraben. Im positiven Denken und Weiterbilden des Gegebenen nach bestem Wissen und Gewissen sieht er die schönste Seite seines ernsten Berufes. Er nennt sich selbst einen „schlechten Landprediger", keinen „Seher" und auch „kein Kirchenlicht".

Es steckt eine so originelle Begabung und eine solche Willenskraft in diesem Manne, dass w i r ihn bewundern müssen. Aber in jener kurialen Zeit musste er zum Stein des Anstosses werden. So fand er denn, wie schon der Titel seiner Kometenbriefe zeigt, Gegner die Menge [1]). Die Wissenschaftler antworteten fast alle höflich, wie er ihnen, und nahmen ihn ernst [2]). Die Theologen fielen ihn grob und auffahrend an und hielten ihn für einen Verführer der Menschheit. Aber Heyn liess sich das nicht verdriessen. Er führte mit ruhigem Gewissen einen fröhlichen Krieg, besonders gegen die philiströsen Vertreter der Orthodoxie.

Seine eigene wissenschaftliche Leistung ist nicht hoch anzuschlagen. Er übernahm das Whistonianische System fast ohne Veränderung. Und seine Lehre vom Seelenschlaf, die er später auf-

---

1) Man sehe unter anderem die Wochenschrift: Berlinische Sammlung nützlicher Wahrheiten (Berlin d. A. Gohl 1742), die eine satirische „Wunderbare Nachricht" gegen Heyn brachten. Vgl. Geiger, Berlin 1688—1840. Bd. I, S. 415 (Berlin 1893).

2) S. dazu z. B. F r. W. E i c h h o l z, Lichtwers Leben und Verdienste: S. 25/26 und 111—119 (Halberstadt 1784) und: Uz an Gleim, Gleim an Uz und Ramler an Gleim. Briefwechs. zwischen Gleim und Uz (P. d. Stutt. Litt. Vereins), hrsg. von C. Schüddekopf, S. 204, 206 und Anm. S. 478 (Tübingen 1899).

brachte, hatte ebenfalls Vorgänger [1]). Aber die Art, wie er verteidigt, und die Mittel, die er dazu heranzieht, musste jeden, der ohne theologisches Vorurteil und vielleicht ohne allzugrosse Kenntnisse an seine Schriften herantrat, fesseln, jeder stark individuell Fühlende in ihm einen Gleichstrebenden erkennen. So ging es auch Mylius.

Er nahm die Aufforderung Heyns zur Prüfung seiner Behauptungen an, die dieser mit der Uebersetzung des „Sendschreibens eines parisischen Astronomi" [2]) an alle Gelehrten hatte ergehen lassen.

Gegen die Hauptmaterien des Heynschen „Versuchs" hat er trotz scharfen Nachdenkens keinen Einwand ausfindig machen können. Ja er hat sie statt dessen sogar — zur höchsten Befriedigung Heyns — mit grosser Mühe und Sorgfalt in Alexandriner gebracht. — Die sind allerdings auch danach! — Dagegen hat er, wie das Anfängerart ist, bei einigen Nebensachen etwas anzumerken. Mit den ersten Worten gesteht er gleich offen ein, dass er *nicht unter die gelehrten und erfahrnen Leser zehle* [3]), dass er deshalb wohl auf gütige Verzeihung hoffen dürfe, falls seine Einwürfe sich als ungegründet erweisen sollten. Aber das Buch, das so hoch angesehen ist, dem der „grosse Gottsched" sein Lob spendet, hat auf ihn *zehn mal mehr* Eindruck gemacht [4]), *als alle die vielen Predigten, welche ich mein lebetage gehöret habe.* So schreibt der Pfarrerssohn in schmerzlichem Andenken an das Uebermass, das er hat geniessen müssen. Es lässt ihn nicht los, bis er statt der flüchtigen Einwürfe mancher voreiligen jungen Leute, die in ihm ein Gefühl des Mitleids ob ihrer Unwissenheit erweckten, selbst wohl überlegte Anmerkungen niedergeschrieben hat.

---

1) Heyn benutzte viel die Bibliothek seines Freundes, des Berliner Astronomen Kies, der Mitgl. der Berliner Akad. und Vorsteher der Sternwarte war.

2) Eines parisischen Astronomi [Maupertuis!] Sendschreiben von den Cometen, aus dem Französischen übersetzet und mit einem Briefe eines schlesischen Freyherrn, nebst dessen Beantwortung von eben dieser Sache begleitet von Joh. Heyn, Rector der saldrischen Schule zu Altbrandenburg 1743. — Maupertuis war ebenfalls Whistonianer! Vgl. auch Gött. gel. Ztgen. 1743, Sept. S. 620—622.

3) Heyn, Kometenbriefe, S. 767 (1745).

4) Ebendort S. 768.

Als Hauptsatz, den Heyn ihm unumstösslich bewiesen hat, preist Mylius den, *dass die Vernunft nicht betriegen könne.* Und Mylius fühlt nur zu wohl heraus, dass es sich mit dieser Vernunft nicht um die gesamten vernünftigen Regungen einer Menge, sondern um die Vernunft des Einzelnen handelt. Dass der einzelne, mit dem Willen zur Wahrheit ausgerüstete Mensch genügt, um untrügliche Entscheidungen zu treffen. Und dieses Prinzip scheint ihm nun über allen Zweifel und alle Anfechtung erhaben. Was des Vaters und Heinitzens Erziehung in ihm vorgebildet hatten, fand er hier in kurzen Worten verallgemeinert. Und diese Worte sind Mylius' Erbe von Heyn und der Leitsatz seines ganzen Forschens geblieben.

Der erste Einwand, den Mylius zu machen hat, bezieht sich auf die Richtigkeit der Berechnung des Vorspiels des jüngsten Gerichts, das Heyn etwa auf das Jahr 1748 angesetzt hatte. Auf Grund der in Heyns Buch zusammengestellten Forschungsergebnisse versucht Mylius den Nachweis, dass es unmöglich sei, das „Vorspiel" im Jahre 1748 mit dem durch den im Jahre 2256 zurückkehrenden Sündflut- und Weltendekometen, sowie mit dem „tausendjährigen Reich" in Einklang zu bringen.

Der zweite Einwand korrigiert eine Behauptung Heyns. Dieser glaubte aus einer einmaligen Beobachtung schon als gesichert annehmen zu können, dass die Fixsterne hintereinander ständen. Dies wird als unrichtig erwiesen. Soweit Mylius' bescheidene Zweifel. Aber er hat auch Neues zu bringen.

Zunächst Gedanken, die ihm bei der Lektüre des Heynschen Buches durch den Kopf geflogen sind: Wie, wenn der jüngste Tag nur darin bestünde, dass ein kleiner Komet sich der Erde näherte, das, was auf ihr lebt, mit seiner Glut vernichtete, aber selbst in ihren Umschwung hineingerissen als zweiter Mond den Himmel zieren würde? Wenn unser Mond früher ebenfalls ein Komet gewesen wäre, der vor der „sechsjährigen" Schöpfung die Erde verwüstet hat? Sind vielleicht die vielen Jupitermonde früher Kometen gewesen? — Und ist nicht ein Zeitraum von 6000 Jahren für ein so grosses Gebäude, wie es die Erde ist, eine viel zu kurze Spanne Zeit, als dass man einem weisen Schöpfer zutrauen sollte, dass er es so bald wieder zerstört? —

Solche und ähnliche Fragen, die Fragen des Zeitalters des Ra-

tionalismus und der Aufklärung, stürmen von allen Seiten auf Mylius ein. Er weiss sich ihrer nicht anders als dadurch zu erwehren, dass er sich Heyn, dem Theologen und Forscher, anvertraut. Der soll helfen, wo ihm die Lösung ein Rätsel scheint, wo seine eigene Vernunft sich verwirrt und den getreuen Dienst versagt.

Eine positivere Leistung des Briefes an Heyn besteht in folgendem. Mylius kann Heyn auf dessen eigenstem Gebiet, der natürlichen Erklärung der Wunder, da wo dieser einmal versagt hatte, nun ergänzen. Heyn hatte die Frage eines schlesischen Freiherrn von Krause, „ob die Zurückgehung des Schattens am Sonnenzeiger Ahas [1]) ein Wunderwerk gewesen?" mit „ja" beantwortet. Aber Mylius weiss aus „Parentii physicalischen und mathematischen Untersuchungen" [2]), dass ein ähnliches Zurückgehen des Schattens an einer Sonnenuhr in Metz von zwei Patribus beobachtet worden ist: Wölkchen hatten die Sonnenstrahlen so gebrochen, dass das Zurückgehen des Schattens ein ganz natürliches war. Als einfaches und nicht einmal unbekanntes physikalisches Experiment hat Mylius das gleiche Resultat mit einem Glas Wasser und einem in die Wand geschlagenen Nagel erzielt und gefunden, dass also das Zurückgehen an dem Sonnenzeiger Ahas nur ein ganz gewöhnlicher Naturvorgang gewesen sei. Man braucht nach seiner Meinung also nicht erst zu Erklärungen wie die „Verrückung der Erde durch einen Kometen" oder gar zu einem Wunder seine Zuflucht zu nehmen.

Wir sehen schon hier Mylius ganz im Fahrwasser des Gottschedschen Kreises und der Gesellschaft der Alethophilen. Zwar ist er noch jung, aber er hat schon vieles und mit Verstand gelesen. Was er gelernt hat, versteht er zu nutzen und an den Mann zu bringen. Er scheint bescheiden, kämpft aber tapfer für die eigene „vernünftige" Meinung und zuckt die Achseln über die, die ihm in seinen Gedanken nicht folgen können oder wollen.

Heyn war von Mylius' Brief — den Absender kannte er allerdings nicht — und, wie schon erwähnt, besonders von der Fassung des Systems in Alexandriner sehr erbaut. Er beantwortete Mylius'

1) Jesaja 38, 7—8 [Hiskiä tödliche Krankheit und Genesung] u. 2. Buch der Könige 20, 1—11.

2) Wahrscheinlich hat er die Stelle in Wolffs Physik angeführt gefunden, aus der Heyn sie ebenfalls kennt. Heyn, Kometenbriefe, S. 793.

Einwürfe liebenswürdig, gab ihm betreffs der Fixsterne seinen Irrtum zu, gestand auch das Gewicht der natürlichen Erklärung der Vorgänge am Sonnenzeiger Ahas ein, musste aber einwenden, dass die Prophezeiung des Eintretens dieses Ereignisses durch Jesaja doch als ein Wunderwerk gelten müsse. Und er machte zum Schluss, vorzüglich als Antwort auf Mylius' ersten Einwurf diesen darauf aufmerksam, dass die Bestimmungen von der Zeit des jüngsten Gerichts und seines „Vorspiels" auf sehr vielen Voraussetzungen beruhten, die durchaus noch nicht alle sicher begründet seien, so dass sich das Datum nur dann richtig angeben lasse, wenn erst alle Voraussetzungen als richtig erwiesen seien.

Durch die Ausführungen zeigte Heyn, dass er von dem Dogmatismus in wissenschaftlichen Dingen und von der Rechthaberei weit entfernt war, die ihm seine theologischen Gegner gerne unterschoben. Seine Bücher über die Kometen taten aber im grossen Publikum eine ganz andere Wirkung, als er sie beabsichtigt hatte. Man glaubte, er prophezeie den Weltuntergang. Pest und Tod fürchteten die Leute vom nächsten Kometen. Astronomen vom Schlage eines Kindermann [1]) hefteten sich an seine Behauptungen und schlachteten sie in der tollsten Weise aus. Die Theologen, besonders die Hallenser, halfen redlich, ihn auf Grund dieser Gefolgschaft lächerlich zu machen, so dass wir es wohl verstehen können, wenn dieser trotzige Mann der Ueberzahl der Angriffe [2]) schnell erlag. Am 21. September 1746 starb er zu Werder bei Potsdam, noch auf dem Sterbebette seine Meinung verteidigend.

Aber er blieb unter den in dieser Sache Angegriffenen nicht allein. Nämlich noch ehe einzelne Theologen, wie der Abt Timotheus Seidel, dem „geschickten, feurigen und erfindungsreichen" [3]) Heyn in ihren Werken zustimmten, hatte Mylius seine Erklärung der Vorgänge am Sonnenzeiger Hiskiä zu einer andern Abhandlung verwandt, die er gegen Ende des Jahres 1743 in Schwabes „Be-

1) Wir werden ihn noch näher kennen lernen.

2) Z. B. auch Züricher Freymüthige Nachrichten. 1746, St. 25. 15. Brachmonat. S. 187—195.

3) Berlinische Zeitungen von Staats- und gelehrten Sachen, St. 20. 1754. [abgedr. in den „Allgemeinen gelehrten Nachrichten des Hamburg. Corresp." 1754. St. 14. 5. April.]

lustigungen des Verstandes und des Witzes" gab. Diese wurde der Anstoss zu einem Angriff auf ihn. Darüber aber ist später ausführlicher zu berichten.

Erste Teilnahme an Schwabe's „Belustigungen des Verstandes und des Witzes". Gottscheds „Critische Beyträge".

In Gottscheds Rednergesellschaft war Mylius wohl schon früh, etwa Herbst 1742, wenn nicht noch gleich zum Ostertermin eingetreten. Sie war in zwei Abteilungen geschieden: Der „nachmittäglichen" [1]) gehörten ältere Mitglieder, darunter die bekannten Namen: Winckler, Ernesti, Jerusalem, Bärmann, Ibbeken, Schwabe, A. G. Kästner, J. C. Müller, Steinauer, Straube, Friedrich Lebegott und Theodor Leberecht Pitschel, Wernsdorf, Detharding, J. B. Carpzov, C. A. Schmidt, Junghans, Fr. Melchior Grimm, später auch „Christian Felix Weise" an.

Die vormittägliche bestand grösstenteils aus jüngeren Mitgliedern: den drei Brüdern Schlegel — Johann Elias, Johann Adolf und Johann Heinrich — Joh. Andreas Cramer, Gärtner, Ebert, später Zachariä, Giseke und andern „Bremer Beiträgern", dazu Uhlich, Benjamin Ephraim Krüger usw. [2]). Ihr wurde Mylius zu-

---

1) In „Neue Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde, unter der Aufsicht Sr. Hochedl. des Hrn. Prof. Gottscheds, abgelegt worden. Zum Drucke befördert von Einem Mitgliede der Gesellschaft. Leipzig . . . 1749" [hrsg. v. J. T. Hille] findet sich ein Verzeichnis der Mitgl. der nachmittägl. Gesellschaft, das übrigens ungenau sein soll, aber wenigstens einige Handhabe zur Scheidung der Mitglieder bietet.

2) Leider besitzen wir kein Mitgliederverzeichnis der „vormittäglichen". Löschenkohls Sammlung einiger Uebungsreden der vormittägl. Gottsched. Rednerges. Leipzig 1743, gelang mir, trotz ausgedehnter Umfrage, leider nicht aufzutreiben. Auch das Manuskript einer Reihe von Reden der „Gottschedianischen Rednergesellschaft" in der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden Handschrift Nr. M. 271, das Reden vom 28. Okt. 1744 bis Ende März 1746 enthält, gibt keinerlei Aufschluss. Alle Reden sind anonym. So viel ich sehe, ist keine von Mylius.

gewiesen. Doch wird er gleichwohl mit den Mitgliedern der nachmittäglichen Rednergesellschaft in Berührung gekommen sein, da beide manche Sitzung und besonders Festivitäten gemeinsam abhielten.

Von den älteren Mitgliedern, die sich noch an den Uebungen der Gesellschaften beteiligten, waren die bedeutendsten J. J. Schwabe und Abraham Gotthelf Kästner. Johann Benjamin Straube und sein Gegner im Streit um ungereimte oder gereimte Komödie Johann Elias Schlegel hatten Leipzig verlassen, ehe Mylius dort eintraf. Doch blieben sie mit ihren alten Freunden in lebhaftem brieflichem Verkehr. Vorzüglich Kästner war der Mittelpunkt dieser meist von literarischen Ereignissen handelnden, oft aber auch sehr „intimen" [1]) Korrespondenz.

Alle diese jungen Leute standen in einer gewissen Abhängigkeit von J. J. Schwabe, dem Faktotum der Breitkopfischen Buchdruckerei. Dieser war die gewichtige Persönlichkeit, durch die Gottsched das dekretierte, was er nicht schriftlich von sich geben wollte. Er war zugleich Redakteur der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" [2]).

Diese Sammlung von „allerhand kleinen flüchtigen Stücken, die seit Juli 1741 herauskam, nahm ungefähr alles das in sich auf, was an einigermassen des Druckes werten Poesien aus dem Gottschedschen Kreise hervorging: diese zur Belustigung des Witzes. Zur Belustigung des Verstandes trug manche satirisch-witzige oder philosophisch-ernste prosaische Abhandlung bei, auch manches Lehrgedicht, das allerdings nicht auf den „belustigenden", kaum auf den unterhaltenden Charakter Anspruch machen konnte.

1) Kästner an Frau Professor Friderike Baldinger. Göttingen, den 12. Nov. 1779. „Joh. Elias Schlegel . . . [schrieb ich einmal nach Kopenhagen] einen englischen Brief, und er hatte sein Englisches (mir freylich unwissend) wieder ausgeschwitzt. Nun schrieben wir einander Dinge, die nicht eben jeder dritte lesen durfte. Er trug also meine Briefe lange mit sich herum, bis er Einen Fand, dem er die Uebersetzung anvertrauen konnte". Codex Ms. philos. 166. Bl. 101. Göttinger Univ.-Bibl.

2) Belustigungen des Verstandes und des Witzes. — Qui miscuit utile dulci. Horat. [Stöckchen mit der Aufschrift „Ipse Alimenta sibi" und einem an seiner Tatze saugenden Bären]. Leipzig bey Bernhard Christoph Breitkopf. [zit.: Bel. d. V. u. d. W.] 1741—1745. 8 Bände. Vgl. zu den „Belustigern" Waniek, Gottsched, S. 382 ff., zu den „Belustigungen" Franz Ulbrich, Die Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Leipzig 1911. (Kösters Probefahrten Bd. 18.)

Obschon Gottsched es für geraten fand, nach den ersten Stücken aus der Leitung des Blattes auszuscheiden [1]) — es hing dieser Austritt mit dem aus der Deutschen Gesellschaft zusammen — hat doch fast jeder seiner Schüler hier seinen schönwissenschaftlichen Tribut zahlen müssen. Alte und neue Mitglieder der Rednergesellschaften, Einheimische und Auswärtige, arbeiteten eifrigst mit. Selbst Gottsched recht Fernstehende, wie C. E. von Kleist und Uz, auch einmal Gleim und Rudnik, sandten Beiträge an das Journal, das damals für die beste schönwissenschaftliche Monatsschrift galt. Wirklich vermochten die „Belustigungen" sich bis zu ihrem Ende, Mitte 1745, auf einer leidlichen Höhe zu halten [2]). Allerdings fanden sie starke Gegnerschaft an den Schweizern und ihren nächsten Anhängern; leider liessen sie sich auf den Streit mit ihnen und zwar in ziemlich persönlicher Weise ein [3]). Aber obwohl jene, unter ihnen besonders Bodmer, abfällige Urteile über sie abdrucken liessen und brieflich kolportierten [4]), und obwohl sie mit der Zeit aus den Jahren fröhlicher Munterkeit heraus und zu philosophischem Ernst kamen, schadete ihnen dies nicht. Erst im Juli 1745 ward die Zeitschrift freiwillig aufgegeben.

Die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" verfügten über einen grossen Stab von Mitarbeitern, als Mylius ihnen 1743 seine ersten Beiträge, teils poetische, teils prosaische, zum Abdruck übergab: Die poetischen lyrischen Inhalts sind meist naturbetrach-

---

1) S. u. S. 50.

2) Vgl. Hagedorn an Ebert; 2. Juli 1744. . . „wenn man sie [die Bel. d. V. u. d. W.] mit dem letzten Stücke [Juni 1744] beschliessen will, so habe ich künftig alle Monate ein Vergnügen weniger". Ungedruckte Briefe von Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. a. an J. A. Ebert . . . erläutert von Dr. Adolph Glaser. Westermanns illustr. Monatshefte, Bd. II, S. 98, (1857).

3) Siehe „Der deutsche Dichterkrieg" in: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer [hrsg. von Jac. Bächtold] Deutsche Literatur-Denkm. d. 18. Jhrhs., hrsg. v. B. Seuffert, Nr. 12. S. X ff. (Heilbronn 1883.)

4) S. z. B. Rost an Bodmer: Dresden 25. April 1744. „. . . die Belustigungen gehen fort, allein der Eckel der Leser verfolgt sie [!]". Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, hrsg. v. Stäudlin, S. 8—9. (Stuttg. 1794). Genau dieselben Worte schreibt Bodmer an Hagedorn. s. Hagedorns Poet. W., Bd. V, S. 170.

tend; auch die Lehrgedichte fallen unter diese Gattung, heissen aber wegen der Betonung des lehrhaften Charakters eher philosophisch-physikalisch. Diese Tendenz tritt besonders stark und von Aufsatz zu Aufsatz zunehmend in den prosaischen Beiträgen auf. Wir müssen die Lyrika für eine Zusammenfassung von Mylius' poetischem Schaffen aufsparen, die physikalischen Gedichte und Abhandlungen in die Darlegung über seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten einreihen. Hier bleibt nur ein einziges Gedicht zur Besprechung übrig, der allererste Beitrag zu den „Belustigungen" aus Mylius' Feder, der zugleich am deutlichsten sein Verhältnis zu Gottsched um die Mitte des Jahres 1743 offenbart.

Es war ein Lobgedicht niederer Gattung, ein Hymnus auf Gottsched, den Mylius, vielleicht zur Bezeugung seiner Dankbarkeit für erhaltene Stipendien, gedichtet hatte, und dessen Charakter er unter dem Titel „Das Lob der Schauspiele"[1]) zu verbergen suchte. Vielleicht hatte auch der Redakteur Schwabe feinfühlig genug diese allgemeinere Ueberschrift einer Widmung vorgezogen.

Der Gedankengang des Gedichtes ist folgender: Der Trieb zum Guten wird nicht durch Strenge erweckt, sondern durch Ueberzeugen von der Abscheulichkeit des Bösen. Die *niemals gnug gepriesnen Bühnen* haben diesen Zweck verfolgt: die griechische des Thespis, Aeschylus und Sophokles [Oedipus] hat durch Sittenlehre, die des Epicharm und Menander durch Satire, Tugend auszubreiten versucht. Von römischen Dichtern sind vorzüglich Aesop, Plautus und Terenz auf diese Wirkung bedacht gewesen. Auch die Schaubühne der Neuern weiss dem guten Zweck zu dienen. Gegen Frankreichs *Wut und Herrschsucht* kann sich der Deutsche nunmehr auf die „Deutsche Schaubühne" stützen, deren Herausgeber sich durch seine Bemühungen unermessliche Verdienste erworben hat.

Zehn gereimte jambische Vierheber mit der Reimstellung a a b c c b d e d e, davon b und e stumpf, bilden eine ziemlich kunstvolle Odenstrophe. Das Gedicht zählt deren zwanzig. Die Verse, die von fremder Hand nachgefeilt scheinen, sind ziemlich glatt und tun der allerdings oft platten und unnatürlichen Sprache wenig Zwang an. Das Gedicht bedeutet in dieser Hinsicht einen tüchtigen Schritt über

1) Bel. d. V. u. d. W. auf d. Jahr 1743 Herbstmon. [Sept.], S. 203—210.

das bis dahin von Mylius Geleistete hinaus. Die schwache Rhythmisierung der Verse, die wir schon einmal stark rhythmisiert und schlecht in dem Leichenkarmen auf den kleinen Hortleder gefunden haben, mag von günstigem Einfluss auf die ganze Form des Gedichtes gewesen sein; doch werden wir auch ein Teil des Verdienstes dem Lehrer des Formalen, Gottsched selbst, zuzuschreiben haben. Echte Phantasie fehlt, obwohl die Worte von der einen Hemisphäre zur andern schweifen. Die Ausdrücke „Gefühl", „Empfindung" — sogar einmal, um den Vers zu füllen: „(Voll) Mitleid und voll Furcht und Schrecken" [1]) — haben nur ganz äusserlich ihren Platz gefunden. Die einzige wertvolle Willensäusserung in dem ganzen Gedicht ist ein patriotisch warmes Wort: Mylius möchte, mit Gottsched im Bunde, den Franzosen von nun an mit Mustern deutscher Schauspiele trotzen [2]).

Nur schade, dass Mylius, der die historischen Nachweise, Gottsched zu gefallen, aus dessen „Kritischer Dichtkunst"[3]) entnimmt, aus der „Deutschen Schaubühne" nur so wenige Musterstücke anführen kann! Schade auch, dass die ganze Lobhudelei nur durch das Erscheinen eines neuen Bandes der „Schaubühne" angeregt scheint. Denn die drei Dramen, die er nennt: J. E. Schlegels „Hermann" und sein „Geschäfftiger Müssiggänger", sowie die „Ungleiche Heirat" stehen im IV. Teil [4]) der „Deutschen Schaubühne", der 1743 herauskam. Vielleicht ist ausser der Verehrung für J. E. Schlegel, die sich hier kundgibt, bemerkenswert, dass Mylius Quistorps „Aurelius oder der verziehene Mord", Grimms „Banise" und die „Austern", ein Nachspiel eines Ungenannten, nicht mit aufzählt. Diese Auswahl verdient Lob. Ganz schlimm ist dagegen die letzte, dem Gedicht unorganisch angehängte Strophe, in der die vor-

---

1) Diese Zusammenstellung auch bei Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst II Kap. XI, S. 746, § 21 (3. Aufl. 1742).

2) Gottsched benutzte diese Phrase in der Rezension der „Allemannischen Brüder" von Benj. Ephr. Krüger, Neuer Büchersaal d. schönen Wiss. u. freyen Künste; Bd. II, St. 6, S. 558—568.

3) Z. B. Thespis, Aeschylus, Sophokles. Ebendort II, Kap. X. S. 703—705.

4) Merkwürdigerweise gerade angezeigt im 30. St. der Crit. Beytr. Gottscheds Bd. VIII, S. 367. (1743), dem ersten, an dem Mylius mitgearbeitet hat.

her ziemlich ruhig ablaufende Darstellung in die Anrede an Gottsched überspringt:

Du, o der deutschen Dichtkunst Lehrer,
Der Einsicht und der Kunst Vermehrer,
Der alten Weisheit Ebenbild;
Dein Ruhm, o Gottsched! scheut die Grenzen,
Ganz Deutschland hat sein helles Glänzen,
Was Deutschland? noch weit mehr erfüllt.
Der Bühnen Pracht wird dich erheben,
Die du in Deutschland hergestellt:
So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben
Nicht eher, als die ganze Welt!

Diese Worte sind gewiss aus innerster Ueberzeugung gesprochen. Sie sind zugleich Ergebenheitsformeln, die das Ohr des hochmächtigen Professors füllen und ihn zu weiterer Unterstützung des armen Studentleins, das sie schrieb, bewegen sollten. Sie sind gesucht, und deshalb sind sie auch, besonders in den gewählten Verben, recht unglücklich ausgefallen.

Die Verpflichtung zu solchen Lobhymnen entsprang für Mylius, wie wir schon andeuteten, aus der gütigen Teilnahme, die ihm Gottsched in der Zeit der schlimmsten Not bezeugt hatte; dann auch aus der gnädigst erteilten Erlaubnis, an den „Kritischen Beyträgen“[1]), dem wissenschaftlichen Organ der Gottschedischen Partei, mitzuarbeiten.

Es fanden meist Themata darin ihre Behandlung, die in den Rednergesellschaften aufgeworfen worden waren. Grossenteils hatten sie antischweizerische Tendenz. Sie behandelten nämlich gern diejenigen Stellen in Gottscheds „Kritischer Dichtkunst“, welche die Schweizer für fehlerhaft oder unzulänglich erklärt hatten. Selbstverständlich suchten sie den Meister nach Möglichkeit zu rechtfertigen, auch, wo sich Gelegenheit bot, den Schweizern eins zu versetzen.

Der einzige, der hier ein nicht unbedingt Gottschedisches Wort zu äussern wagte, wie in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ neben ihm Abraham Gotthelf Kästner, war J. E. Schlegel.

---

1) Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur. Bd. VIII, St. 29—32 (Leipzig 1742—1744).

Seine Aufsätze aber nahm Gottsched wohl nur deshalb auf, weil er sich nicht aus einem lauen Freunde einen warmen Feind machen wollte. Neben dieser freieren Richtung, die streng die Neutralität zu wahren suchte und selten gegen die Schweiz ausfiel, gab es kampflustige Abhandlungen, satirische und grobe Schreiben an die gleiche Adresse. Und die Schweizer pflegten diese Angriffe doppelt und dreifach heimzuzahlen.

Unter die jungen Leute, die Gottscheds „Kritische Dichtkunst" nach bestem Wissen und Gewissen ausarbeiteten und verteidigten, zählte ein gewisser Mag. G. E. Müller[1]), Kästner, J. E. Schlegel, ausserdem seit 1742 der schon als „Belustiger" erwähnte Johann Andreas Cramer, ein von Gottsched und noch mehr von Schwabe abhängiger Korrektor der Breitkopfschen Druckerei[2]), und seit etwa Ostern 1743 unser Christlob Mylius.

Er handelte im 30. Stück der „Kritischen Beyträge"[3]) „Von der äusseren Wahrscheinlichkeit in Schauspielen."

Ueber die innere Wahrscheinlichkeit poetischer Werke und damit auch des Schauspiels hatte schon Cramer in seiner „Critischen Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne"[4]), im Anschluss an Fontenelles „Abhandlung von der Fabel" in Gottscheds Verdeutschung und an Baumgartens meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus als Zusatz zur „Kritischen Dichtkunst" eine Reihe von Bemerkungen beigebracht, über die äussere Gottsched in seinem Hauptwerke nur ganz kurze, aber treffende Anweisungen gegeben[5]). Mylius

---

1) S. über ihn: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer [hrsg. v. Jak. Baechtold] D. Lit. Denkm. d. 18. Jhds., hrsg. v. B. Seuffert, Nr. 12. S. XXXV ff.

2) W. E. Christiani, Gedächtnisrede auf J. A. Cramer, S. 6 (Kiel 1788).

3) Crit. Btrge. VIII, St. 30, S. 297—322. „VII. Eine Abhandlung, worinnen erwiesen wird: Dass die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit derselben"; unterzeichnet: „Christlob Mylius. | von Reichenbach in der Oberlaussnitz".

4) Crit. Btrge. VIII, St. 30, S. 254—281.

5) Crit. Dichtkunst II, Kap. X, S. 725—727 (3. Aufl. Leipzig 1742). Mylius entlehnt dort Beispiele und fast völlig auch die Disposition.

sucht sie in einigen Punkten, die sich durchweg unmittelbar auf die Schauspieler selbst beziehen, zu ergänzen.

Als obersten Grundsatz für die Darstellung eines Stückes stellt er den der Wahrscheinlichkeit auf, das heisst d e r Wahrscheinlichkeit, die der Dichter nicht geben k a n n , sondern die die Schaubühne geben muss. Soll der Endzweck der Vorstellung nicht bloss Belustigung sein, sondern vielmehr Erbauung, und dies wird als das einzig Richtige angenommen, so wirkt jede äussere Unwahrscheinlichkeit störend. Zunächst muss deshalb auf die äussere Ausstattung der Bühne mehr Wert gelegt werden als bisher. Kahle Wände, Fehlen der Stühle in Salonstücken aus dem Zeitalter der Galanterie, oder Galanteriestühlchen in Römerdramen, oder Römer in Perrücke und Stutzerdegen machen durch ihr blosses Erscheinen auf der Bühne jeglichen Versuch, erbaulich zu wirken, im voraus zunichte. Auch ein Dekorationswechsel an einer Stelle, wo er unnötig oder sogar falsch ist, beeinträchtigt den Eindruck. Das dem gesamten Spiel folgende Nachspiel, sofern es nicht der Stimmung des Hauptspiels entspricht, tut ihm ebenfalls grossen Abbruch; es sollte abgeschafft werden. Schlimmer aber ist es noch, wenn die Schauspieler die darzustellende Person nicht so darstellen, dass man diese gleichsam im Leben zu sehen glaubt und vergisst, dass sie gespielt wird. Solche Missstände zu vermeiden, ist vor allen Dingen ein vorzügliches Auswendiglernen und Studieren der Rolle erforderlich. Sprache, Mienen, Gebärden und Stellungen bedürfen eines natürlichen Ausdrucks. Affekte müssen vollständig herausgebracht und nicht Worte ohne Verstand heruntergeleiert werden. Voraussetzung bei alledem ist natürlich, dass man dem Schauspieler die Rolle zuerteilt hat, die für seine Begabung am besten passt. Es wirkt lächerlich, wenn der Liebhaber einer Geliebten Lobeserhebungen über ihre Schönheit und kindliche Unschuld machen muss, die seine Mutter sein könnte.

Die Einleitung des Schriftchens bildete eine Polemik gegen das Publikum und die frommen Seelen, die aus Unwissenheit alle theatralischen Aufführungen verdammen — die Kamenzer und Pastor Lessing werden an den Heinitzischen Worten erkannt haben, wem sie galt. Mit dem Wunsch, dass die Deutschen sich von dem schlechten Beispiel der französischen Schauspieler in diesen Dingen

endlich frei machen möchten, schliesst die Abhandlung, die es an reichlichem Lob auf Gottscheds „Cato" natürlich nicht hat fehlen lassen.

Tatsächlichen Wert hätte der Aufsatz vorzüglich für die gehabt, an die er gerichtet war: Durch ihn sollte die Neuberin wieder zur „Wahrscheinlichkeit" zurückgerufen werden, die nach der Trennung von Gottsched vieles angenommen hatte, was früher verworfen worden war. Sie huldigte dem Geschmack des Publikums und ihrer eigenen Eitelkeit, trat sie doch — wie Mylius ohne sie zu nennen sagt, einer Mutter ähnlicher als einer kaum erwachsenen Schönen — noch immer als jugendliche Liebhaberin auf[1]).

Der Aufsatz war, so bemerkt Chn. Heinr. Schmid in der Chronologie[2]), die einzige kritische Abhandlung zur Frage des deutschen Theaters, die das Jahr 1742 hervorbrachte. Und wenn sie auch die Dekoration und Bekleidung, die „Aktion" usw. nach Gottscheds Sinne geregelt wissen wollte, so vertrat sie doch damit ein durchaus berechtigtes Interesse. Aber gerade das Gegenteil von dem, was sie sich zum Ziel gesetzt, hatte sie zur Folge: Die Neuberin fühlte, dass der Angriff ihr galt; und ihre Parade war ein Hieb!

Wie Uz erzählt[3]), war die Abhandlung von Mylius in der Ostermesse 1743 erschienen. Vierzehn Tage darauf — man hat sich also zur Vorbereitung genügend Zeit genommen — kündigt ein Komödiant abends nach Beendigung des Hauptspiels für den folgenden Abend an: „Morgen sollte ein Stück aufgeführt werden, das nach den schärfsten Regeln der Wahrscheinlichkeit, so wie sie von den grössten Kunstrichtern unsrer Zeit etabliert worden, eingerichtet wäre, und das sollte aus dem Cato genommen werden." Das entstehende Gelächter hinderte den Schauspieler, weiter zu reden. [S. 50]: „Den folgenden Tag war der Schauplatz gedrängt voll;

1) S. Waniek, Gottsched, S. 354.

2) Chr. Heinr. Schmid, Chronologie des deutschen Theaters. S. 108. (o. O. 1775).

3) Uz an Gleim. Anspach, den 17. Febr. 1744. Briefwechsel Gleim-Uz, hrsg. v. C. Schüddekopf, S. 50 u. Anm. (Publik. d. Stuttg. Lit. Vereins 218. Tübingen 1899). Schon Schüddekopf bringt in d. Anm. den Hinweis, dass Waniek, Gottsched, S. 442 u. a. danach zu berichtigen sei. G. Witkowski, Gesch. d. Liter. Lebens in Leipzig S. 432 (Leipzig 1909) verlegt die Aufführung des parodierten Cato auf den 24. Okt. 1741.

und da wurd erstlich das Vorspiel *) aufgeführt, dessen in der Satyre dieses Namens [1]) gedacht wird, aber eben nichts enthält, was nicht alle Tadler so wohl angienge als Gottscheden. Darauf wurde der dritte Actus des Cato vorgestellt: alle Personen hatten ihres Landes Kleidungen: die Römer und Römerinnen erschienen in blossen Füssen: welches alles nicht lächerlich war oder schien, als weil man dessen nicht gewohnt ist. Der grösste Kunstgriff aber, den sie gebrauchten, Gottscheds Tragödie lächerlich zu machen, war diese [2]): sie sagten alle Verse mit einem falschen und burlesquenmässigen Tone, als wenn die Helden lauter Harlekine wären: sie merkten aber nicht, dass alles Lächerliche, welches hiedurch in das Stück kam, nicht [S. 51] Gottscheden, sondern ihnen zukam. Daher auch diese Satyre bey wenigen Beyfall erhielt, und es wenig fehlte, dass anstatt Gottschedens, nicht sie selber ausgeklatscht worden wären." Uz hat, ob er gleich die Satire in dieser Aufführung nicht ganz verstand, die Situation richtig gezeichnet, indem er die Schauspieler die Harlekine nennt und nicht den, der es nach ihrem Willen sein sollte, Gottsched.

Durch eine unglückliche Konstellation am Theaterhimmel ward so eine der besten Anregungen, die Gottsched geben konnte und die er überhaupt für das Formale gegeben hat, in einem Spottspiel auf ihn selbst lächerlich und für die nächste Zukunft unbrauchbar gemacht. Und seine erbitterte Feindin, die Neuberin, die vielleicht durch eine konsequente, ernste Durchführung dieses Gedankens bei der Güte ihrer Kräfte und der Routine ihrer Theaterleitung auch von neuem die Gunst des Publikums hätte an sich fesseln und die stets in Ebbe befindliche Kasse hätte füllen können, sie zerspielte ihr eigenes Glück in diesem für sie selbst verderblichen Triumph: Der Harlekin, der an dem scheinbar erfolgreichen Abend aus jedem ernsten Kostüm schaute, wandelte sich bald in den Bettelmann, den niemand mehr sehen wollte. Am Ende der Ostermesse des Jahres 1744 ging die Truppe der Neuberin bankerott [3]). Es war das nach der Heimkehr

*) Von der Frau Gottsched.

1) Von Rost. S. S. 49.

2) Richtiger: „dieser".

3) Uz an Gleim. Anspach, Juny 1744. Briefwechsel Gleim-Uz, hrsg. v. Schüddekopf, S. 69 (Tübingen 1899).

von der russischen Entreprise und nach der Trennung von Gottsched auf deutschem Boden der erste harte Schicksalsschlag. Gottsched mag nicht ganz unschuldig an diesem Ereignis gewesen sein; aber der Grund des Untergangs der Neuberin lag tiefer: Sie wusste sich nicht mehr den Forderungen des Tages anzupassen, ohne doch einem bestimmten Ziel zu entsagen; sie verlor den Zusammenhang mit der fördernden theoretischen Autorität. Obwohl ihr noch einmal auf kurze Zeit das Glück lächelte, als es ihr das Genie zuführte, das erst den Rang des Theaters ihres Jahrhunderts bestimmen sollte, so war auch dies nur ein schöner Schein, der den Absturz um so greller hervortreten lässt. Schon im Jahre 1744 schliessen die Akten der Kritik über die Förderung des Theaters durch die Neuberin; und das Eintreten des jungen Lessing in den Kreis ihrer Autoren und ihrer Truppe, und sein Hineingezogenwerden in den zweiten Bankerott unterstreicht nur das endgiltige Ausscheiden eines früher lebenskräftigen, mit der Zeit verknöcherten und verschrumpften Organs aus der frischpulsierenden Umgebung eines stetig neuen Resultaten entgegenstrebenden Organismus.

Mylius' Arbeit hatte, so tapfer sie für Gottsched eingetreten war, zunächst also einen recht negativen Erfolg errungen: war doch diese Verhöhnung Gottscheds auf öffentlicher Bühne durch die Neuberin das Schlimmste, was dem Diktator in seinem Streit zugestossen war. Aber es ist natürlich, dass gleichwohl dieser Angriff Mylius nur um so enger an Gottsched band. Und er durfte sich deshalb mit freiem Herzen ihm anschliessen, weil er, wie stets bei seinem Eintreten für ihn, den leicht verständlichen und wirklich fördernden formalen Anregungen des Lehrmeisters seine Feder geliehen hatte, sich also mit seinen Behauptungen und Beweisen im Recht fühlen musste, in dem er sich auch tatsächlich befand.

Es ist wohl nicht anzunehmen, dass Gottsched bescheiden genug gewesen wäre, die Niederlage der Neuberin der Arbeit seiner Schüler zuzuschreiben. Vielmehr hat er sicherlich stets geglaubt, diesen Triumph nur sich selbst zu verdanken. Aber er war klug genug zu erkennen, dass ein junger Mann, der durch seinen Vorstoss einen so schwierigen Gegner ins Gedränge gebracht hatte, auch als Sturmläufer gegen andere Feinde wohl zu brauchen sei.

So liess er denn Mylius, um ihn für seine Zwecke um so dienst-

williger zu machen, noch in dasselbe Stück der „Kritischen Beyträge“ [1]) einen „Auszug, aus Herrn M. Gottfried Heinitzens, Rectors. zu Camenz Einladungsschrift [2]), zu zweyen Schauspielen, die 1740 aufgeführet worden“, der dem Schüler Heinitzens sicherlich besonders am Herzen lag, einrücken. Das Schriftchen handelt von der Schaubühne als Schule der Beredsamkeit: Sie i s t es, da sie die „Erfindungskraft“ durch Beispiele anregt, die „ordentliche Einrichtung der erfundenen Sachen“, das Disponieren, vor Augen führt, die „Schreibart“ bessert, das Gedächtnis stärkt und zum guten Vortrag, sowohl was die Aussprache als was die „Stellung des Leibes“ betrifft, erzieht.

Diesem Auszug war noch Heinitzens Einladungsschrift auf das Jahr 1742 beigefügt — man beachte, dass sie beide in Mylius' Kamenzer Schulzeit fallen — die, wie wir uns erinnern, gegen den Pfarrer Lessing die „regelmässige“ Schaubühne als sittliche Anstalt verteidigte [3]).

Dieses Entgegenkommen Gottscheds dankte ihm Mylius im 31. Stück der „Kritischen Beyträge“, das zur Michaelismesse 1743 erschien. Diesmal übernimmt er geradezu die Verteidigung Gottscheds gegen einen derben Angriff aus der Schweiz. Breitinger hatte in seiner „Critischen Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse“ [4]) Gottscheds Erörterung, in wie fern die Gleichnisse sich in die Schreibart der Tragödie schicken [5]), „weitläuftig geprüffet, und als undeutlich, ungewiss und verworren dargegeben. Zugleich auch gezeiget, dass Gottsched die Regel: Ahmet der Natur nach, die er so oft in dem Munde führet, bis itzo nicht verstanden habe.“ So drückte es wenigstens die „Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften“ aus [6]).

1) Crit. Beytr. VIII, St. 30, S. 354—359. S. S. 8.

2) Ebendort, S. 360—365. S. S. 9.

3) Die Einleitung zur Abhdlg. „Von der nöthigen Wahrscheinlichkeit bey Vorstellung der Schauspiele“ ist dieser Einladungsschrift entnommen.

4) „Durch J. J. Bodmer besorget und zum Drucke befördert. Zürich . . . 1740. S. 198 ff., S. 244.

5) Crit. Dichtk.[2] II. X, § 25, S. 683 (1737), Crit. D.-K.[3] II X, § 25, S. 721 (1742.)

6) Sammlg. crit. poet. u. a. g. Schriften, St. VI, S. 123, Anm. (Zürich 1742).

Gottsched hatte in der zweiten Auflage seiner „Kritischen Dichtkunst" einen Hinweis auf die Natur für genügend erachtet, die Gleichnisse fast ganz aus dem Trauerspiel zu verbannen. „Wem das, wovon er zu reden hat, zu Herzen geht; der hält sich mit solchen Spielen des Witzes nicht auf." Er kennt also nur Gleichnisse, die als äusserer Zierrat der Rede aufgesetzt, nicht innerlich mit ihr verwebt sind. Er scheidet nicht zwischen Realismus und hohem Stil in der dramatischen Rede. Breitinger erhebt dagegen Einspruch; er will sehr wohl Gleichnisse im Trauerspiel zulassen und zwar in der Rede solcher Personen, die entweder noch nicht leidenschaftlich erregt sind oder deren Leidenschaften sich wieder gemässigt haben [1]). Ausserdem erklärt er, es sei völlig verfehlt zu fragen, wieviel Gleichnisse im Trauerspiel gestattet seien, wie es Gottsched, allerdings nur für einen überscharfen Kritikus entdeckbar, implicite getan hatte. Vielmehr müsse die Frage lauten, ob die darin befindlichen „am rechten Ort stehn" und mit dem Charakter der redenden Leidenschaft nicht streiten [2]).

Daraufhin schob Gottsched in der dritten Auflage seiner „Kritischen Dichtkunst" hinter seine oben angeführte Regel zwei Sätze in den Paragraphen ein: „So unzulänglich einem unsrer Kunstrichter diese Regel geschienen, wenn er dieselbe umzustossen gesucht; so gegründet ist sie doch. Könige und Fürsten und Helden, spielen in ernsthaften Geschäfften, nicht lange mit künstlichen Vergleichungen, sondern reden mit Ernst und Nachdruck. Auf diese Natur muss man sehen." Er weicht mit seinem Beispiel, das sich auf seine Definition der Tragödie stützt, der Behauptung des Schweizers aus und sucht seine eigene einzuschränken, ohne dadurch seinen Text wesentlich ändern zu müssen.

Wir sehen an dieser Stelle, wie eigentlich die Gegner dasselbe meinten [3]), wenn auch Breitinger die Problemstellung klarer formulierte, und, wie sie, statt eine Verständigung zu suchen, miteinander Fangball spielten, um sich ja nichts zu vergeben.

1) Breitinger, Abhdlg. von d. Natur u. d. Gebrauche d. Gleichn., S. 204 (Zürich 1740).

2) Ebendort S. 211—212.

3) S. dazu auch D. Nat.-Lit., 42. Bd. Hrsg. v. Johannes Crüger, Einl. S. LX u. passim.

Breitingers langer Abhandlung hatte Gottsched mit zwei kurzen Sätzen geantwortet. Dem kurzen Angriff in der „Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften“ [1]) setzte Mylius eine lange „Critische Untersuchung, ob, und in wie fern die Gleichnisse in den Trauerspielen stattfinden?“ entgegen [2]). Schon diese Ueberschrift zeigt, dass Breitingers Lektion etwas gefruchtet hat. Die Definitionen aber übernimmt Mylius grossenteils unbesehen von Gottsched oder deutet die angewandten Begriffe in dessen Sinne aus. Nach einer allgemeinen Einleitung, die den Schweizern vorwirft, dass sie *so edle und hohe* Begriffe vom Wesen der Poesie haben, dass sie nicht nur „Reime und Sylbenmasse“ vergessen, sondern *auch sogar alles dasjenige von derselben ausschliessen, was nicht ganz neu, ganz unerhört, ganz erhaben, und ganz verblümt gesagt ist* — sie wirbelten die poetischen Gattungen durcheinander — liefert er den „Beweis“, dass ein Trauerspiel, da es *ein Gedicht voller Leidenschaften* ist, überhaupt keine Gleichnisse enthalten dürfe; nur schränkt er diesen Satz insofern ein, als er sagt, erlaubt seien Gleichnisse, wenn sie sparsam angewandt würden und kurz wären, etwa von der Art der Sprichwörter. Breitingers Abhandlung liefere durchaus nicht das, was sie verspreche: er suche Gleichnisse besonders in den „Alten“ aufzuspüren, wo keine wären. Seine und Bodmers Angriffe auf den *geschickten Lehrer* seien durchaus zurückzuweisen. Daneben fällt manches harte Wort über die schweizerische Schreibart, das tägliche Brot aller Gottschedischen Kritik über sie. Gleichwohl hat Mylius doch dem Befehdeten dies und jenes abgesehen.

So gibt er sich Mühe, gründlich zu sein. Er versucht, die Definition des Begriffes „Natur“ zu liefern, die bei Gottsched fehlte. *Die Natur nenne ich hier alles dasjenige, was in der Welt ist, und ordentlicherweise darinnen vorzugehen pflegt* [3]). Im Verlauf der

---

1) St. VI, S. 123, Anm. (Zürich 1742).

2) Crit. Btrge. VIII., St. 31. 1743. S. 394—420.

3) Offenbar geht diese nicht auf Leibniz oder Wolff, sondern auf Crusius zurück, der definierte: Die Natur ist „der Inbegriff aller zu der Welt gehörenden Substanzen nebst denen wesentlichen Gesetzen ihrer Verknüpfung“. (Vernunftwahrheiten, § 361.) W.-B. der philos. Begr. u. Ausdrücke von Dr. R. Eisler. Berlin 1899. „Natur“. An die Forderung der „Erhöhung der

Untersuchung erhält er auch weitere Klarheit über die Anwendbarkeit der Gleichnisse. Wenn er sie auch nur auf kurze beschränkt wissen will und auf solche, die sich so natürlich in den Zusammenhang einordnen, dass sie nicht den Eindruck des Erdachten machen, so gesteht er, im Gegensatz zu der kategorischen These, die er eigentlich verteidigen sollte, für den Chor der antiken Tragödie die Berechtigung langhingesponnener Gleichnisse zu. Ebenso hatte Breitinger sie für die leidenschaftslosen Personen des Stückes selbst, aber nicht im Dialog, also in nicht allzu viel weiterem Umfange, erlaubt. Mylius will allerdings, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, auch den „leidenschaftslosen" keine langen Gleichnisse zugestehen [1]).

Doch da will es das Satyrspiel des Zufalls, dass das Trauerspiel *κατ ἐξοχην*, das Musterbeispiel für alle theoretische Betrachtung des Trauerspiels bei den Gottschedianern, auch diese letzte Feststellung als wenigstens nicht immer richtig erweist: Gottscheds „Cato" hält einen Diamonolog [2]) von der Unsterblichkeit der Seele. Diesem fehlt es natürlich nicht an einem Gleichnisse. Ihm zu lieb wird die Theorie ganz verständig, und im Gegensatz zur eignen These dahin geändert, dass Gleichnisse „gesprächsweise", d. h. im eigentlichen Dialog nicht öfter und besonders keine ausführlichen vorkommen sollen; im Monolog, der allerdings selten anzubringen ist, sind sie gestattet.

„Natur", die Aufstellung eines Ideals in der Wahrscheinlichkeit, wie es die Theorie seit J. E. Schlegel bis in die klass. Zeit [vgl. z. B. Goethe „Relief von Phiglia" Cottasche Jub.-Ausg., Bd. 35, S. 162] entwickelte, wird hier noch gar nicht gedacht, obwohl eine solche Forderung rudimentär in Gottscheds Tragödientheorie, nur durch seine Auslegung vom Stande der handelnden Personen verdeckt, schon gestellt war. Mylius neigt später bei der Behandlung der Schäferspieltheorie — wie es auch schon Gottsched vorgebildet hatte — zu dieser Forderung. Vgl. für J. E. Schlegel und Mylius hierzu die abweichende Aufstellung von Oskar Walzel: Beiträge zur Kenntnis Johann Elias Schlegels in Bernh. Seufferts Vierteljahrschrift f. d. Litteraturg., Bd. I, S. 217, s. auch: Franz Servaes, Die Poetik Gottscheds und der Schweizer. Strassburg 1887. Quellen u. Forschgen Bd. 60, S. 3.

1) Crit. Beytrge. VIII, St. 31. 1743. S. 410.

2) Diamonolog nenne ich einen Monolog, der auf zwei Redende verteilt ist. So die Monologe der Sara, Minna, Emilia, Adelheid in „Götz". Leider hat Fr. Düsel, Der dramat. Monolog in der Poetik des 17. u. 18. Jhrh., Bonn 1896, diesen nicht mitbehandelt, obwohl er S. 69 an ihn denkt.

Gesunder Sinn, weniger Lektüre, haben Mylius an der Hand des Prinzips, „des letzten Zwecks", der Poesie, das in der Aehnlichkeit mit der Natur den eigentlichen „Grund des wahren Vergnügens in der Poesie" sieht, ganz in die Nähe der Theorie geführt, die die Schweizer auf i h r e m Wege erreicht hatten. Allerdings weiss er nichts von einer notwendigen Form der Dichtersprache, die an manchen Stellen des Gleichnisses geradezu bedarf. Doch hat er ein starkes Gefühl für das pulsierende Leben der echten Dramatik, die in ihrem Vorwärtsdrängen nur prägnante Wendungen, aber keine homerischen, epischen Gleichnisse gebrauchen kann. Hätte ein Dritter die Theorien der beiden Gegner zu einer Einheit verschmolzen, so wäre er damit einer wahren Theorie von dem Gebrauche der Gleichnisse im Drama nahe gekommen. Aber der Hass der Parteien liess sie die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der praktischen Annäherung übersehen. Der Gottschedianer Mylius glaubte, den Schweizern mit seinem Aufsatz Abbruch getan zu haben, und diese empfanden aus ihrer Stimmung heraus ihn als Angriff. Vielleicht aus Mangel an Interesse für das Drama unterzogen sie sich nicht der Mühe, darauf einen Trumpf zu setzen.

Der einzige, der wirklich durch die Abhandlung gefördert ward, war ihr Verfasser. Breitingers scharfsinnige Untersuchung spornte ihn zu einer der Methode des Gegners angepassten Widerlegung an. Zu diesem Zweck unternimmt er eine Kritik von Lohenstein, Andreas Gryphius, Sophokles und Seneca. Selbst „Schakspear" und Addison, die Breitinger an dieser Stelle n i c h t genannt hatte, zieht er vergleichend heran. Dabei kommt natürlich Shakespeare, d. h. der Shakespeare der von Borckischen Uebersetzung des „Julius Cäsar", am schlechtesten weg. Trotz mancher Schwächen, welche die Abhandlung hat, trotz der Schranken, die sich aus der Stellung zu Gottsched ergeben, zeigt sich Mylius in ihr als ein selbständiger, gewandter und ums Wort nie verlegener Kämpe.

Jedoch aller Aufwand an Scharfsinn und Witz vermochte den Streitpunkt nicht aus der Welt zu schaffen. Keine Seite verspürte

1) Zu erwähnen wäre viell. noch die günstige Beurteilung des Inhalts und der Beweisführung von Mylius' Abhandlung durch ein gemässigtes Mitglied der Gottschedischen Partei, nämlich der Brief von Brucker an Gottsched vom 1. Januar 1744. Danzel, Gottsched, S. 244 u. Anm.

Neigung, der andern irgend etwas zuzugeben. Sie wollten sich nicht verstehen; so konnte auch diese Abhandlung trotz des positiven Resultates nur die Kluft erweitern, die zwischen den Parteien bestand [1]).

In das letzte, 32. Stück der „Kritischen Beyträge" gab Mylius nur eine Uebersetzung: „Eine Rede von den Schauspielen. Aus dem Lateinischen des Hrn. Werenfels ins Deutsche übersetzt" [2]). Sein Interesse an ihr war wohl schon ein altes: Heinitz hatte sein Material zur Verteidigung der Schauspiele offenbar dieser Rede entlehnt, sie vielleicht sogar seinen Schülern in der „Poesis Germanica" [3]) vorgelegt; und da Gottsched sie auch selbst genutzt zu haben scheint, so war für die Uebersetzung die Aufnahme in die „Kritischen Beyträge" gesichert. Ihr Inhalt ist durch die Besprechung der Heinitzschen Einladungsschriften erschöpft [4]). Der Text ist gut deutsch und ziemlich scharf wiedergegeben; Mylius eigener Stil tritt zu Gunsten des Originals zurück; dies kann ihm in einer Uebersetzung durchaus zum Lobe gereichen. Dass hier ein fremde Hand wesentliches nachgefeilt habe, können wir billig bezweifeln [5]).

Bei den einzelnen Abhandlungen, die Mylius in die „Kritischen Beyträge" hineingab, habe ich schon auf seine Stellung zu den Parteien aufmerksam gemacht. Es ist nun noch auf zwei bemerkenswerte Tatsachen hinzuweisen. Zunächst nämlich darauf, dass sich

---

1) Man vgl. z. B. die Aeusserung Breitingers in der Abhandlg. von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse, Zürich 1740, S. 294 Mitte, mit Gottscheds Forderung.

2) Crit. Btrge. VIII, St. 32, S. 598—623 (1744).

3) S. S. 8.

4) Er ist auch angegeben in der Lessingschen Rezension der Uebersetzung der Werenfelsschen Rede durch Konrekt. Gregorius zu Kamenz, [Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, St. 3, S. 469 ff., Berlin 1750. Lessings sämtl. Schriften[3] hrsg. von Lachmann-Muncker, Bd. IV, S. 175 ff.] die sich über die Uebers. in den „Crit. Beitr." lobend ausspricht.

5) Mylius war der Uebersetzer 1) nach dem Sprachgebrauch, 2) weil in den letzten drei Stücken der „Crit. Btrge.", an denen er nur mitgearbeitet hat, ausser dieser nur noch eine Uebersetzung aus dem Französ. vorkommt, die der Sprache nach sicherlich n i c h t von ihm ist, die Hist. Myl. II, S. 111 aber angibt „In celeberrimi Gottschedii Critischen Beyträgen, & praesertim in 3 ultimis hujus scripti partibus, quaedam ejus tractationes et translationes extant." Andere Beiträge als die angeführten kann ich Mylius nicht zuweisen.

eine gewisse Entwicklung in Mylius' Aeusserungen über die gegnerische Partei in den „Kritischen Beyträgen" konstatieren lässt. Er beginnt, Anfang des Jahres 1743, mit einer verblümten Kritik des ihm Nächstliegenden: Kamenz und Leipzig — d. h. der Neuberin — und schreitet fort — gegen Ende des Jahres 1743 — zu einer offenen Polemik gegen die Schweiz. Er ist also aus einem engen Kreise von Interessen in die Arena der grossen Kämpfe hinübergetreten.

Ausserdem erscheint bemerkenswert, dass alle Schriften, die Mylius in diesem Journal zum Abdruck bringen lässt, vom Theater handeln[1]). Er muss es schon im Herbst 1742 und vielleicht auch zur Messzeit, Ostern 1743, eifrig besucht haben, denn er macht ausser den Stücken, die er nur gelesen haben kann, wie die der Alten oder etwa die von Lohenstein und Andreas Gryphius, eine Reihe namhaft, die er hat aufführen sehen. Diese Beobachtung könnte zu dem Schluss verleiten, dass Mylius fast ausschliesslich für diese am meisten in die Sinne fallende Kunst Interesse besessen habe. Aber wir sahen schon, dass er sich zu gleicher Zeit auf poetischem und auf naturwissenschaftlichem Gebiete lebhaft betätigte; wir werden im weiteren verfolgen, wie er auch der literarischen Kritik auf allen ihren Gebieten gehuldigt hat: Wie er nicht nur in Zeitschriften anderer für seine Abhandlungen Unterkunft suchte, sondern, vielleicht aus pekuniären Gründen, aber auch um der persönlichen Freiheit willen, auf eigne Faust und nur mit Unterstützung eines Genossen die Herausgabe einer Zeitschrift unternahm.

Die »Hällischen Bemühungen«.

[1743—1747.]

Schon während des Erscheinens der letzten Bände der „Kritischen Beyträge" hatten sich die Gegner Gottscheds zu einem ent-

---

1) Schon Chr. Heinr. Schmid, Chronologie d. deutschen Theaters o. O. 1775 macht S. 108 darauf aufmerksam, dass im Jahre 1742 Mylius' Aufsatz (S. S. 39) von der Wahrscheinlichkeit der Vorstellung der Schauspiele die einzige kritische, für das Theater wichtige Abhdlg. gewesen sei.

scheidenden Sturmlauf gegen ihn gesammelt. Ausser der oben erwähnten „Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften" liess man im Herbst 1743 alte und neue Streitschriften gegen den „Erbfeind des Geschmacks" ausgehen, und besonders die neuen zeichneten sich durch Heftigkeit und Persönlichkeit der Polemik sehr zum Nachteil des Rufes ihrer Verfasser aus.

„Critische Betrachtungen und freye Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schau-Bühne. Mit einer Zuschrift an die Frau Neuberin" [1]) belehrten diese, dass eigentlich sie für die Reformatorin des deutschen Theaters gelten müsse, dass Gottsched nur der Schmarotzer gewesen sei, der seine und seiner Schüler schlechte Werke durch ihre Kunst zum Erfolg zu bringen suchte, dass nach der Trennung von Gottsched die Neuberin, aller Fesseln ledig und ganz ihrem geläuterten Geschmack gehorchend, nun die tatsächlich „bestgeschriebenen" Stücke auf die Bühne bringen könne. Die Mattheit und Unbestimmtheit der gottschedischen Schule, „Iphigenie" und „Cato" von Gottsched selbst, würden weichen; und ein Suppig sollte mitwirken, diese Bitte der Schweiz bei der Neuberin zum Entschluss werden zu lassen! — „Das Vorspiel. Ein Episches Gedichte. Mit des Verfassers eigenen und etlichen neuen Anmerkungen", diese ingrimmige Verhöhnung Gottscheds, ward in vierter Auflage [2]) in die Welt geschickt [3]). Die Vorrede stellt wiederum Gottsched, die Kulmus, Schwabe, Corvin, Breitkopf, Grimm und Pitschel der Neuberin und den Schweizern gegenüber; sie betonte im Gegensatz zu den „Göttingischen gelehrten Zeitungen" mit Nachdruck die historische Treue der Schilderung

---

1) Bern 1743 [von Bodmer].

2) Die vierte Auflage. Bern, im Julius 1743.

3) Dass man dies für noch nicht scharf genug hielt, erweist ein Brief Bodmers an Hagedorn vom 6. Sept. 1744, wonach „Einer" den Einfall gehabt hatte, Gottsched und den Belustigern dadurch den Garaus zu machen, dass man sie mit Namen aufs Theater brächte. Und Bodmer ist mit einer solchen Infamie offenbar ganz einverstanden. Hagedorns Poet. W. V, S. 170. Derjenige, der den Einfall gehabt hatte, war natürlich Rost. s. Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer hrsg. von Stäudlin, S. 8 u. 9 (Stuttg. 1794). Vgl. auch: Gustav Wahl, Johann Christoph Rost, ein Beitrag zur Gesch. d. d. Literatur des 18. Jahrhds. S. 17. (Leipzig 1902.)

des Rostschen Epos [1]); die Schweizer fügten den oft beleidigenden Anmerkungen „noch zwanzig oder dreyssig neue" hinzu. In den „Critischen Betrachtungen über Einige Auftritte der vom Herrn Professor Gottscheden übersetzten Iphigenia des Racine. Effutire leves indigna Tragoedia versus. Hor." mit den Zugaben: „Lob der angenehmen Nachlässigkeit, und der glücklich auffahrenden Hoheit in Herrn Gottscheds übersetzten Iphigenia" strichen sie die Neuberin wieder ganz ungebührlich heraus, und machten Gottsched so herunter, dass die positiven Seiten der schweizerischen Kritik [2]) bei ihm und seinen Anhängern durch ihre Ungerechtigkeit im Inhalt und durch ihre verletzende Form tatsächlich nicht zur Geltung kommen konnten. Sie liessen an „der innerlichen Beschaffenheit des mechanischen Original-Stücks von dem deutschen Cato" nicht nur ihren Zorn aus, sondern nahmen auch Gelegenheit, den Verfasser in jeder Beziehung herabzusetzen.

Bei diesen Angriffen blieb Gottsched ebenso ruhig, wie gegenüber der schon erwähnten Persiflage durch die Neuberin und den früheren Anfeindungen durch Liskow, Rost, König und die Schweizer. Er liess sich durch sie nicht beirren, las sogar die Gegenschriften nicht; schrieb auch nichts gegen sie [3]), obwohl seine Frau mit jedem neuen Angriff ungeduldiger wurde.

Statt seiner traten mit grosser Erbitterung die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" in den Streit ein. Zwar hatte Gottsched selbst schon nach den ersten Stücken der „Belustigungen" seine Hand von ihnen zurückgezogen, „weil er in der Wahl der Arbeiten mit den Autoren nicht einig seyn konnte" [4]). Doch ward bekannt, dass Schwabe in der Leitung verblieb. Er sollte die Haupt-

---

1) Dass es von Rost ist, bestätigt auch die allerdings späte Aeusserung Kästners in einem Brief an Nicolai, vom 12. Aug. 1765. Original in d. Kgl. Bibliothek zu Berlin. Abgedruckt in den mir gütigst von Herrn Bibliothekar Dr. Scherer zu Fulda zur Verfügung gestellten Druckbogen von Kästners Briefwechsel. Jetzt im Besitz der Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen. S. 64.

2) Besonders zu nennen wäre die „Crit. Betrachtung über die deutsche Iphigenia", S. 43—47 [Vergleichung zwischen Racine u. Corneille].

3) Ebert an Hagedorn: 6. Nov. 1743. Hagedorns Poet. W. V, S. 236—237.

4) Joh. Georg Schulthess an Bodmer, Berlin den 27. Sept. 1749 aus Rabeners Mund. Briefe v. J. G. Schulthess an Bodmer, hrsg. von Jakob

angriffartikel gegen die Schweiz geschrieben haben, wie das wohl auch der Fall war [1]). So galten denn die „Belustigungen", und ihre Mitarbeiter dazu, den Schweizern für Verfechter von Gottscheds Worten, und sie schlugen also auf diesen los, wo sich nur Gelegenheit bieten wollte.

Am teuersten zu stehen kam Gottsched die kritische Zeitschrift, die unabhängig von ihm in der Mitte des Jahres 1743 und unmittelbar vor dem Erscheinen der neuen schweizerischen Kampfschriften gegründet wurde, die „Hällischen Bemühungen" [2]). Mit ihrem Auftreten erreichte der Kampf zwischen den feindlichen Parteien seinen Höhepunkt.

Man hat die Gründung dieses Organs stets mit Gottsched in engsten Zusammenhang gebracht; man hat, auf die verschiedensten Zeugnisse gestützt, seine Behauptung, er habe mit der Gründung der „Bemühungen" nichts zu tun gehabt, geradezu für Lug und Trug erklärt [3]). Ja man hat eine Gottsched günstige ausführliche spätere Darstellung der Gründung der „Bemühungen" als unrichtig beiseite geschoben und nur in ihren unwichtigeren Angaben gelten lassen. Ich meine, dass die Erzählung, die wahrscheinlich aus Gottscheds eigenem Munde oder wenigstens von ihm noch 1755 nahestehenden alten Gottschedianern stammt, im Tatsächlichen als zuverlässig gelten kann, obwohl der Erzähler in Gottscheds Interesse schreibt und das Wiedergegebene nicht selbst miterlebt hat. Johann Gottfried Reichel berichtet nämlich gelegentlich seiner „Freymüthigen Anzeige einiger Irrthümer, welche Herr Friedrich Wilhelm Zachariä in seinem Gedichte welches er dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet, wider seinen Willen begangen hat" [4]) und

---

Bächtold. Zürcher Taschenbuch auf d. Jahr 1894. hrsg. von einer Gesellschaft Zürcher Geschichtsfreunde. N. F. 17. Jhrgg. Zürich 1894. S. 8 ff.

1) Bächtold am S. 33 Anm. 3 angegebenen Orte.

2) Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks. Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. [Stöckchen.] HALLE. bey, Carl Herrmann Hemmerde. 1743—1747. 16 Stücke. Vgl. das ausführliche Inhaltsverzeichnis mit Bezeichnung der Autoren im Anhang als Beilage zu S. 51.

3) So Waniek in sehr scharfen Worten. (Gottsched S. 469.)

4) o. O. 1756, S. 23—24.

die so ruhig und sachlich gehalten ist, wie es nur die späte Zeit und die Natur des Streitenden möglich machte[1]), folgendes:

Als ungefähr im Jahre 1743 [!] die Züricher gegen Gottsched zu schreiben anfingen, „waren der sel. Mylius und noch ein anderer, nunmehro in ansehnlichen Aemtern stehender Gelehrter, des Hrn. Prof. Gottscheds Zuhörer in practischen Collegiis über die Dicht und Redekunst. Beyde geschickte Männer arbeiteten auch an den kritischen Beyträgen und an den Belustigungen; und beyde waren in den Lehren einer gesunden Kritik sehr wohl geübet" . . . Gottsched habe sich der aller Hülfsmittel zum Studieren Entbehrenden angenommen, ihnen „Vortheile, Stipendien und Conditionen" verschafft, ohne etwas von ihnen als Gegenleistung zu erwarten: „Der sel. Mylius und sein Freund wollten nach ihrer Art erkenntlich seyn. Die Kunstrichter in Zürich wurden sehr unartig; und stürmeten gewaltig. Die beyden Schüler des Herrn Professors huben also aus ganz eigener Bewegung an, die hällischen Bemühungen zu schreiben. Hr. Prof. Gottsched wusste von diesem Unternehmen kein Wort" . . . Er liess dies seine Zuhörer wissen; auch hielt er Mag. Meier in Halle für seinen Verteidiger. Dieser schrieb ihm aber, es sei durchaus nicht an dem, konnte allerdings auch die Verfasser nicht nennen. „Nach mehr als einem halben Jahr[2]) erfuhr es Herr Pofessor Gottsched, dass die Verfasser der hällischen Bemühungen in Leipzig und seine Zuhörer wären. Sie gestunden es auch dem Herrn Prof. als er sich bey ihnen bedankte. Weil er sich nun für ihre Liebe[3]) erkenntlich erzeigen wollte: so schenkte er jedem von ihnen, ein auf seinen Leib gemachtes gutes Kleid zum Weihnachtsgeschenke. Das eine welches von Bieberhaar war, hatte ihm der Schneider zu kurz oder zu enge gemachet; die Farbe des andern gefiel dem Hr. Prof. darum nicht, weil sie zu munter für ihn war. Beyde Kleider hatte er folglich sehr selten getragen, er liess sie also auf ihren Leib zu recht machen und auf seine Kosten

1) S. d. gleiche Urteil über ihn bei Waniek, Gottsched S. 605.

2) Die Zeitangabe ist ungenau, wie sich aus der folgenden Darstellung erweisen wird. Die „Bemühungen" kamen zum 1. Heumonats heraus, also knapp ein halbes Jahr vor Weihnachten 1743.

3) Gottsched hat sie also nach seiner bekannten Methode von vornherein als seine Verteidiger angesehen.

umarbeiten, so, dass sie für neu angesehen werden konnten. Die gedachten jungen Männer waren dieses Beystandes damals auch sehr bedürftig, erkannten solches mit allem Danke, und haben die Kleider über zwey Jahre getragen."

Es ist eigentlich verwunderlich, dass dieses ruhige und fast ohne persönliche Teilnahme abgegebene Zeugnis Reichels so wenig Glauben fand. Gerade die Mitteilung der kleinen intimen Züge hätte selbst nach Abzug aller Begeisterung für den Meister Gottsched Reichel als bescheiden, wahrhaftig und wenigstens eines bewussten Betruges nicht fähig einschätzen lehren sollen.

Aber es lag nach aller Meinung gegen diese Feststellung eine Reihe von „Gegenbeweisen" vor. Nur halten diese alle einer scharfen Kritik nicht stand.

Zunächst führt man Schwabes „Mitwissenschaft" an der Gründung der „Bemühungen" als einen Beweis für Gottscheds Teilnahme an ihr an. Diese Mitwissenschaft ist aber recht späten Datums. Was wir von ihr wissen, beruht auf einer Meldung von Ebert an Hagedorn, vom 6. November 1743[1]):

„Her M. Schwabe hat mich versichert, dass eine ansehnliche Anzahl junger munterer Leute da wäre, die mit Gewalt schreiben wollten und auf den ersten Wink bereit stünden . . . . Man hätte sie bisher mit grosser Mühe im Zaume gehalten; . . . . und ihnen das Schreiben verboten, oder ihre Schriften unterdrückt (vielleicht, um sie dadurch desto feuriger zu machen). Aber jetzt, da die Schweizer das Vorspiel wieder aufgelegt haben, hat man sich endlich gezwungen gesehen, es ihnen zu erlauben."

Dass aber Schwabe mit diesen Worten gar keinen Hinweis auf die schon seit drei Monaten vorliegenden „Bemühungen" gegeben hat, zeigt die Fassung des Textes. Das geht unter anderem auch daraus hervor, dass Ebert nichts von der Anwesenheit der „Bemüher" in Leipzig ahnt. Die Aeusserung Schwabes bezog sich wahrscheinlich auf die Vorbereitungen zum „Kritischen Allmanach"[2]) und auf ähnliche Pläne. Aber wenn Ebert selbst im Ge-

---

1) Hagedorns Poet. W. V, 236—237.

2) Neuer | critischer | Sack- Schreib- und -Taschen | Allmanach | auf das Schalt-Jahr | 1744. | gestellt durch | Chrysostomum Mathanasium. | [Vig-

heimen an die „Bemühungen" dachte, so liegt diese Nachricht doch eben volle vier Monate nach dem Erscheinen der Zeitschrift, sie liegt sogar nach dem Eintreten des wichtigen Ereignisses, das den Bund zwischen dieser und Gottsched herbeiführen musste, nach dem Erscheinen von Pyras „Erweis".

Gegen den Beweis aus Schwabes Mitwissenschaft bestätigen ausser dem Bericht Reichels, wie mir scheint, die in Gottscheds Briefwechsel sich vorfindenden, bisher von den Forschern übersehenen Dokumente, dass er von der Gründung der „Hällischen Bemühungen" keine Ahnung gehabt hat. Es ist da zunächst ein querbeschriebener Oktavzettel von der Hand des Verlegers Hemmerde zu nennen, offenbar mit Buchhändlergelegenheit übersandt und dem ersten Stück beigelegt[1]). Er lautet:

„Sr. HochEdelgebornen
Herrn Professor Gottschedt pp
nehme mir die Freyheit
1 Bemühung zur Critic & 1es stückg so betitult, welches von 6 Wochen bis zu 6 Wochen bey mir herauskommen soll, gehorsamst zu über senden, gütigst bitte in Leipzig Deroselben Herr Auditor: bestens zu recommendiren, und so ofte als ein stück heraus komt, werde Dieselben damit aufwarten.
Halle,
d. 16t Aug. 1743. Carl Hermann Hemmerde
der Verleger.

So wenig es mir danach aussieht, als ob dieser Zettel auf Gottscheds Anregung etwa von Hemmerde geschrieben sei, um als Deckung zu dienen, falls Gottsched der Mitarbeit an den „Hällischen Bemühungen" geziehen würde, so will ich solche Bedenken doch noch zu zerstreuen und besonders Wanieks skeptische Aeusserung[2])

---

nette.] | Winterthur | im Canton Zürich | Auf Kosten der critischen Gesellschaft. |

1) Original im Besitz der Universitäts-Bibliothek Leipzig; Gottscheds Briefwechsel. — Die erste, günstige Kritik Gottscheds über die „Bemühungen" ist vom Ende 1743 und steht in den Crit. Beytr. VIII, St. 31, S. 549.

2) Waniek, Gottsched, S. 469. Aehnlich hält F. Ulbrich in seiner Arbeit über die Belustgen. d. V. u. d. W. S. 152 ff. fälschlicherweise an der alten, Gottsched übelwollenden Meinung fest.

durch Vorlegung des unmittelbar sich an das Erscheinen der Zeitschrift knüpfenden Briefwechsels völlig zu entkräften suchen.

Wanieks Angriff fusst vorzüglich auf einem Brief Gottscheds an Flottwell vom 21. August 1743[1]), in dem Gottsched mitteilt, „einige junge Thorner", die sich in Halle aufhielten, seien die eigentlichen Verfasser der „Bemühungen"[2]). Gottsched, so meint Waniek, habe durch ihn seine Freunde auf eine falsche Fährte leiten wollen. Aber es scheint mir Gottsched mit dieser Behauptung zu viel geschehen zu sein.

Ihm hatte nämlich am 17. August aus Halle ein gewisser Reyher, ähnlich wie Hemmerde, das erste Stück der „Bemühungen" „als etwas in Leipzig annoch unbekanntes" mit einem Begleitbrief[3]) zugesandt und darin betont: Die „Hällischen Bemühungen" „sind wider den einreissenden schlimmen Geschmack nach den Regeln der gesunden Critik, oder welches gleich viel ist, nach den Vorschriften so man in Eu. Hochedel Schriften findet, von Unbekannten aufgesetzet".

Woher Gottsched Reyher kannte, lässt sich aus den beiden von ihm vorhandenen Briefen nicht erschen. Aus diesen ergibt sich nur, dass er Reyher in einem nicht mehr erhaltenen Schreiben gedankt hat. Zugleich hat er ihm offenbar auf den Kopf zugesagt oder zusagen wollen, dass er einer von den unbekannten Verfassern der „Bemühungen" sei.

---

1) Gottsched an Flottwell. Leipz. den 21. Aug. 1743. „In Halle kömmt itzo eine neue Monatschrift heraus, daran einige junge Thorner den grössten Antheil haben, die vormals auch in Thorn eine solche Gesellschaft aufgerichtet hatten, als E. H. in Königsberg gestiftet: si parva licet componere magnis." Gottlieb Krause, Gottsched und Flottwell, die Begründer der deutschen Gesellschaft in Königsberg, S. 136. (Leipzig 1893). Krause macht darauf aufmerksam, dass die „Gesellschaft der Bestrebenden" in Thorn 1740—1742 an Gottsched schreibt. Die Unterzeichner waren damals „Canitz, Aufseher; Gundling, Sekretär." Flottwell teilte am 23. Sept. 1743 mit: „Die in Halle sich sammlende Critische Gesellschaft hat nicht üble Absichten. Ihre erste Probe hat mir gefallen, v. ist in der Gesellschaft zu Muster vorgelesen."

2) Gottsched übersandte Flottwell nicht nur das erste Stück der „Bemühungen", sondern auch weitere, wie z. B. das zehnte. Krause, Gottsched und Flottwell, S. 187.

3) Original im Besitz der Univers.-Bibliothek zu Leipzig. Gottscheds Briefwechsel.

Gleichzeitig mit diesem Brief, oder wenigstens in derselben Stimmung, schrieb er am 21. August an Flottwell seine bekannte, von Waniek scharf angefochtene Nachricht: Nicht die Unwahrheit, sondern eben das, was ihm als Wahrheit erscheinen musste. Denn Reyher, mit Vornamen Adam George, damals Studiosus Juris in Halle, stammte aus Thorn [1]). Gottsched mag sehr erstaunt gewesen sein, als Reyher ein paar Tage später die ihm angetane Ehre ablehnte [2]): Reyher sagt nämlich ausdrücklich in einem aus Halle, den 25. August, datierten Schreiben, er dürfe Gottscheds Dank nicht annehmen, denn er sei nicht Mitarbeiter an den „Bemühungen". Die Namen der Verfasser halte der Verleger geheim. Er, Reyher, habe sich in seinem Brief an Gottsched wohl nicht deutlich genug ausgedrückt, so dass dieser dadurch zu seiner Vermutung gekommen sei. Die günstige Meinung Gottscheds über die „Bemühungen" werde er dem Verleger und dieser den Verfassern mitteilen [3]).

Genügen schon diese beiden Momente und dazu Gottscheds im September oder Oktober gehegte, falsche Vermutung, Professor Meier in Halle sei der eigentliche Spiritus rector der „Be-

---

1) Nach Mitteilung des Magistrats in Thorn kommt die Familie Reyher während des 18. Jahrhunderts zweimal in Thorn vor: 1) Adam Reyher aus Elbing, Apotheker, wurde am 9. April 1723 in Thorn Bürger, 2) Georg Adam Reyher, dessen Sohn, Apotheker, wurde am 16. Februar 1750 Bürger.

Wie eine gütige Mitteilung des Universitäts-Sekretariats zu Halle bestätigt, ist Reyher George Adam, Thorunensis, unter dem Prorektor Gasser am 18. 8br. 1742 unter Nr. 189 als Studiosus Juris dort immatrikuliert worden. Der merkwürdige Uebergang vom Studiosus Juris zum Apotheker wird nicht so wunderlich erscheinen, wenn man bedenkt, dass der Vater Apotheker war, der Sohn also dessen Geschäft nachträglich übernahm. Dieser selbe „Georgius Adam Reyher-Torun-Bor." wurde am 10. Nov. 1746 in Leipzig immatrikuliert. Die Fakultät ist leider nicht angegeben. (Nach gütiger Auskunft des Univers.-Sekretariats zu Leipzig). Vielleicht kannte Gottsched den aus Elbing stammenden Vater Reyhers; sodass der Sohn, ohne noch sein Schüler gewesen zu sein, sich ihm gerne gefällig zeigen mochte.

2) Original der Univers.-Bibliothek zu Leipzig; Gottscheds Briefwechsel.

3) Reyher schreibt am 12. April 1744 an Gottsched, er habe die Reden der gottschedischen Rednergesellschaft, wie Gottsched gebeten habe, den Verfassern der „Bemühungen" zustellen lassen. Er habe erst im März auf diese Einsendung Antwort bekommen. (Gottsched hat also Michaelis 1743, damals kamen die „Reden" nämlich heraus, die Verf. der „Bemühungen" noch nicht gekannt.)

mühungen“ [1]), seinen Anteil an der Gründung der „Bemühungen“ endgiltig in das Reich der Fabel zu verweisen, so scheint mir eine andere, bisher nirgendwo gedruckte Notiz aus etwas späterer Zeit geradezu ausschlaggebend in dieser Frage zu sein und zugleich auf das ganze Unternehmen der „Bemühungen“ neues Licht zu werfen. Sulzer übermittelte nämlich in einem Briefe aus „Magdeburg d. 10. Jan. 1745“ an Bodmer die ihm von Samuel Gotthold Lange zugesandte Nachricht: „Sie [die „Hällischen Bemüher“] sollen nur auf ordre ihres Verlegers schreiben, und nichts hinein bringen dörffen, als was er gerne haben will“ [2]).

In dieser, allerdings von Bodmer in keiner Weise respektierten Darstellung scheidet Gottsched überhaupt aus den „Hällischen Bemühungen“ aus. Der Verleger Hemmerde, der späterhin durch seine Rührigkeit bedeutenden Einfluss auf den Büchermarkt gewann, — man denke nur an die Ausgaben von Klopstocks „Messias“ — scheint schon in dieser Zeit den Versuch gemacht zu haben, von Halle aus dasselbe zu erreichen, was Breitkopfs Verlag von Leipzig aus erreicht hatte. Die lukrative Seite eines Zeitschriftunternehmens in unmittelbarer Nähe Leipzigs leuchtet, vom Standpunkt des Buchhändlers betrachtet, noch mehr ein als vom Standpunkt des Literaten aus. Und es scheint durchaus dem Charakter eines solchen Vorhabens zu entsprechen, wenn der Verleger bewährte Kräfte von Konkurrenzzeitschriften zu sich herüberzuziehen und an sich zu fesseln suchte. An den bisherigen Mitarbeitern der „Kritischen Beyträge“, d. h. an den beiden jüngsten dieses Kreises, nämlich Christlob Mylius und Johann Andreas Cramer, fand er ebenso leicht mit der ordinären Post oder mit Buchhändlergelegenheit zu erreichende als geschickte und willfährige Werkzeuge zur Ausführung seines Planes [3]).

---

1) So Reichel, s. S. 52, dessen Angabe mit einem Brief von Meier an Gottsched aus Halle vom 2. Nov. 1743 übereinstimmt. Original im Besitze der Univers.-Bibliothek zu Leipzig.

2) Original im Besitze der Stadtbibliothek Zürich. Ms. Bodmer 5.

3) Da sowohl Mylius als Cramer dort mit Namen aufgetreten sind, war es für Hemmerde nicht schwierig, sie ausfindig zu machen.

Ein gegenseitiges Sichfinden von Verleger und Schriftstellern ohne Vorwissen Gottscheds scheint mir die Möglichkeit zur Gründung der „Hällischen Bemühungen" geboten zu haben. Dass sie kontraktlich vorzüglich Mylius getätigt haben muss[1]), geht schon daraus hervor, dass nach dem Austritt des Genossen aus der Redaktion und nach dem eigenen Abfall von Gottsched das Blatt nicht an diesen überging. Vielmehr sah sich Mylius, offenbar ganz gegen seinen Willen, genötigt, die letzten Stücke des zweiten Bandes allein auszuarbeiten. Unter anderen Umständen hätte er sicherlich Gottsched den Kram vor die Füsse geworfen.

Es wäre in der Tat ein Spielen mit dem Feuer beim Pulverfass gewesen, wenn Gottsched noch im Brachmonat 1744 hätte gegen die Wahrheit behaupten wollen, er habe an der Gründung der „Bemühungen" keinen Anteil. Vielmehr bestätigt gerade die offizielle Erklärung[2]), die in der Vorrede der „Belustigungen" ihren Platz fand und die offenbar aus Schwabes Feder stammt, unsere Darstellung in schärfster Weise:

„Wenn jemand für sie [die sächsischen Kunstrichter] oder wider jene [die Schweizer] geschrieben, wie z. E. die Herren Verfassern der hällischen Bemühungen, so ist solches aus freyer Bewegung eines jeden geschehen, und man thut ihnen höchst unrecht, wenn man alles auf ihre Rechnung schreibt, oder sie dessen will entgelten lassen. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, hier öffentlich und feyerlich zu erklären, dass weder der Herr Professor Gottsched, noch der M. Schwabe, wie man es wohl an einigen Orten glaubet, die häll. Bemühungen zur Beförderung der Critik im geringsten veranstaltet, dass sie weder die Verfasser davon sind, noch sonst einigen Antheil daran haben; ja dass sich die wahren Urheber dieser Monatschrift auch selbst vor ihnen verborgen."

---

1) Mylius ist auch wahrscheinlich in dieser Zeit einmal in Halle gewesen, [vgl. Sendschreiben von den Samenthierchen, S. 22 (Hamburg 1746)] denn er erinnert sich später „mit Vergnügen" der Tage, die er dort bei einem Medizin studierenden Vetter Reinhard zubringen durfte. Da aber für den Zeitpunkt der Reise kein fester Termin bestimmbar ist, so lässt sich auch keine nähere Beziehung zu der Gründung der „Hällischen Bemühungen" nachweisen.

2) Belustigungen d. Verst. u. d. Witzes, Bd. 1744 B. Vorrede. S. IV. Anm. 5, den 23. des Brachmonats 1744.

Allerdings ist die bewusste Hinterslichtführung der Leser, die der letzte Satz enthält, keine schöne, aber eine aus der Situation erklärbare Finte[1]). Denn während dieser Satz zu sagen scheint, dass Gottsched und Schwabe die „Bemüher" auch jetzt noch nicht kennen, dass sie sich noch vor ihnen v e r b e r g e n , sagt er doppelsinnigerweise nur, dass sich die „Urheber" vor ihnen verborgen h a b e n.

Aus dieser Wendung in der „Erklärung" ergibt sich aber wiederum, dass sich das historische Werden des Verhältnisses zwischen den „Bemühern" und Gottsched genau so vollzogen hat, wie es auf Grund der übrigen Aeusserungen der Parteien geschildert werden musste.

Dieser Auffassung widerspricht auch keineswegs die als zweiter „Beweis" für Gottscheds Anteilnahme an der Gründung der „Bemühungen" angezogene Nachricht Lessings in seinem Vorwort zu Mylius' Vermischten Schriften[2]). Lessing sagt dort, aus Mylius' Feder sei die Kritik über Hallers Gedicht „über den Ursprung des Uebels" geflossen: „Ich sage mit Fleiss, aus seiner Feder und nicht aus seinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottsched dachte damals für ihn und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu seyn." Man kann aus dieser Aeusserung mindestens ebensogut, wie man eine direkte Anteilnahme Gottscheds an den „Bemühungen" herausgelesen hat, und dazu richtiger, die rein i n d i r e k t e Beeinflussung der Kritik durch Gottscheds Lehren herauslesen. Denn sie will schwerlich etwas anderes sagen, als dass Mylius wie ein echter Gottschedianer kritisierte, wie ein Mann, aus dem der Geist Gottscheds sprach[3]).

Mit dieser Auslegung stimmt auch die weiter unten genau dargestellte Haltung der ersten Stücke der „Hällischen Bemühungen" überein. Und ich möchte geradezu gegen Wanieks Urteil in seinem

---

1) Gottsched liess offenbar aus demselben Grunde auch Flottwell in dem Glauben, die Nachricht, die jungen Thorner betreffend, bestehe zu recht.

2) Vorrede. Brief V. p. XXXVIII ff.

3) Vgl. die ähnliche Bemerkung über Kopp, den Tassoübersetzer, in einem Briefe Rosts an Bodmer, Dresden, den 24. Jenner 1744. Briefe ber. u. edler Deutschen an Bodmer, hrsg. v. Stäudlin, S. 3 (Stuttgart 1794).

neueren Werk den Satz, den er in seinem „Pyra“ [1]) über das erste Stück der Bemühungen gefällt hat, zum Eideshelfer anrufen. Er sagt dort selbst: „Indes ist das erste Stück sehr mässig, ja es scheint, als hätten die Verfasser, was sie einige Male auch aussprechen, in der That eine Vermittelung und Versöhnung im Auge gehabt.“ Und auf einen solchen Gedanken konnte Gottsched nicht, auch Schwabe in der Mitte des Jahres 1743 nicht mehr kommen. Ja, diese Tendenz, die bis in das dritte Stück hinein anhält [2]), widerspricht geradezu der Kampfeslust der jungen Leute, wie, nach Eberts Angabe, Schwabe sie schilderte.

Gottsched, dem die Zeitschrift von Halle aus gleich als für ihn parteiisch vorgestellt wurde, musste natürlich diese, die obendrein wirklich anerkannte, dass er Verdienste um die deutsche Literatur habe, ausserordentlich gelegen kommen in einer Zeit, in der sich selbst in Leipzig die Reihen seiner Anhänger bedenklich zu lichten begannen [3]). Zwar sahen die meisten seiner nicht direkt verbitterten Gegner ein, dass beide „Parteien sich bei den Vernünftigen durch ihre Parteilichkeiten“ lächerlich machten [4]), — schalt doch Liskows Vorrede zu Heineckens Longin über ein Gedicht in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“, „Die Einbildungskraft“, von Rudnick, das nach Gleims ausdrücklicher Angabe eine Satire auf Gottsched war [4]). Aber das half ihm nichts, solange er durch seine Zurückhaltung, seinen Hochmut und sein Tasten nach Hülfe von Oben die Zügel der eigenen Partei aus der Hand verlor. Gerade in einer solchen Zeit war ihm eine Unterstützung von draussen eine Wohltat, wie ihm noch keine zuteil geworden war. Und so scheint es denn auch natürlich, dass er die erste sich bietende Gelegenheit mit Freuden ergriff, die, wie er meinte, in seinem Sinne arbeitende

---

1) Immanuel Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, von Dr. Gustav Waniek, S. 111 (Leipzig 1882).

2) Man vgl. das Alexandrinergedicht „An Herrn G. v. L.“ „Von den schmähsüchtigen Beurteilungen“. „Häll. Bem., St. 3, S. 99 ff. u. a.

3) Ebert an Hagedorn Leipz. 6. Nov. 1743. Hagedorns Poet. W. V, 235 u. 237.

4) Briefwechsel zw. Gleim und Uz, hrsg. von Schüddekopf, S. 53. (Tübingen 1899).

Zeitschrift zu unterstützen [1]). Der Angriff Pyras auf die Gottschedianische Sekte und die „Bemühungen" war für Gottsched ein günstiges Moment; schmiedete er doch die „Bemüher" enge an seinen Wagen, noch ehe er ihnen seinen Dank in Gestalt der Kleiderspende abtragen konnte.

Wir sahen, wie Mylius und Cramer schon zu Gottscheds „Kritischen Beyträgen" einige Aufsätze hatten beisteuern dürfen. Mit andern schlugen sie sich dort als getreue Schüler eines verehrten Meisters in der ersten Reihe der Kämpfer wacker. Mylius ward sogar in einen für Gottsched sehr fatalen Angriff von Seiten der Neuberin verwickelt. Doch stand den beiden noch nicht so viel Kraft zu Gebote, dass sie gegen die Schweizer etwas Wesentliches hätten ausrichten können. Immerhin hielten sie die Gegner wenigstens in Atem [2]).

Aber ihre Begeisterung war mit Plänkeleien nicht zufrieden Vielmehr fühlten sie sich, je häufiger sie sich gedruckt und auch wohl dafür honoriert sahen, zu desto grösseren Taten angespornt. Sie verzichteten auf alle jene Rücksichtnahme, die innerhalb beider Lager und besonders in dem Gottscheds jede lebendige Anteilnahme im Keime erstickte. Sie wurden laut, wo die andern schwiegen. Sie schoben sich in den Vordergrund, wo andere sich recht zurückhielten. Sie äusserten ihre ehrliche Meinung, wo andere sie verheimlichten. Sie suchten noch einmal auf Gottschedischer Grundlage zwischen den Parteien zu vermitteln und traten, als Not an Mann kam, mit scharfer Klinge für Gottsched ein, wo andere ihn höchstens unter der Hand benachrichtigten, dass sie ihm nicht zuwider wären, wenn sie es nicht vorzogen, der Gegenpartei heimlich oder öffentlich, auch ohne allzu grosse Ueberzeugung, zu huldigen [3]).

---

1) So durch die Rezension in den Crit. Beytr. VIII, St. 31, S. 549. Zugleich erfüllte er mit ihr Hemmerdes Bitte um Empfehlung.

2) Der einzige Hieb, der bei aller Schiefheit leidlich sass, war Cramers „Critische Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne." Unterz. „J. A. K." Crit. Btrge. Bd. VIII 1743. Vgl. dazu die Antwort Bodmers in der Sammlg. crit. poet. u. a. g. Schriften, St. 12. 1744. S. 2—32.

3) Ueber Gottscheds unsichere Stellung in Leipzig berichtet Ebert an Hagedorn am 16. Nov. 1743. Die Wenigsten wollen noch etwas von Gottsched wissen; Kästner macht sich über ihn lustig. Hagedorns Poet. W. V, 238.

Man mag es Ueberhebung und zu stark entwickeltes Selbstbewusstsein nennen, aber es ist doch auch ein Zeichen von prächtiger Willenskraft, wenn die beiden jungen Leute es wagten, die Sache ihres Meisters zu ihrer eigenen zu machen und, geistig zwar abhängig von ihm, da sie ja seine Schüler waren, aber in der Tat selbständig mit einem neuen kritischen Blatt für seine Lehre in die Schranken zu treten. Sie gaben das erste Stück der „Hällischen Bemühungen" in „Halle, den 1. Heumonat 1743" heraus.

Der Zeitpunkt war glücklich gewählt: Die „Kritischen Beyträge" soliten mit dem nächsten Bande geschlossen werden; ausserdem erschienen sie so selten, dass eine kritische Monats- oder Sechswochenschrift an dem Wohlwollen teilnehmen und von dem Boden ernten konnte, den die ältere aufbereitet und besät hatte. Zudem verschlossen die viel gelesenen „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" der Kritik ihre Spalten. Es stand also zu erwarten, dass die neue Zeitschrift in Leipzig die Rechte der alten durch kluge Ausnutzung der Konjunktur ohne viel Aufwand übernehmen würde.

Wer waren nun „die Verfasser" der neuen Zeitschrift? Die Vorrede der „Bemühungen" hat ausser dem Datum und dem fingierten Ursprungsort Halle keinerlei Unterschrift. Dagegen versucht die Ueberschrift der poetischen Widmung der „Bemühungen", die „allen verständigen und unpartheyischen Kunstrichtern" gilt, mit der Unterzeichnung „Die Verfasser" den Eindruck einer grösseren Zahl vorzutäuschen.

Wie sich im Laufe unserer Untersuchung erweisen wird, muss — darauf deuteten wir oben[1]) schon hin — Mylius als der Hauptredakteur und Hauptverfasser gelten. Als Mitgründer kommt ausser ihm nur noch Johann Andreas Cramer in Betracht, der denn auch in der ersten Zeit die „Bemühungen" ziemlich eifrig unterstützte. Es knüpfen sich aber gerade an Cramers Mitarbeiterschaft an den „Bemühungen" eine ganze Reihe die Tatsachen entstellender oder wenigstens verwirrender Lesarten. Das erzeugt die Notwendigkeit, erst einmal über die Belege für die Mitgründerschaft an dieser Zeitschrift kritisch zu berichten. Nur nach Klarstellung des Tatsächlichen ist es nämlich möglich, mit einiger Sicherheit die einzelnen Beiträge in

[1]) S. S. 58.

den ersten Stücken ihren Verfassern zuzuweisen. Leider versagen nämlich die gebräuchlichen Methoden der Zuweisung an Hand der stilistischen und sprachlichen Eigentümlichkeiten. Wirkte doch kaum eine Schule in so durchgreifender Weise stilebnend wie gerade die gottschedische [1]).

Die Nachrichten über die Verfasser der „Bemühungen" gehen auf verhältnismässig wenige Quellen zurück. Für Mylius ist die bedeutendste, die in allen neueren Darstellungen Grundquelle bildet — ob in ihrem ganzen Umfange mit Recht oder Unrecht, wollen wir vorläufig dahingestellt sein lassen — Lessings Vorrede zu Mylius' vermischten Schriften gewesen. Eine zweite, weniger leicht zugängliche, bieten die Erwähnungen im Briefwechsel der Zeit. In unserer Darstellung muss natürlich als Hauptbeleg für die Verfasserschaft der „Hällischen Bemühungen" die Historia Myliana gelten, die P. II Sect. XIV S. 111 unter Nr. 3 meldet: „Die Hällischen Bemühungen zur Beförderung der Critic und des guten Geschmacks, cum quodam alio litterato, qui tunc temporis in Academia Lipsiensi studiis academicis operam dabat, elaboravit. Publicatae autem sunt de hoc Diario 16 partes in duobus voluminibus" [2]).

Demnach ist festzuhalten, dass tatsächlich vorzüglich nur noch Einer mit Mylius zusammen die „Bemühungen" „ausgearbeitet" hat [3]). Als diesen Einen hat man in neuerer Zeit überall Johann Andreas Cramer angenommen. Waniek glaubt in seinem Gottsched sogar unbedingt sicher die Stelle anzuführen, an der Cramer als „Bemüher" genannt wird [4]). Doch auch an dieser Stelle ist der Name Cramer nur erschlossen; eine wirkliche Namensnennung für Cramers Mitarbeit an den „Bemühungen" findet sich dreimal, jedesmal aber in sehr auffälliger Form. Die früheste bringt Ebert in seinem

---

1) In der Beilage zu S. 51, die ein vollständiges Inhaltsverzeichnis bringt, ist versucht, die einzelnen Stücke bestimmten Verfassern zuzuweisen.

2) Es ist dadurch aber gelegentliche Mitarbeit Fremder nicht abgeleugnet.

3) Kästners Nachricht in Mylius' Leben, Kästners Schönw. W. Tl. III, 160 (1841), die „Häll. Bem." rührten „grösstentheils" von Mylius her, ist praktisch ziemlich wertlos.

4) Waniek, Gottsched, S. 469.

Briefwechsel mit Friedrich von Hagedorn. Der Brief ist datiert aus: „Leipzig am 29. Juli 1744“ [1]).

„Eben der [d. h. der Verfasser der Ode „Herrmann“ in den Belustggen d. V. u. d. W. Juni 1744] ist Verfasser der Ode auf den König in Preussen, die in den Bemühungen [2]) stehet. Ich vergesse hier aus Vertrauen zu Ihrer Hochwohlgb. Verschwiegenheit, und aus Liebe zu dem Hrn. Cramer, und aus Begierde, denselben Ihnen bekannter zu machen, dass er mich gebeten hat, dieses zu verschweigen. Er will noch nicht erkannt seyn, und ausser mir wissen es hier noch sehr wenige. Er hat Ursache gehabt, einen Platz zu dieser Ode ausser den Belustigungen zu suchen, und hiezu hat er die Bemühungen erwählt, woran er sonst nicht den geringsten Theil hat . . . Die Verfasser der häll. Bemühungen sind hier noch eben so unbekannt wie vordem . . .“

Cramer — denn nur auf seine Aussage hin tat es Ebert — stritt also vor der Oeffentlichkeit und selbst vor seinen intimsten Freunden jegliche nähere Beziehung zu den „Bemühungen“ ab! Und Ebert muss die häufig folgenden Fragen Hagedorns nach den Verfassern wieder und wieder mit „sie sind noch unbekannt“ beantworten.

Aber Hagedorn war nicht der einzige, der die Verfasser der neuen Zeitschrift kennen lernen wollte: Am „1. Juny 1744“ fragte Uz, der sie auch in Halle vermutete, bei seinem Freunde Gleim vergeblich nach ihnen an [3]). Am interessiertesten war natürlich Bodmer. Er hatte in den „Züricher Freymüthigen Nachrichten“ auf das Jahr 1744 [4]) das erste Stück der „Bemühungen“ abfällig und zugleich die bekannte Gegenschrift Pyras lobend angezeigt und bemühte sich nun bis ins folgende Jahr hinein vergeblich, die Namen ihrer Verfasser zu erfahren. Zuerst fragte er bei Sulzer, der damals in Magdeburg lebte, an. Der teilte ihm am 10. Januar 1745 mit: „Der Hr. Pastor

1) Hagedorns poet. W. V, S. 248—249.

2) Häll. Bem., Bd. I, St. 6, S. 387—419. (1744.)

3) Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, hrsg. v. Schüddekopf, S. 68 (Tübingen 1899).

4) Freymüthige Nachrichten von Neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen. Auf d. Jahr 1744. S. 91—92. (Zürich 1744).

Lange von Laublingen, hat mir, noch ehe er den Brief von Ew. Hochedl empfangen, berichtet, dass er die Verfasser der Hällischen Bemüher [sic!] kenne und hat mir einige genennt, allein ich habe den Zeddel, worauf sie stuhnden verlohren“ [1]). Aber merkwürdigerweise konnte Samuel Gotthold Lange [2]) am Ende des Jahres 1745 ebensowenig wie Sulzer [3]) die Namen nennen. Wahrscheinlich hatte Lange auf gut Glück Sulzer die Hallenser Gelehrten genannt, die ihm daran Anteil zu haben schienen. Jetzt sah er seinen Irrtum ein. Es ist aus Bodmers Briefwechsel nicht zu belegen, woher er schliesslich die Namen erfuhr [4]); denn ehe ein Brief von Hagedorn vom 30. Merz 1746 [5])bei ihm eingetroffen sein konnte, der ihm die Nachricht brachte: „Mylius soll fast der einzige Verfasser der ‚Hallischen Bemühungen‘ seyn“, schrieb Bodmer an Hagedorn selbst eine teilweise unerklärliche Nachricht über die Verfasser der „Bemühungen“, die geeignet ist, die schwierige Frage noch mehr zu verwirren [6]):

Auf Ostermesse 1746.

. . . . „Wie haben die Zeiten sich geändert. Die Leipziger, schreibt mir Orontes, fürchten sich mehr vor Gottscheds Lob als vor seinem Tadel. Doch giebt es dort noch allzu viele Leute, denen es mehr um das Lob, als um die Aufnahme des guten Geschmacks zu thun ist. Mylius und Heim gehen jetzt auf Gottsched los; zuvor haben sie den Pyra herunter gemacht. Den Schweizern sind sie auch zuwider. Sie werden, um berühmt zu werden, Gottsched gegen die Schweizer, und die Schweizer gegen Gottscheden vertheidigen. Sie formiren eine

---

1) Ms. Bodmer 5. Original im Besitz der Stadtbibliothek Zürich.

2) S. Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe, herausgegeben von Samuel Gotth. Lange, Bd. II, S. 48. 28. Aug. 1745. (Halle 1770).

3) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner, herausg. von W. Körte, S. 26. 9. Oct. 1745. (Zürich 1804).

4) Ob viell. durch J. A. Schlegel (Orontes, Pottelwitz)?

5) Briefe ber. und edler Deutschen an Bodmer, hrsg. v. Stäudlin, S. 28 (Stuttg. 1794). J. A. Cramer wird in demselben Brief als „Bremer Beiträger“ genannt.

6) Hagedorns Poet. W. V, S. 203—204. Ich gebe den Text nach dem Original im Besitz von Herrn Prof. B. Litzmann, Bonn. Das Mskpt. hat ganz deutlich den Namen „Heim“.

eigene Partei; und wollen eine Union zwischen Dummheit und Geschmak[1]) stiften."

Die Zusammenstellung eines sonst völlig unbekannten von Gottsched Abtrünnigen, „Heim", mit Mylius, deren gemeinsamer Kampf mit Pyra usw. deutet doch geradezu darauf hin, dass diese beiden die Hauptmatadoren der „Bemühungen" gewesen seien![2]) Die Nachricht von Bodmer, die von J. A. Schlegel-Orontes stammt, sollte doch nicht völlig der Begründung entbehren; aber eine nur einigermassen befriedigende Erklärung lässt sich nicht geben. Hat sich Schlegel verschrieben, oder was leichter zu glauben ist, Bodmer verlesen? Oder hat Bodmer Nachrichten über den uns schon bekannten Netzener Pastor und Mylius missverständlich zusammengeworfen? Hat vielleicht ein Leipziger mit dem Namen „Heine", ein Freund J. A. Cramers[3]), mit seinem Namen zu Verwechselungen Anlass gegeben? Eines ist wohl auffällig, nämlich dass Bodmer nur in den Tagen vor der Ostermesse 1746 etwas von diesem Herrn „Heim" schreibt, während seine späteren kampffrohen Schriften gegen die „Bemühungen" nur gegen Gottsched selbst oder gegen Mylius gerichtet sind.

Dass Mylius auf eine Reihe Mitarbeiter sich stützen konnte, darauf dürfen wir aus diesem oder jenem „Ist eingesandt" schliessen. Ob das aber ständige Mitarbeiter waren, entzieht sich unserer Kenntnis. Gelegentliche Mitarbeiter, zumal in den späteren Stücken, haben eigene Chiffren, oder sie treten auch — ganz ausnahmsweise — einmal mit ihrem Namen hervor[4]). Auf eine längere Zeit dauernde Mitarbeit des zweiten der Gründer der „Bemühungen" lässt auch

---

1) D. h. zwischen Gottsched und der Schweiz! Bodmer merkt das erst, als die „Häll. Bem." auf ihr Ende losgingen, obwohl sie dies in der ersten Vorrede schon als Ziel angegeben hatten!

2) Merkwürdigerweise ist dieser Name bisher noch nirgendwo im Zusammenhang mit Mylius oder den „Häll. Bemühungen" erwähnt worden, obwohl ihn Bodmer auch in einem Brief an Lange nennt (Zürich 19. März 1746). Lange druckt den Namen als „Heine" ab. Sammlg. gel. u. freundsch. Briefe, hrsg. v. Sam. Gotthold Lange I 143. (Halle 1769.)

3) So lässt Cramer in den Briefen aus Kopenhagen an Gellert [(1756) Mspte. der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden] verschiedentlich in Leipzig die Freunde grüssen, nämlich: Thomä, Gutschmidt, Hübler und Heine[Jurist].

4) Vgl. die Beilage zu S. 51.

Reichels Erzählung schliessen. Aber was uns gerade am meisten interessiert, den Namen dieses Mannes, nennt er uns nicht. Wohl aber enthalten Reichels Andeutungen nichts, was irgendwie gegen eine Annahme Cramers als Mitgründer der „Bemühungen" stritte.

Erst eine späte „Denunziation" Lessings und eine Bemerkung in Christianis kurzer Biographie Cramers, die bei dessen Tode geschrieben ward, bringen in der Frage die nötige Gewissheit, wenn sie auch nichts zur Erklärung der von Bodmer kolportierten anderen Verfassernamen beisteuern [1]).

Und zwar ist es nicht der Lessing der Vorrede zu Mylius' vermischten Schriften, der sich über die Mitarbeiter der „Hällischen Bemühungen" erklärt. Eine gewisse Sachlichkeit, der Wunsch, keinen ehemaligen Freund von Mylius in sein Schicksal hineinzuziehen und dadurch zu beleidigen, mag ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass Lessing in ihr seine Kenntnis nicht an den Mann brachte. Als aber Basedows Verteidigung J. A. Cramers Lessing mit unbegründeter Heftigkeit angriff, auf Cramers Verdienste, besonders auf die um die deutsche Literatur pochend, da kann es sich der Angegriffene nicht versagen, den Lobsprecher mit einem: „er war auch einer von den hällischen Bemühern, dieser einzige Mann!" [2]) zum Schweigen zu bringen.

Lessings Nachricht stimmt mit der kurzen Notiz überein, die Wilhelm Ernst Christiani in seiner Gedächtnisrede auf J. A. Cramer ganz an den Schluss des Verzeichnisses seiner Schriften gestellt hat [3]): „Ausser demjenigen Antheil, den er vorzüglich an den Bremischen Beyträgen . . . . gehabt hat, hatte er auch Antheil an den

---

1) Cramer besass nach dem Versteigerungskatalog seiner Bibliothek: Catalogus Biblioth. Jo. Andr. Crameri Kiliae 1789. S. 271 Nr. 603—605 gebunden: Bemühgen zur Bef. d. Crit. u. d. guten Geschmacks St. 1, 9 u. 10. S. 309 Nr. 132 ungebunden St. 2—5. 11 u. 12. Die Sachen sind nicht an die Kieler Bibliothek gekommen, wie mir die Bibliotheksverwaltung gütigst mitteilte.

2) Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Sechster Theil. 1760. XIX. Den 8. May 1760. Hundert und zweyter Brief. Lessings sämtl. Schriften[3], hrsg. v. Lachmann-Munker. Bd. 8. S. 228. 13.

3) Gedächtnisrede auf den verewigten Canzler, Herrn Johann Andreas Cramer, der Theologie Doctor und erstern ordentlichen öffentlichen Lehrer, im Namen und in dem grössern Hörsaal der Universität, am 23sten Julius

Hallischen Bemühungen . . ." Vielleicht ist Christiani, trotz seiner Versicherung, den grössten Teil des Inhaltes seiner Lebensbeschreibung Cramers aus dessen eigenem Munde zu haben, gerade in der Andeutung der Mitarbeit an den „Bemühungen" von Lessing abhängig. Wenn dem auch nicht so sein sollte, ist sie doch nicht mehr als eine Bestätigung von Lessings Angabe [1]). Leider ist aber diese so knapp, dass sie auch nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür bietet, inwieweit Cramer an der Gründung beteiligt war und welche Beiträge er etwa geschrieben hat. Wir müssen uns für die äussere Tatsache der Mitgründerschaft mit dem wenigen zufriedengeben, was Reichel berichtet. Im übrigen müssen wir in der seelischen Veranlagung des jungen Schriftstellers und in der Geschichte seines Entwicklungsganges die Handhaben suchen, die es uns möglich machen zu erkennen, welche Stoffgebiete J. A. Cramer mit Vorliebe behandelt und welchen Tendenzen er huldigt. Es ist anzunehmen, dass er bei den Aufsätzen, die er für die „Bemühungen" schrieb, sich selbst treu geblieben ist, und dass sie bei aller Unkenntlichkeit im Stil Zeichen seiner geistigen Richtung zeigen.

Cramers Jugend ist so verlaufen, wie die fast aller der armen Pfarrerssöhne, die nach Leipzig kamen, dort als Stipendiaten ihr Leben fristend, um in entbehrungsreicher Arbeit das zu werden, was ihr Vater gewesen war. Seine Biographie bis zum Jahre 1746 lautet nach seiner eigenen Angabe folgendermassen [2]):

„Johann Andreas Cramer erblickte das Licht der Welt a. 1723 zu Joestadt in Meissen, nicht weit von Annaberg, allwo sein Herr Vater Caspar Anton Cramer, gebürtig aus Westphalen, Prediger, die Frau Mutter aber Johanna Sophia, eine geb. Coithin war. Den ersten Grund zum Studiren legte sein Herr Vater bey ihm; als aber dieser in der ersten Jugend, seiner Eltern beraubet wurde; so kam er

---

1788 gehalten von Wilhelm Ernst Christiani, Königl. Dänischen wirklichem Justizrath, und ordentlichem Professor der Weltweisheit, Beredsamkeit und Geschichte. S. 40. (Kiel 1788.)

1) Diese bestätigt auch J. J. Schwabes Manuskript in der Stadtbiblioth. zu Bern „Brevis Notitia". S. Franz Ulbrich, D. Bel. d. V. u. d. W. S. 70 und 152.

2) Nachrichten von d. Bemühungen d. Gelehrten . . . in Leipzig. Auf d. Jahr 1745. S. 17 u. 19.

in die Fürstenschule zu Grimma und erbaute sich in Wissenschaften unter den Lehrern Ermeln, Schuhmachern, Parski, Ulischen, Opitzen und Haupten. Unter dem Rektorat des Herrn D. Börners erhielt er a 1741 allhier die Studenten-Freyheit, und war in den Vorlesungen Gottscheds und Chladenii in der Philosophie, Poesie und in den geistlichen Antiquitäten; Jöchers, Ernesti, Börners und Wollens in der Historie, Humanität und Theologie. Er übete sich im Disputieren bey Wollen, Gottscheden, Christen, Chladenio und Kästnern. Besonders rühmt er die Gütigkeit Herrn D. Börners, der ihm auch die Unterweisung seiner Kinder aufgetragen [1]). Gegen das Ende des 1743ten Jahres [2]) erhielt er den ersten Lorbeer in der Philosophie, und nachdem ihm das Henricianische Stipendium zu Theil geworden, so hat er auch zum Andenken Henrici öffentlich eine Rede gehalten, auch neulich eine Abhandlung de Poesi apologorum unter dem Vorsitze Herrn M. Gellerts vertheidiget" [3]).

Cramer war Mitarbeiter an den „Kritischen Beyträgen", den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" [4]), dann an unsern „Bemühungen" und besonders an den „Bremer Beyträgen". An den Vorarbeiten zur Uebersetzung des Bayle hat er teilgenommen [5]); eigene Beiträge lieferte er im Jahre 1744 zu der Uebersetzung des Lucian. Selbständig tritt er seit 1746 auf in den Wochenblättern der „Schutzgeist" (Hamburg 1746) und der „Jüngling" (Leipzig 1747/1748 mit Giseke und Ebert), von denen allerdings das letzte besser war als das erste [6]). Dann beginnt er seine Tätigkeit als Uebersetzer theologischer Schriften, die ihn in seine erste Stelle als

1) Seit Ende 1744.

2) Am 21. Dez. 1743 wird „Johann Andreas Crahmer" als Baccalaureus genannt. Nachr. v. d. Bem. d. Gelehrten . . . in Leipzig. Er war damals Hauslehrer und Correktor bei Breitkopf. W. E. Christiani a. a. O. (Kiel 1788.) S. 6. S. auch Waniek, Gottsched, S. 384.

3) Am 30. Dez. 1744 hat er, diesmal als „Krahmer", Gellert respondiert. — 1745 war er zweiter Candidat der philosoph. Fakultät! Ende 1746 bis Anfang 1747 war er in Dresden angestellt. Am 9. Aug. 1748 ward er als Pastor nach Crellwitz und Daspig ordiniert. Nachr. v. d. Bem. d. Gel. in Leipzig, Bd. II, S. 473 (1748).

4) Chiffre: C**. Die Notiz bei Waniek, Gottsched, S. 234 ist irrig.

5) W. E. Christiani, Gedächtnisrede auf J. A. Cramer, S. 6 (Kiel 1788).

6) Fr. v. Hagedorn an Bodmer. Stäudlin, Briefe ber. u. edler Deutschen an Bodmer, S. 20/21. (Stuttg. 1794.)

Pastor begleitet. Schon 1750 ist er Quedlinburger Hofprediger und geht ein paar Jahre später auf Bernstorffs Ruf nach Kopenhagen [1])

Die Abhandlungen Cramers in den „Kritischen Beyträgen" sind in mancher Beziehung interessant. Er ist darin ein braver Gottschedianer und greift die Schweizer, in denen er gelehrte Lästerer, also moralisch tiefstehende Menschen, sieht, deswegen kräftig an. Seiner philosophischen Richtung nach gehört er der Leibniz-Wolffischen Schule an, ohne doch anderen Systemen gegenüber eine scharfe Abneigung an den Tag zu legen [2]). Im Schreiben ist er gewandt: nur hascht er allzusehr nach Disposition in seinen Abhandlungen, und dies verleitet ihn zu den meisten Fehlern in seinen Schriften. Durch Ueberspannen der Analyse verliert er den sichern Boden unter den Füssen.

In den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" schreibt er nicht philosophische oder naturwissenschaftliche Abhandlungen, sondern leichte, unterhaltende, oft moralisierende Ware. Nur seine Gedichte, besonders die Oden, zeigen sein dichterisches Talent; um Lessings Ausdruck zu gebrauchen: „er ist der vortrefflichste Versificateur" [3]). Gedanken und Sprache vereinen sich darin zu schwungvollen Rhythmen.

Cramers Charakter [4]) verrät nicht gerade einen grosszügigen, aber einen vielleicht eben deswegen liebenswürdigen Menschen. Ruhig, ernsthaft und gelassen ist er, dabei sanft, einschmeichelnd, aller Aufdringlichkeit und Schärfe abhold; für jede, auch tadelnde Kritik seiner Freunde empfänglich und niemals böse werdend oder

---

1) A. 1754. Seine weiteren Lebensschicksale fallen über die uns gezogene Grenze hinaus. Vgl. dazu W. E. Christiani . . . Kiel 1788.

2) W. E. Christiani, Gedächnisrede auf J. A. Cramer, S. 30—31 (Kiel 1788.)

3) Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Dritter Theil. 51. Brief und Sechster Theil. 103. Brief. Lessings S. Schr.[3], hrsg. v. Lachmann-Muncker, Bd. 8, S. 139/140 u. 229.

4) Die Charakteristik baut sich auf der Lektüre eines grossen Teils des von ihm erhaltenen Briefwechsels und der Lektüre seiner Werke auf, ausserdem, so weit keine besondere Bemerkung gegeben ist, auf seine Charakteristik als „Erast" im „Jüngling". Vgl. dazu: Beiträge zur Kenntnis der Klopstockischen Jugendlyrik . . . von Erich Schmidt, S. 69. Quellen und Forschgen. (Strassburg 1880), sowie Munckers kurze Biographie von J. A. Cramer in

gar nachtragend[1]). Wenn ihm einmal — wie z. B. über Bodmers Behandlung Klopstocks in vertrauten Briefen an Gleim — ein scharfes Wort entfahren ist, so sucht er seinen Fehler bald wieder gut zu machen[2]). Er ist ein treuer Freund[3]), wir erinnern nur an das Verhältnis zu Gellert[4]) und zu Johann Adolf Schlegel. Besonders bei diesem war in mancher Beziehung Nachsicht vonnöten. Seinen Rabener[5]), Giseke, Klopstock bewahrte er stets herzliche Zuneigung. Auch gegen Gottsched ist er nie mit Heftigkeit vorgegangen. Sein Kopf trieb ihn mehr zu selbsttätigem Schaffen als zur Kritik. Und seit er aus Gottscheds Händen ist, wagt er keine grossen kritischen Taten mehr[6]). Wird er später einmal aufgefordert, ein Buch zu kritisieren, wie z. B. von Gellert, als dieser seine Schriften herausgeben wollte, so ist er nur „was den Ausdruck und Vers angeht, etwas eigensinnig“[7]), das ist sein Erbteil aus Gottscheds Schule. Im übrigen sieht er auf das Herz, das der Verfasser in seinem Werke verrät.

Bedeutende Anregung empfing seine Vorstellungskraft und besonders seine Verskunst durch die Lektüre des Homer. Er empfindet ihn nach, wärmt sein inneres Feuer an dem der „Alten“, würde aber auch, wie einmal ein Lobredner von ihm sagt, ohne sie gross sein, „ob er gleich itzt durch sie sehr viel gewinnt“.

Kürschners D. N. Lit. Bd. 44, S. 65/73. Berlin u. Stuttgart (c. 1887) und Muncker, Klopstock, S. 53 ff. (Stuttg. 1893). Dazu auch Lessings scharfsinnige Ausführungen in Briefe, die neueste Litt. betreffend 6. Theil. 103. Brief Lessings S. Schr.[3], hrsg. v. Lachmann-Muncker, Bd. VIII, S. 227—241 u. S. 266.

1) Siehe seine eigenen Worte in: Rabener's Briefe und Nachrichten von seinem Leben . . . von Christian Felix Weisse. S. 148. (Leipzig 1772.)

2) Man vgl. seinen Briefw. mit Gleim. Mspt. der Gleimschen Familienstiftg. zu Halberstadt. Nr. 86 [erster Brief von 1750].

3) S. auch S. 66.

4) Mit Gellert nennt er sich oft „Du“. Mspte. d. Kgl. öffentl. Biblioth. zu Dresden: Briefe von Cramer an Gellert.

5) S. z. B. Briefwechsel Gleim-Ramler, hrsg. v. C. Schüddekopf, Bd. I, S. 249. (Tübingen 1906.)

6) So bringt der „Nord. Aufseher“ (1758) nur noch e i n Stück, das in die Critik einschlägt, das 26.

7) Mspt. d. Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden: J. A. Cramer an Gellert. o. O. u. Datum. [Kopenhagen c. Mai 1756.]

Von der neueren ausserdeutschen Literatur kannte Cramer die Franzosen; die Engländer nur so weit sie in Uebersetzungen vorlagen. Gegen Milton hatte er in der Frühzeit eine ausgesprochene Abneigung [1]); er ist trotz aller Scheinphantasie im Grunde ein recht nüchterner Denker, dem nur seine Verskunst zum Umherschweifen in den Reichen der Poesie Anstoss gibt [2]). Englische Studien begann er mit Giseke zusammen erst im Jahre 1747 nach Eberts Anleitung [3]).

Cramer hat in die zu Michaelis des Jahres 1743 bei Breitkopf veröffentlichte Sammlung von Uebungsreden [4]) auch eine hineingegeben, die sowohl für seinen Charakter als auch für seine Stellung bei der Begründung der „Hällischen Bemühungen" von Wichtigkeit ist. Sie heisst: „Cramers Erweis, dass die gelehrten Lästerer, welche die Ehre verdienstvoller Gelehrten verletzen, härtere Strafen verdienen, als gemeine Lästerer." Wahrscheinlich war die Rede nur als eine Warnung gegen die Schweizer und ihre Anhänger gemeint. Sie kann aber unmöglich für die Haltung ihres Verfassers seinen eigenen Gegnern gegenüber unwirksam geblieben sein.

Dieser Mann also war es, der mit Mylius zusammen die „Bemühungen" zu schreiben unternahm.

Mit kräftigen, selbstbewussten Worten treten die „Bemüher" ihren Gang in die kritische Welt an. Die Vorrede weist jedes klägliche Bitten beim Publikum und den Schriftstellern um gütige Erhörung, jede Schmeichelei und Ohrenbläserei, aber auch jedes trotzige Pochen auf die eigene Weisheit weit ab. Nicht Kunstgriffe sollen den Leser für die „Bemühungen" gewinnen, sondern das freie Aussprechen der Wahrheit. Dabei wollen sich aber die Verfasser ihrerseits jedem Urteile aller billig denkenden Kenner und

---

1) Crit. Beyträge. Bd. VIII, St. 30, S. 280 (1742).

2) So charakterisiert auch Lessing seine poet. Tätigkeit in den auf S. 70 angezogenen Stellen.

3) Hagedorns Poet. W. V, S. 266.

4) Sammlung einiger Uebungsreden, welche unter der Aufsicht Sr. Hochedelgeb. des Herrn Profess. Gottscheds, in der vormittagigen Rednergesellschaft sind gehalten worden. Herausgegeben von Joh. Christoph Löschenkohl. Leipzig 1743 [Herbstmesse] angez.: in Gött. gel. Ztgen. 1743, Nov., S. 829—831. Leider ist es nicht gelungen davon ein Exemplar aufzutreiben [Marburg, Göttingen, Berlin, Leipzig. München etc.]

Prüfer im Reiche der Kritik gern unterwerfen; sie wollen Kritiken ihrer Kritik sehen! Eine Bitte, die nur jungen, in der Gärung befindlichen Kunstrichtern einfallen konnte, wenn sie sich den Ruf der Bescheidenheit zugleich mit dem der Kritikfestigkeit erwerben wollten. Ein Gottsched hätte so etwas nicht geschrieben!

Was vor das Forum der *Wohlredenheit, Beredtsamkeit, oder Dichtkunst* gehört, soll nach den Gesetzen und *Aussprüchen* dieser Künste von den „Bemühungen" beurteilt werden. Die Kritik soll dem Leser die Schönheiten der Werke darlegen, damit er sich an ihnen ergötzen könne, sie soll dem Leser die Mängel vor Augen führen, damit er gewarnt sei und seinen Geschmack bilde.

Diese Kritik soll nicht jene alte *Buchstäbeley,* keine Lesartensammlung sein, — als Auslegekunst mag wohl eine Abart von ihr Geltung behalten, — sondern sie soll allgemein „Geschmack bildend" wirken. Die „Bemüher" wollen fortsetzen, was Lipsius, Scaliger, Opitz, Buchner, Nüssler, Zesen und die Sprachgesellschaften begonnen. Auch Bodmers und Breitingers wird rühmend gedacht, wenn auch *vielmals seine [Bodmers] Beurtheilungen theils auf keinen festen Grund sich stützen, theils mehr von dem Willen, als vom Verstande hervorgebracht worden sind*[1]). Doch lässt man ihren letzten Schriften allerhand Ehre angedeihen. Denn die „Bemüher" glauben, dass *sie weitläuftige und gründliche Anmerkungen und Urtheile über alte und neue Schriftsteller* enthalten. Besonders lobend wird Gottscheds *bescheidene* und *kluge* Art, Wohlredenheit, Beredsamkeit und Dichtkunst bekannter zu machen, erwähnt. Die von ihm begründeten „Kritischen Beyträge" erhalten die Zusicherung ihrer Vortrefflichkeit für alle Zeit im voraus.

Auch dem kritischen Krieg widmet die Vorrede einige Sätze, und wenn nicht alles täuscht, so sind die Worte ernst gemeint[2]):

---

1) Häll. Bem. I, St. 1. Vorrede. S. 10.

2) Auch die Kritik der Leipziger neuen gel. Ztgen. 1743, 1. Theil. Oct., S. 741—743, nennt die Absicht der „Bemühungen" gut, den Eifer der Verfasser, den die Vorrede zeige, löblich: „Man kann sie vor friedfertig und unpartheyisch halten, obwohl sie den Sächsischen Criticis einigen Vorzug zu geben scheinen."

Wir bedauren nichts mehr, als dass die gelehrten Männer [Bodmer und Breitinger] mit dem Herrn Pr. Gottsched in eine, der Critik nachtheilige, Uneinigkeit gerathen sind. Uns deucht, dass die schweizerischen Schriften von der Poesie mit der Gottschedischen Dichtkunst in einem Schranke hätten beysammen stehen können, ohne dass eine Schlacht unter ihnen würde vorgefallen seyn, wie Swift von der Alten Schriftsteller ihren Büchern gedichtet hat. Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses critischen Zwiespalts befragen[1]) . . . Die Hochachtung, welche wir für ihre [der Schweizer] Gelehrsamkeit hegen, legt uns die Wünsche in den Mund, dass sie sich in ihrer Hitze mässigen möchten. Die Liebe für ihre Ehre treibt uns zu dem Geständnisse, dass sie nicht wenig durch die Streitgenossen erniedriget werde, welche sich ihnen zugesellet haben, um neben ihnen gross zu werden, ... Wir wollen uns darüber itzo nicht deutlicher erklären, wer diese Leute sind . . .

Allen diesen guten Vorgängern und dazu noch den Greifswalder „Versuchern" wollen die „Bemühungen" nacheifern.

Bescheidenheit und Freimut, *Tugend und Wahrheit* ist ihre Parole; ihr Grundsatz, nur das anzunehmen, was sich als auf gutem Grunde beruhend erweist, nur der Kritik zuzustimmen, die nicht vom Vorurteil, sondern von *Vernunft und Untersuchung* diktiert ist. Dabei wird jedem, der abweichender Meinung sein sollte, freigestellt, seine Widerlegung an den Verleger zum Abdruck einzusenden, und man verspricht, sie gern und vollständig einzurücken. Doch sind die Herausgeber willens, Schmähschriften, die den Schein der Wahrheit zu erwecken wissen, kräftig von sich abzuwehren. Gewöhnliche Verkleinerungen aber sollen völlig unbeantwortet bleiben.

Die ersten Stücke der „Hällischen Bemühungen" haben sich eine doppelte Aufgabe gestellt. Sie wollen zunächst über den allgemeinen Begriff der Kritik Klarheit zu schaffen suchen, und dann wollen sie diesen neugewonnenen Begriff in negativer und auch in positiver Arbeit verwerten.

Eine „Abhandlung in welcher der Begriff der Kritik bestimmt wird"[2]) bringt eine kurze Geschichte des Begriffes „Kritik", prüft die verschiedenen Definitionen auf ihren

1) S. dazu die Darstellung von Johannes Crüger in D. Nat. Lit., hrsg. v. J. Kürschner. Bd. 42 (1883). Joh. Christoph Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger, hrsg. v. Johannes Crüger. Einleitung, bes. p. LXIII ff.

2) Häll. Bem. I, St. 1. 1743. S. 18—40.

Wert und legt ihn begründend dahin fest, dass *Kritik ... demnach eine Wissenschaft von den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten historischer und vermischter Schriften* ist. Auf den Wissenschaftscharakter der Kritik wird ganz besonders Nachdruck gelegt, eine Forderung, die übrigens den Schweizern [1]) ebenso geläufig ist, wie Gottsched [2]) selbst, wenn beide sie auch nicht so scharf formulieren. So berufen sich denn auch die „Bemüher" in dieser Abhandlung auf diese beiden Kunstrichter, und sie ziehen noch „Schaftsbury" heran, auf den Gottsched sich vorzüglich gestützt hatte [2]). Ausserdem weisen die „Bemüher" hin auf Du Perron de Castera und Bayle, greifen also das nächste heraus, was ihnen zu Gebote steht, das Baylelexikon.

Auch die weiteren Ausführungen lassen sich meist direkt aus den Werken Gottscheds und aus denen der Schweizer ableiten. Sie erstrecken sich vorzüglich auf die Frage: Worin besteht der Unterschied zwischen den — für die Kritik der „Bemühungen" in Betracht kommenden — Künsten, der Redekunst und Beredsamkeit einerseits, und der Dichtkunst andererseits? Diese Betrachtung wird im zweiten Stück fortgesetzt und ausgeführt in den „Gedanken von den Eigenschaften eines Kunstrichters" [3]).

Mit diesen beiden Aufsätzen glaubten die „Bemüher" ihre theoretische Stellung hinreichend begründet zu haben: Kritik, nicht um einer Partei, sondern um der Kritik und der daraus folgenden Bildung des Geschmackes willen, heisst ihre Tendenz; ihr Streben ist auf eine Vermittlung zwischen den streitenden Parteien gerichtet, d. h. sie wollen die Parteihäupter zu gemeinschaftlicher Arbeit

---

1) Sie setzen ihn verschiedentlich voraus in den vor den „Bemühungen" erschienenen: Nachrichten von dem Ursprunge und Wachsthum der Critik bey den Deutschen. Sammlg. crit. poet. u. a. g. Schriften, St. 2. Zürich 1741. Doch bemerken die „Bemüher" in ihrer Kritik über diese Abhandlung, dass die „Sammlung" ungerechterweise Harsdörffer, Rist, Zesen u. a. vergessen hätte, auch der Nürnberger poetische Trichter sei „nicht ganz und gar zu verwerfen". Häll. Bem., St. 2, S. 51.

2) Gottscheds krit. Dichtkunst[3] II, Kap. VI, § 33, S. 223.

3) Häll. Bem. I, St. 2. 1743. S. 75—92. Hier ist wieder die Sammlg. crit., poet. und a. g. Schriften Stück 1, S. 51—84 (1741) eine günstig sich bietende Quelle mit Drollingers Uebersetzung von Popes „Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters".

wieder zusammenführen, während das servum pecus der schweizerischen Parteigenossen von vornherein ausgeschaltet werden soll.

Eine Einigung kann aber nur auf fester Grundlage zustandekommen. Also muss die Kritik sich zunächst diese sichern: sie muss nach Gesetzen richten, nach den Gesetzen der „Wohlredenheit, Beredsamkeit, oder Dichtkunst", wie die naive Formel lautet. Aber während nun die „Bemüher" ihre historischen Vorgänger dem Namen nach, vielleicht auch ihrer Tendenz nach, kennen, fehlt jede Andeutung darüber, was sie sich eigentlich unter dem Begriffe „Gesetze der Kunst" und „Gesetze der Kritik" gedacht haben. Wenigstens geben sie keine positive Erläuterung dazu, sondern tun nur ein Negatives: sie lehnen an einer Stelle implicite die Dichtkunst Bodmers ab — seine Beurtheilungen stützten sich auf „keinen festen Grund", — erklären sich dagegen für Gottsched, d. h. doch wohl vorzüglich für die „Kritische Dichtkunst", und seine „Kritischen Beyträge". Sie halten sich also an die „Regel". Der Leser aber musste sich damit begnügen, zu ahnen, was die „Bemüher" wohl unter Gesetzen der Kunst verständen; er musste sich trösten, aus den Abhandlungen in der Folge zu entnehmen, was eigentlich genauer das Programm der „Bemühungen" war.

Aus diesen konnte er dann ersehen, dass sie getreu nach dem Programm der „Kritischen Beyträge" arbeiteten; nur hatten sie den Rezensionen einen breiteren Raum zur Verfügung gestellt. Sie bringen Ergänzungen zu Gottscheds „Kritischer Dichtkunst", wie diese. Sie greifen auf die Alten, auf die Franzosen, selten auf die Engländer zurück, wie diese. Sie legen vielfach das Schema der Uebungsreden zugrunde, wie diese. Nehmen, ihre Kräfte zersplitternd, alles, was nur einigermassen sich unter die drei genannten Rubriken einordnen lässt, ohne bestimmten Plan auf, wie sie. Arbeiten im Gegensatz zu den schweizerischen Zeitschriften, wie es die „Kritischen Beyträge" taten. Nur Ein Punkt ist über dieses Mass hinaus in ihr Programm aufgenommen: sie treiben keine völlig unkritische Parteipolitik, wie das Gottsched und die Schweizer taten. Eine Neuerung von tiefeinschneidender Bedeutung für die Kritik überhaupt, wenn sie sich einigermassen durchführen liess. Die „Bemühungen" sind die erste Zeitschrift, die mit dem Willen

zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit Ernst macht. Alle übrigen Wochen-, Monats- und Zeitschriften, auch die Zeitungen, standen damals unter dem Einfluss einer der beiden literarischen Parteien. Vielleicht tat dies oder jenes Wochenblatt parteilos. Der Einseitigkeit des einen, der Schwäche des anderen Standpunktes gegenüber halten die „Bemüher" nicht eine bewaffnete Neutralität, sondern eigene Stellungnahme für das Richtige. Wie Bodmer später einmal sagt, „gründeten sie eine eigene Partei und spielten die Schweiz gegen Sachsen und Sachsen gegen die Schweiz aus".

Dieses Urteil konnte nur dadurch zustande kommen, dass es den „Bemühern" zwar nicht am Willen, aber an der Kraft, an der geistigen Ueberlegenheit fehlte, die zuerst scheinbar über den Parteien genommene Stellung zu befestigen und durch Ausbildung eigener Anschauungen zu systematischer Geschlossenheit dauernd zu behaupten. Das war wohl die eigentliche Meinung ihres Programms gewesen; aber die Uebermacht der Systeme auf beiden Seiten, ihre Abstammung von dem einen und der ihnen in Fleisch und Blut übergegangene Kampf gegen das andere, liess sie zunächst nach kurzer Zeit scheitern und ihre Rettung im Hafen der einen Partei suchen; bis sie auch diesen, durch die Ungastlichkeit seiner Bewohner verdrängt, verliessen und nun, wie Kaper, bald mit Unterstützung des einen, bald mit Hilfe des anderen den gemeinsamen Gegner brandschatzten; ihre alte, völlige, überlegene Freiheit aber gewannen sie nicht mehr zurück. Ein späterer, günstigerer Zeitpunkt fand die Männer, die, frei von der Beeinflussung durch die ehemalige Zugehörigkeit zu einer Schule, frei auch von den fesselnden Banden einer missverstandenen Tradition, das hier begonnene Werk mit geringerer Mühe zum überraschenden Resultat fortführen konnten.

Die Ueberwindung der Dogmen Gottscheds und der Schweizer, die schon in den fünfziger Jahren durch Nicolai und Lessing gesichert war, ist nicht nur durch weitschauende Männer wie Pyra, nicht nur durch die friedliebenden „Bremer Beiträger" und ihre Kunstfreunde, sondern vorzüglich durch die von den „Bemühern" angeregten Tendenzen und durch den von ihnen angeschlagenen Ton veranlasst und vorbereitet worden.

Bedeutend geschlossener als das Programm der „Bemüher", weil auch leichter für sie zu übersehen, scheint die wissenschaftliche Grundlegung der „Kritik" in diesen ersten Aufsätzen.

Nachdem die „Bemüher" einmal dem Redner vorzüglich den „Verstand", dem Dichter den „Witz" und die „Beurtheilungskraft" als Hülfsmittel imputiert haben, getreu der Scheidung bei Gottsched, geben sie der Kritik die Aufgabe zu beurteilen, ob die allwaltende „Vernunft" im einen Falle den Verstand, im andern den Witz und die Beurteilungskraft in den rechten Schranken gehalten hat. Und zwar haben, nach der Meinung der „Bemüher", Verstand und Witz und Beurteilungskraft ebensowohl Anteil an dem Inhalts- wie an dem Formwert eines Werkes.

Der Inhaltswert eines Werkes beruht auf Kenntnissen literarischer und allgemeinkultureller[1]) Art auf der einen, beruht auf den „Absichten" des Werkes, darunter besonders die moralischen zu rechnen sind, und auf den zur Anwendung gekommenen „Gemüthskräften" auf der andern Seite. Oder wie es in dem ergänzenden Aufsatz schematischer und in den Ausdrücken wenigstens scheinbar präziser heisst: Der Wert zweier Werke ein und derselben Gattung wird dadurch bestimmt, dass man, was den Inhaltswert angeht,

1. die Vernunft,
2. das Gedächtnis,
3. den Witz,
4. die Einbildungskraft,

die darin sich zeigen, auf ihren Umfang prüft. Aus diesen — recht unkritisch, besonders auch ohne jede nähere Erklärung über ihren Inhalt oder ihr engeres Verhältnis nebeneinandergestellten Faktoren — lässt sich dann der Gesamtwert des Inhaltes eines Werkes im Vergleich zu dem eines zweiten der gleichen Gattung „mathematisch" berechnen. In diesem Schema ist die „Vernunft" von ihrer hohen Warte als regulatives Prinzip heruntergeholt; statt dessen erhält sie den Ehrenplatz an Stelle des Verstandes. Dieser scheint vom „Witz", dem Scharfsinn, aufgesogen. Das „Gedächtnis" entspricht

1) Für die Mythologie z. B. wird auf die „Auslegekunst" von Chladenius Theil I verwiesen. Häll. Bem. St. 2, S. 285.

der reinen Materialsammlung, dem groben „Stoff", während die „Einbildungskraft" vielleicht die facultas fingendi, die echte Phantasie im engeren Sinne, vielleicht aber auch die facultas imaginandi Baumgartens sein soll. Die Begriffe sind, so wie die „Bemüher" sie überkommen haben, ohne wissenschaftliche Skrupel aufgereiht. Das ganze Verdienst besteht einmal in dem Willen, endlich mit der Kritik auch des Stofflichen Ernst zu machen, ausserdem aber in der Zusammenstellung des einigermassen Zusammengehörigen. Dass sie dabei den sich mathematisch ergebenden Inhaltswert zugleich als einen Schönheitswert ansehen, darf uns nicht wundern, zumal wir z. B. die „moralische" „Schönheit" als die höchste Schönheit in der Aesthetik der Zeit überall vorzüglich gepriesen sehen.

Noch viel weniger brauchbar ist der einzige Faktor, den die „Bemüher" zur Bestimmung des speziellen Schönheitswertes kennen, unter den ebensowohl der Inhaltswert als der Wert der Form, für den sie keinen genaueren Wertmesser haben, fallen muss. Aller Schönheitswert beruht auf der Dauer der Schönheit, nicht auf ihrem Schimmer[1]). Und damit nun auch dem Beurteiler eines neuen Werkes einigermassen ein Weg gegeben ist, auf dem er die Dauer der Schönheit eines Werkes nachweisen kann, so nennen die „Bemüher" die „Natur" die Quelle der Dauer eines Werkes. Mit der Grösse der Wunder der Natur nimmt auch der Wert der Schönheit ab. Demgemäss ist also ein Werk, das von der Einrichtung des Weltbaus und von den bedeutenden Weltbegebenheiten und ihren Triebkräften handelt, ein Werk von dauerndster Schönheit. Es ist diese Bestimmung nichts anderes als eine Verallgemeinerung der Gottschedischen Theorie der Tragödie. Eine eigentlich rein stoffliche Bedeutsamkeit, die dem modernen Gefühl nach auch dem kleinsten Ereignis oder besser dichterischen Erlebnis innewohnen kann, wird an Stelle des eigentlich ästhetischen Wertes geschoben. Gefühlswerte, zum Beispiel das wichtige Naturgefühl, scheiden völlig aus, obwohl gerade in der Fassung der „Hällischen Bemühungen" eine gewisse Neigung zur Natur, nicht in dem weiten

1) Dazu rechnen die „Bemüher" z. B. alles, was sich auf Kulturzustände, auf Wahn und Sage (vgl. J. A. Cramer, Crit. Beytr. VIII, St. 30, S. 254—281 u. Bodmers scharfe Kritik, Sammlg. crit., poet. u. a. g. Schriften, St. 12, 1—32, 1744) bezieht.

Sinne Gottscheds, sondern in dem engeren der Natur, die in Frühling, Sommer, Herbst und Winter ihr Leben vollzieht, zu liegen scheint.

Ein recht unklares Gottschedianertum, ein Ringen mit „Regeln" auf der einen, mit eigenen „Ideen" und Meinungen auf der andern Seite, das ist das Resultat, das sich aus diesen einleitenden Kapiteln für die Feststellung der wissenschaftlichen Durchbildung der „Bemüher" ergibt. Ob sich die „Bemüher" aus diesem Wirrnis zur Selbständigkeit und Klarheit durcharbeiteten oder ob sie wieder in die enge Dogmenschule zurückfielen, das lag nicht völlig in ihrer Hand. Vielmehr wurden sie im Gange der Ereignisse von allen Seiten gestossen und in die extremste Parteilichkeit hineingetrieben, dass es lange, ja für die „Bemühungen" zu lange dauerte, bis sie zu der erwünschten eigenen Meinung und Stellung kamen.

Die erste Veranlassung, den Weg der Kritik zu beschreiten, gab den „Bemühern" die kritische und die dichterische Tätigkeit der Schweizer. Die kritische Tätigkeit, die eigentlich Bodmer und Breitinger vertraten, weisen die „Bemüher", um nicht ohne Not diese angreifen zu müssen, vorzüglich Mitarbeitern der Schweizer zu; Leuten, die zu Gunsten ihres Ruhms bei dem allgemeinen Streit im Trüben zu fischen suchten und die man nicht mit Namen nennen will. Sie sollten offenbar von dem allgemeinen Frieden auf Gottschedischer Grundlage ausgeschlossen werden, den ein Gedicht, „Die Critik"[1]), zwischen Bodmer-Breitinger und Gottsched durch die Göttin Kritik stiften lässt.

Die „Sammlung critischer poetischer und anderer geistvollen Schriften" [2]) ist nach dem Urteil der „Bemüher" eine von denen, die in ihren Bestrebungen, wie sie die Vorrede vom Jahre 1741 dargelegt hatte, alle Zustimmung verdient. Der Rezensent in den „Bemühungen" [3]), der 1743, also zwei Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, schreibt, nimmt sich die Mühe, alle Stücke dieser Zeitschrift nach und nach zu besprechen. Er stellt sich zunächst, als fühle er gar nicht die Einleitung zum Kampf gegen Gottsched

1) Häll. Bem. I, St. 1, S. 108—112.
2) Zürich 1741—1744, 12 Stücke.
3) Häll. Bem. I, St. 1, S. 40—64.

heraus, welche die Vorrede der „Sammlung“ schon brachte, sondern er erklärt, ganz einer Meinung mit den Schweizern zu sein, wenn sie sich gegen allen Zwang auflehnen, den der gelehrte „Pöfel“, — die Schweizer zielten damit auf Gottsched und seine Schule, — auf die Dichter ausübe. Solche kleine Geister, die der Poesie schadeten, müssten unbedingt unschädlich gemacht werden. Nur behauptet der Rezensent, in Sachsen bestehe k e i n solcher Zwang, sondern in ganz Deutschland seien Leute dieses Schlages längst in Acht und Bann. Wenn aber die Schweizer etwa unter solchen „Beeinflussungen“ verstünden, dass man z. B. ihnen in den „Kritischen Beyträgen“ den Vorwurf der „natürlichen Rauhigkeit“ gemacht habe, so erweise die Tatsache, dass trotz der zwanzigjährigen Bemühungen der „herzhaftesten Kunstrichter“ sich keine Aenderung darin bemerken lasse, die Richtigkeit der Behauptung [1]). Dies müsse jeder anerkennen. Doch hätten leider die Schweizer, wie in dieser Sache so auch in anderen Dingen, sich nicht von Vorurteil und Leidenschaftlichkeit freigehalten und nicht die Offenheit und Ehrlichkeit walten lassen, die sie rühmend nur ihrem Vaterlande eigentümlich nännten. Gerade die „Sammler“ seien in der Aufnahme polemischer und satirischer Schriften zu weit gegangen. Doch wollen die „Bemüher“, um Zwistigkeiten zu vermeiden, sich hierin nicht zu ihren Richtern aufwerfen.

Nach diesen allgemeineren Bemerkungen fasst der Rezensent die Regeln und den Endzweck des „Sammlers“, wie dieser sie in seiner Vorrede gegeben hatte, kurz zusammen und verspricht, seine eigene Kritik auf diese Regeln zu gründen: daraus abzuleiten, in wie weit der „Sammler“ seiner eigenen Regel nicht genüge, wie weit er ihr leidlich nachgekommen sei, und wann er sie sogar lobenswürdig ausgeführt habe.

Aber die Probe, welche die „Bemüher“ gleich im ersten Stück geben, zeigt, dass bei allem guten Willen zur Friedfertigkeit ihnen die M ö g l i c h k e i t dazu fehlt. Sie sind, wie es nicht anders zu erwarten ist, Gottschedianer. Gewiss nicht so einseitige, dass sie nun alles herunterreissen, was aus der Schweiz kommt. So gehen

1) Man beachte die Ironie, die hier Bodmer und Breitinger gegen „Ungenannt“, nämlich Bodmer und Breitinger, ausspielt!

sie z. B. niemals mit Drollinger, der ja auch mit Gottsched nicht zerfallen war[1]), ins Gericht. Vielmehr loben sie gleich zum Anfang seine Uebersetzung des Popeschen „Versuchs von den Eigenschaften eines Kunstrichters", die dem ganzen ersten Stück dieser „Sammlung" ihren Wert gebe, besonders deshalb, weil Popes Betrachtungen geeignet seien, das neutrale Feld zu bieten, auf dem sich ein endlicher Friede in dem Dichterkrieg werde herbeiführen lassen. Sie fassen aber gleichwohl die Miltonprobe[2]), welche die „Sammler" tendenziös an die Spitze ihrer Abhandlungen gestellt hatten, mit scharfem Eisen an. Sie heisst ihnen *ein Muster abentheuerlicher Heldengedichte,* das allen gesunden Regeln in der Einrichtung wie der Ausführung zuwiderläuft. Dies wird nicht erst lange bewiesen, sondern die „Bemüher" berufen sich, trotz der im Eingang versprochenen Selbständigkeit, auf das abweisende Urteil der „Kenner", im Grunde also nur auf Gottsched. Auch das zweite Moment, das sie gegen Milton anführen, ist recht gottschedisch: Das Gedicht öffne dem Aberglauben Tür und Tor. Nur in Einer Beziehung, und das in einer sehr bemerkenswerten, gehen sie von Gottsched ab: sie gestehen dem Gedicht einige schöne Stellen zu, *wenn man in seinen Gedanken die Begriffe von den redenden Personen, von denen, zu welchen geredet wird, und von den Umständen, welche der Poet wider alle Vernunft dichtet, absondert.* Die „Bemüher" kennen also eine innere Schönheit eines Gedichtes, die auf etwas anderem beruht, als auf den äusseren Umständen und den unmittelbar durch sie hervorgerufenen inneren Vorgängen. Aber wenn sie, von einem richtigen Gefühl geleitet, einmal einen Ansatz machten, das Wesen der Poesie tiefer zu erfassen, so verfielen sie nur zu bald wieder in ihre „vernünftigen" Klügeleien.

Der Verfasser der Anmerkungen zu Milton, meint der Rezensent, verrate nur, wie verderbt sein Geschmack ist. An dem Eng-

1) Gottsched hatte sich erboten, Drollingers hinterlassene Gedichte zum Drucke zu befördern. Doch waren sie schon an Spreng ausgeliefert; so schreibt Drollingers Bruder an Gottsched, d. 25. II. 1743. Origin. im Bes. der Univers.-Bibl. zu Leipzig.

2) Der Angreifer ist offenbar J. A. Cramer, der in den „Critischen Beyträgen", Bd. VIII, St. 30, S. 280 ankündigte, dass er künftig in etlichen Aufsätzen das Unwahrscheinliche und Unmögliche in Miltons Gedicht aufzudecken sich bemühen werde. Siehe S. 37 und 72.

länder ist die Unbestimmtheit des Ausdrucks, die Diskrepanz zwischen den gewählten Bildern und den zugrundeliegenden Vorstellungen zu tadeln. Wenn es bei Milton z. B. heisse: *Die Glieder des Satans nahmen über den Wellen schwimmend viele Hufen Feldes ein . . .*, so müsse jeder fragen, was haben die *Hufen Feldes* mit den Wellen zu tun? Die Verbindung zweier völlig heterogener Vorstellungen erscheint dem Rezensenten, sicherlich J. A. Cramer[1]), mit Recht als ein Missbrauch und Verstoss gegen das Gesetz der „Wahrscheinlichkeit". — Und dann erst die religiösen Bedenken! Milton zweifle die Güte des Schöpfers stark an, wenn er sage, der Mammon habe die Menschen zuerst gelehrt *mit verruchten Händen das Eingeweide ihrer Mutter, der Erde, zu zerwühlen.* Gott habe vielmehr den Menschen das Gold auf und in der Erde g e s c h e n k t. Hände, die danach grüben, seien nicht „verrucht" zu nennen. Schliesslich wird auch die Rauhheit der Uebersetzung getadelt[2]).

Es lässt sich nicht behaupten, dass die „Bemüher" in ihren Einwänden, soweit sie gegen allzu phantastische Bilder gerichtet sind oder soweit sie die Rauhheit der Uebersetzung betreffen, Unrecht hätten. Die übrigen Einwände erscheinen uns hinfällig, wenn sie sich auch aus der Tendenz des gottschedischen Kreises erklären lassen. Der Einwand vom Standpunkt der „Religion" aus ist aller Aesthetik oder besser Kritik jener Zeit gemein.

Die „Abhandlung von der Schreibart in Miltons verlohrnem Paradiese" im dritten Stück der „Sammlungen" gab dem Rezensenten

---

1) Dasselbe Beispiel für ein falsches Bild führt J. A. Cramer an in der S. 37 schon genannten Abhandlung „Wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne". Crit. Beytrge., Bd. VIII, St. 30, S. 269.

2) Interessant ist die Liste der beanstandeten Wörter, Häll. Bem. St. 1, S. 54. Bemerkenswert ist auch die Kritik der Götting. gel. Ztgen 1742, S. 324 über Bodmers Miltonübersetzung, die 1742 in Zürich und Leipzig ohne Vorrede und polemische Ausfälle, aber mit theoret. Anmerkungen erschien. Es heisst darin: „Die Uebersetzung in deutsche ungebundene Rede ist zwar rein und verständlich, aber die Schreibart ist gezwungen und verräht die Mühe, so der Verfasser angewandt, die Wörter zusammen zu finden und zu fügen. Die natürliche Schönheit scheint hin und wieder zu fehlen" . . . Die Gött. gel. Ztgen spenden k e i n Lob! Also wie die Bemüher! Die Ausnutzung der Miltonkritik der „Häll. Bem." fehlt bei G. Jenny: Miltons verlohrnes Paradies in der deutschen Literatur d. 18. Jhs. [Diss. Leipzig]. St. Gallen 1890.

von neuem Gelegenheit, sich über Milton zu äussern. Er wiederholt, dass Bodmer sich allerdings erstaunliche Mühe gebe, Schönheiten aus Milton herauszulesen, doch könne er damit nicht überzeugen. Denn die Vorwürfe gegen Milton bezögen sich nicht auf den sprachlichen Ausdruck allein, sondern *wir verwerfen auch gröstentheils die ganze Erfindung und Einrichtung.* Er wolle gegen Bodmers Vorliebe für Milton nicht polemisieren. Es genügt ihm zu betonen, dass die häufige Sprachmengerei, die Milton treibe, weder mit Horaz noch mit der Mundartenverschiedenheit im Homer sich entschuldigen lasse. Bodmer lege eine von Aristoteles auf Grund des Homer aufgestellte Regel falsch aus. Aristoteles habe dem Gebrauch dialektischer Wörter in geringem Umfang zugestimmt, niemals aber daraus eine verschönernde Eigenschaft hergeleitet. Der griechische Bodmer habe um des Homer willen das zugestanden, was der schweizerische Aristoteles um Miltons willen als erlaubt angesehen wissen wolle. Aber eine Ueberspannung dieser Regel habe Aristoteles fern gelegen. Bodmer dagegen treibe sie zu hoch in der Verhimmelung des Milton. Er finde die meisten Schönheiten da, wo andere Sprachschnitzer fänden; und es sei für das Deutsche zu wünschen, dass *das Einschieben und Auswerffen ganzer Silben* usw. nie Mode werde. Gewiss sei gegen das nichts zu erinnern, was Bodmer über die Beibehaltung von Lehnwörtern aus älterer Zeit sage. Ob sich aber die Wiederaufnahme alter deutscher Wörter, für die ein neuer gut deutscher Ersatz vorhanden sei, empfehle, daran, äussert der Rezensent mit Recht, sei noch sehr zu zweifeln. Auch liessen sich nicht so allgemeine Regeln *von den Beywörtern, von dem Zeitworte in der unbestimmten Weise, (Infinitiuo) von der Versetzung der Wörter, von der Auslassung und von den*[1] *leidenden Mittelwörtern geben*[2], wie Bodmer es getan hatte. Manche Freiheit, die Bodmer überall anzuwenden empfehle, könnte oft angewandt werden, ohne darum stets am rechten Ort zu stehen. Es müssten die Bestimmungen und Einschränkungen angegeben werden, mit denen man ihren Gebrauch in besonderen Fällen entschuldigen kann. Doch will der Rezensent — leider — sich nicht ausführlich darüber äussern, sodass dies grammatisch-syntaktische Gespräch ohne rechten Erfolg bleibt.

1) Im Text Druckf. „dem".
2) Häll. Bem. I, St. 2, S. 73.

Schliesslich erwähnt der Rezensent noch [1]), dass Bodmer wieder für Miltons Metaphern eine heftige Klinge schlage. Er tue dabei sogar einmal Haller Unrecht, wenn er ein sehr berechtigtes Bild Hallers, nämlich dass die Egypter die *Gartenbetter zu heiligen Tempeln gemacht, und ihre Götter* [2]) *gedünget hätten,* das ganz eigentlich gemeint sei, mit Miltons metaphorischem Ausdruck des *Kalbens der grasgrünen Erdenklösser* . . . in Parallele setze. Hallers Ausdruck sei treffend und erziele die beabsichtigte lächerliche Wirkung; Miltons Ausdruck erwecke bei einem vernünftigen Leser Ekel.

Ein gleiches Urteil über die miltonische Art fällt eine ironische Abhandlung „über die geschmückte Schreibart“ [3]), die ein ähnliches Erzeugnis „von der verblümten Schreibart“ [4]) aus Bodmers Feder und seine Abhandlung „Von der Schreibart in Miltons verlohrnem Paradiese“ [4]) herumnimmt und gewissermassen beantwortet. Der Verfasser macht sich ausführlich, mit Heranziehung von Beispielen [5]) und tollen Regeln, über alle die lustig, die an der „geschmückten Schreibart“, d. h. an dem Aufputzen des Stils mit aus aller Welt herbeigeholtem Material, Gefallen finden. Er verspricht eine tüchtige Abhandlung über diese Schreibart und disponiert sie nun mit direkter Beziehung auf Milton scherzhaft genug in eine himmlische und eine irdische; die erste teilt er in ober- und niederhimmlische, die letztere in tierische, vegetabilische und mineralische und definiert sie mit vieler Ironie. Zum Schluss verspricht er gar den Lesern ähnliche Abhandlungen von der *lebhaften, von der neumodischen, von der artigen, von der verworrenen, von der gelehrten, von der wohlriechenden, und dergleichen Schreibarten,* wenn er ihnen damit ein Vergnügen machen könnte.

Obwohl weder Milton genannt ist noch Bodmer, wird die Absicht der Abhandlung ohne weiteres klar. Aber zu den Streitschriften darf darum doch der Aufsatz kaum gerechnet werden.

---

1) Ebendort. S. 74.

2) Den ihnen heiligen Knoblauch!

3) Häll. Bem. I St. 1, S. 77—101.

4) Sammlg. crit.-poet. u. a. g. Schriften. St. 3, S. 17 ff. (1742). Ebendort St. 3, S. 75—133.

5) Aus Lohenstein, Hofmannswaldau, Schirmer, Wenzel, Männling u. a. Häll. Bem. I St. 1, S. 100 und passim.

Seine Ironie hält sich nämlich völlig von Persönlichkeiten frei, und es läuft nur ganz zufällig eine unbedeutende Polemik gegen den Konrektor Erlenbach und seine gelehrten Nachrichten in der „Sammlung" unter, weil sie besonders über die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" gespottet hatten.

Den abfälligen Urteilen der „Bemüher" über Milton und Bodmers Uebersetzung seines Werkes steht eines über eine ganz selbständige Leistung Bodmers zur Seite. Es ist besonders dadurch von grosser Bedeutung, weil es die Unabhängigkeit der „Bemüher" von Gottscheds Theorie erweist. Es ist die Kritik über den im vierten Stück der „Sammlung" abgedruckten „Grundriss eines epischen Gedichtes vom Noah".

Die erste und zweite Kritik über Milton hatten, wie wir sahen, die „Ausführung" seines Gedichtes getadelt und sich auf eine Behandlung der tadelnswerten Einrichtung nicht eingelassen. Diesmal runden die „Bemüher" ihre Miltonkritik dadurch ab, dass sie den „Noah", dieses „miltonische" Gedicht, das erst im Plan vorliegt und deshalb ein leicht zu überschauendes Objekt bietet, aufgreifen und dessen Einrichtung genauer ins Auge fassen.

Die kundgegebene Absicht, ein grosses episches Gedicht zu schreiben, das der Schweiz und ganz Deutschland Ehre bringen müsse, erfüllt den Rezensenten, wieder ist es Cramer, mit der grössten Freude. Aber wenn ein Heldengedicht geschrieben werden solle, so sei Noah als Held doch zu *untätig und faul.*

Der Rezensent stellt die Ueberzeugung der „Bemüher" von dem Wesen eines Heldengedichtes in folgender Theorie zusammen: Der Held im Heldengedicht muss sich in dem ganzen Werk tätig erweisen. Das Gedicht muss eine besonders wichtige Tat von ihm enthalten und nicht nur mit allerlei Fragen und Nebenumständen, welche sich selten unmittelbar auf ihn beziehen, angefüllt sein. Es genügt also nicht, dass Noah mittelbar, durch seine grosse Frömmigkeit gerettet worden ist, sondern er muss unmittelbar zu seiner Rettung mitgewirkt haben. Der Noahstoff bietet als grosse Haupthandlung nur den Bau der Arche, folglich müsste dieser in den Mittelpunkt oder wenigstens in den Vordergrund gestellt werden. Noahs Persönlichkeit trete in keinem Buch von Bodmers Plan irgendwie bedeutend hervor. Ganz anders handelte Homer, der

mittelbar oder unmittelbar den Helden zur Triebkraft des Epos machte.

Ausser diesem Grundfehler seien die *beygefügten Erfindungen meist überflüssig,* unwahrscheinlich und *nach dem miltonischen Geschmack.* Völlig verfehlt erscheine es, wenn Noah im Gedicht sehr vieles an Worten und Taten beigelegt werde, was in der heiligen Schrift dem Jonas, Moses und Abraham zugeschrieben wird. Solch eine Vermengung allzu bekannter Personen verwirre den Leser und schädige die Wirkung des Werkes.

Der Rezensent ist demnach, was die Technik des Epos angeht, völlig von Gottsched unabhängig; denn dieser bestritt die Wichtigkeit des Helden im Heldengedicht [1]). Aber zugleich übersieht er auch in mancher Beziehung Bodmer. Und es wäre dem Dichter der Patriarchaden mit ihrem Uebermass von Beiwerk und dem Fehlen einer die Handlung tragenden und fördernden Persönlichkeit sicherlich von grossem Vorteil gewesen, wenn er die Kritik der verachteten „Hällischen Bemühungen" sich zu Nutze gemacht hätte. Aber er glaubte seinen Plan, den er nach Pemberton [2]) — „Observations on epic poetry" — und nach Milton eingerichtet hatte, weit über die „ungewissen Begriffe . . . der Hällischen Bemüher" [2]) erhaben und deklamierte mit Extase, als er in einem Briefe an Hagedorn [3]) auf den Plan zum „Noah" zurückkam: Die „Bemüher", „diese Leute können sich keinen Helden vorstellen, der nicht die Hände in Blut waschet, und die Länder mit Raub und Brand verwüstet". Wir haben gesehen, wie wenig die „Bemüher" an einen solchen Greuelhelden dachten. Nach dem Erscheinen des „Noah" und nach der Lektüre der erhaltenen Kritiken, die in ihren Ausstellungen vielfach dasselbe rügten, was die „Hällischen Bemühungen" an dem Plan zu dem Epos ausgesetzt hatten, schreibt Bodmer einen verärgerten, erdichteten Brief als „Peter Mylius, der Bemüher" [4]), in dem er den

1) Gottsched, Crit. Dichtkunst[3] II, IX § 25, S. 690.

2) Bodmer an Hagedorn. [Zürich] d. 6. Sept. 1744. Hagedorns Poet. W. V, S. 168.

3) Hagedorns Poet. W. V, S. 161 „30 Mertz 1744." Ich gebe den Text nach dem Original im Besitz von Herrn Prof. B. Litzmann (Bonn).

4) Züricher Freym. Nachrichten St. XLII. 17. Weinmon. 1753. S. 331; wieder abgedr. im Archiv d. Schweiz. Kritick. V. d. Mitte d. Jhs. bis auf gegenw. Zeiten 1. Bdchen. S. 112 ff. (Zürich 1768); die Ausführung Bodmers

Versuch macht, diesem unterzuschieben, als habe er in dem untätigen Noah, der rede statt zu handeln, den Odysseus des Homer, der das gleiche tue, getadelt. Der echte Mylius, oder vielmehr J. A. Cramer aber hatte in seiner Kritik offenbar den wunden Punkt der Noahfassung mit scharfem Messer blossgelegt, und damit theoretisch und praktisch das Richtige prophezeit: Das wies denn auch die Probe auf das Exempel nur zu deutlich aus.

Bodmers Absicht ging tatsächlich dahin, einen Helden darzustellen, so friedliebend oder noch friedliebender als der in des Herrn van Haaren „Friso“ [1]), den er häufig seinen Bekannten anpreist. Er sagt von diesem — langweiligen — Epos geradezu [2]), dass Holland damit „allen deutschen Schöpfern Trutz bieten“ könne.

Dieses Erheben des Fremden zu Ungunsten der heimischen, gewiss noch mangelhaften Kunstübung wird, wie wir später sehen werden, einmal den „Hällischen Bemühungen“ zu toll.

Sie selbst sind stets über die schweizerischen Spott- und Streitschriften in der „Sammlung“ mit ausdrücklichem Hinweis auf ihre neutrale Stellung hinweggegangen. Sie haben die „Sammlung“, die um des Streites, und zwar nur um des Austrags persönlicher Abneigung willen, gegründet worden war, nicht angegriffen, sondern, soweit es irgend möglich schien, gewürdigt. Sie haben sich auf die Zänkereien nicht eingelassen, da es sich nicht für gelehrte und angesehene Männer gezieme, mit Spott und Gegenspott nicht nur nichts

---

passt nicht zu Lessings Noahkritik [Lessings S. Schr.[3] hrsg. v. Lachm.-Muncker. 4. S. 195]. Wahrscheinlich ist aber der Ausfall gegen Mylius doch veranlasst durch Lessings Kritik. Schulthess hatte nämlich, damals in Berlin weilend, an ihr Aergernis genommen und auf sie, die er Mylius zuschrieb, sogar eine „allegorische Nachricht ab dem Parnass gemacht“, die ihm und dem Hamburg. Correspondenten galt. [Schulthess an Bodmer, Züricher Taschenbuch a. d. J. 1894. N. F. 17. Jahrg. S. 37]. Bodmer liess es sich natürlich nicht nehmen, seine eigenen Floskeln dazu zu geben. Und da ihm nun offenbar Lessings Text nicht vorlag, so holte er die „Bemühungen“ unter der Bank heraus und schalt auf ihre Kritik des „Noah“, während Lessing in der Tat an der Form Ausstellungen gemacht hatte, also ganz andere als es Cramer in den „Bemühungen“ getan hatte und Mylius wohl 1751 auch getan hätte.

1) „Het Gevallen of Friso.“

2) Bodmer an Hagedorn Zürich 25 Merzen. 1746. Original im Bes. von Prof. Litzmann. Fehlt bei Eschenburg.

auszurichten, sondern eher Schaden zu stiften. Denn Poesie, Beredsamkeit und Wohlredenheit würden über die Streitereien vergessen [1]). Vielmehr bitten die „Bemüher" ausdrücklich, die Schweizer möchten ihnen die Mahnung zum Frieden nicht schlimm auslegen, da aufrichtige Liebe zu den schönen Wissenschaften sie diktiere. *Wer sich beleidigt finden sollte, den bitten wir um Vergebung und versichern ihn auf's heiligste, dass böse Leidenschaften nicht den geringsten Anteil an dem nehmen, was wir gesagt haben. . . . Vielmehr spüren wir in uns die stärkste Neigung, zu einem Vergleiche zwischen den streitenden Parteyen, so viel uns möglich ist, beyzutragen. Unsere critische Bemühungen werden Zeugen von unserer Redlichkeit seyn* [2]).

Die „Bemüher" nennen die Zänkerei der Schweizer über die Trillerschen Fabeln und das „Ergänzungsstück" nur, um auch den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" zu zeigen, dass ihre Antwort [3]) auf die Kritik der Schweizer den Wert der Fabeln nur noch verdächtiger gemacht habe. Tatsächlich hätten die Anmerkungen der Schweizer mit Recht gesagt, das Ergänzungsstück sei schlecht verteidigt worden.

Dagegen führen die „Bemühungen" in der Rezension der „Nachrichten vom Ursprung und Wachsthum der Critik", die im allgemeinen als gut gelobt werden, gegen die Schweizer an, dass sie Unrecht täten, wenn sie Harsdörffers, Rists, Zesens, des „Poetischen Trichters" [4]) und der Sprachgesellschaften Verdienste um die Kritik nicht mit aufzählten. Auch seien sie doch in der Beurteilung der sächsischen und schweizerischen Kunstrichter gar zu parteiisch verfahren. Man könne die gebrauchten gehässigen Worte nur auf „Affekte" zurückführen usw. Der Rezensent seufzt ordentlich danach, *dass diese denkwürdigen Begegnisse im Reiche der Critik endlich aufhörten.* Aber noch manche Streitschrift hat er zu nennen, welche die Schweiz gegen Gottsched und Pitschel, gegen den „Patrioten" usw. gerichtet hatte, und stets tut er es mit Ruhe, höchstens mit scharfen, nie mit ausfallenden Worten.

---

1) Häll. Bem. I, St. 2, S. 45—46.
2) Ebendort S. 46.
3) Von Pitschel vgl. Waniek, Gottsched, S. 436.
4) Er sei „nicht ganz und gar zu verachten".

Doch, wie gesagt, einmal kommt ein innerer Groll, und diesmal ein gar berechtigter zum Durchbruch: Jenes Lob, das Bodmer den Mauvillonschen Auslassungen gespendet, lässt den Rezensenten, wie er sagt, kalt. Aber Mauvillons Anmassung [1]) erfüllt ihn mit ehrlichem Unwillen; in echt patriotischer Gesinnung stellt er sie an den Pranger. Ein hergelaufener Franzose, der in Deutschland sein Brot kriegt, ist unverschämt [2]), wenn er die ganze deutsche Nation ohne jede stichhaltige Begründung mit glatten Worten heruntermacht und ihr schlechterdings Geschmack, Witz und Geist abspricht. Gegen solch einen Kerl bedarf es keines langen Gegenbeweises; der ist ohne weiteres verächtlich; und wenn alle Franzosen so denken sollten wie er, so sind sie es alle! [3]).

Seit diesem kräftigen Urteile werden auch die anderen kräftiger, die kurz und bündig, Gottsched zu verteidigen dienen; aber selbst bei dem nun angeschlagenen Ton wahren die „Bemüher" die Neutralität. Ja, sie wagen eine Anmerkung, die man in den „Hällischen

---

1) An dem Urteile über Mauvillon ist vorzüglich der plötzliche Stellungswechsel der Götting. gel. Zeitungen zu ersehen: es heisst da 1742, S. 399: „Mauvillon spricht in vielen Fällen ganz Deutschland Hohn; und die Schweizer thuen [wohl „tehnen"] sehr ungerecht auch ihr Urtheil über ganz Deutschland aus, wo sie nur über wenige Sachsen Klage führen." Wie einst Gottsched mit Unrecht allen Schweizern vorgeworfen habe, was wenige derselben gesündigt, so handelten die Schweizer jetzt auch unrecht. Ein Jahr später, Gött. gel. Ztgen. 1743, August, S. 584—586, hat man gegen Gottscheds abfälliges Urteil über Mauvillon die bezeichnende Phrase: „tatsächlich gebe es in Deutschland keine esprits createurs, und man übergibt die Aeusserungen Gottscheds in der Vorrede zur „Deutschen Schaubühne" [1743] der ausgezeichneten Kritik der Schweizer!

2) Derselbe Gedanke findet sich auch schon im „Dichterkrieg" Belustgen. d. V. u. d. W., s. Waniek, Gottsched, S. 436 ff.

3) Die Züricher Freym. Nachrichten vom Jahre 1746. St. XVI. 20. April S. 121—123 bringen hierzu eine ziemlich saftlose Anekdote an; sie berichten, „ein französischer Sprachmeister", offenbar Mauvillon, habe in Leipzig aus Mylius' Hand die Uebersetzungen der „Schaubühne" erhalten. Er rühmt diese ironischer Weise, sie seien jetzt gründlicher, gelehrter und glücklicher, da sie von allem französischen Witz befreit seien; er verspricht, sie nun, natürlich in Prosa, wieder ins Französische zurückzuübersetzen. Den schrecklichen Anfang von Voltaires „Zaire" gibt er auch zum besten. Mylius' Name, mit der Darstellung nur sehr unorganisch verbunden, wird hier von Zürich zum ersten Male genannt.

Bemühungen", wie wir sie aus den bisherigen Darstellungen kennen, nicht vermuten sollte: Es heisst da bei der Besprechung von Konrektor Erlenbachs Vorwurf gegen Gottsched, dass dieser in der neuen Auflage der „Kritischen Dichtkunst" von 1742 sein Urteil über die Schweizer und ihre Anhänger geändert und also die kritische Gerechtigkeit verletzt habe[1]): *Wir können dem Herrn Conrector hierinnen nicht ganz widersprechen. Wir wollten nur wünschen, dass sich einige sächsische Kunstrichter, durch dergleichen critische Ungerechtigkeit, dem Vorwurfe ihrer Widersacher nicht so bloss gestellet hätten. Wir rathen ihnen aufrichtig, sich inskünftige, vor diesem grossen Fehler entweder zu hüten, oder wenn sie ihn begehen, doch zu zeigen, dass es kein Fehler sey.*

Auch Pitschels Anmerkungen über Gottscheds „Kritische Dichtkunst" werden geradezu der Verspottung der Schweizer preisgegeben. Allerdings setzen die „Bemüher" hinzu, dass die Schweizer sich doch nicht zu so vielen satirischen Ausschweifungen ihm gegenüber hätten verleiten lassen sollen.

Und für das Geschrei der Schweizer über die neue Auflage der Gottschedischen „Dichtkunst" hat der Rezensent nur das zurechtweisende Urteil, es sei beim „Jachzorn" des Konrektors im voraus zu ersehen gewesen, dass er es anstellen werde. Doch schädige er damit den Wert des Gottschedischen Buches nicht, und jeder werde es nutzen, *jedoch ohne dabey die Dichtkunst des Hrn. Breitingers unter die Bank zu werfen*[2]).

Dass bei all den scharfen Worten, die hier schon unterlaufen, da man oft entsetzlich grobe Ausfälle der Schweizer zu rezensieren hat, doch nicht jegliche Objektivität schwindet, zeigen solche gelegentliche günstige Worte über die Schweiz, das erweist auch die Beurteilung der „Ecloga" im sechsten Stück der „Sammlung", die wenigstens in ihren *nicht ungeschickten Malereyen* ein Lob erhält. Und wie sie hat der Rezensent pflichtschuldigst Drollingers „Ode über die Unsterblichkeit der Seele", die das zweite Stück der „Sammlung" zierte, *mit grossem Vergnügen* gerühmt. Selbst die hinzugefügten Anmerkungen — mit Ausnahme einer einzigen zu Gunsten

1) Häll. Bem. I St. 2. S. 129.
2) Ebend. I St. 2, S. 132.

Miltons — heimsen noch ein gutes Teil des kritischen Wohlwollens mit ein.

Die positive Seite der Arbeit der „Bemüher" galt zunächst in ausdrücklichem Gegensatz zu Mauvillon und zu der Unterstützung, welche die Schweiz ihm zuteil werden liess, der Förderung der Muttersprache. Eine „Betrachtung über den Anfang des ersten Buches des Cicero vom höchsten Gut und vom höchsten [!] Uebel. | Dass es allerdings löblich sey, Künste und Wissenschaften in der Muttersprache zu lehren"[1]), dient dazu, die Verächter der Muttersprache zu widerlegen[2]). Die gepriesenen Griechen haben nie fremde Sprachen nachgeäfft, aber unter den Römern hat es viele solcher „Papagoyen" gegeben. Gegen diese Leute ist Cicero in mannhafter Weise aufgetreten; heimische Sprache und heimische Dichter hat er erhoben, wenn andere griechisch schrieben und nur die griechische Literatur schätzten. Die Stelle des Cicero hat in Deutschland Wolff inne, der trotz anderer Gelehrter Deutsch schreibt. Die Anwendung des Deutschen befördert aber sicher die Ausbreitung der Künste und Wissenschaften. Sie hat also nicht diesen gefährlich oder nachteilig, sondern nützlich. Gewiss muss jeder Gelehrte die alten Sprachen genau kennen, sie schreiben und nicht hintansetzen. Vielleicht mag er auch manches in lateinischer Sprache lehren. Aber Wissenschaften und Künste, zu denen Mylius, der Verfasser des Aufsatzes[3]), z. B. Altertumskunde natürlich noch nicht mit rechnet, sollten deutsch gelehrt werden aus Liebe zum Vaterlande[4]), zum Wohle des gemeinen Wesens, zur Erfüllung der Pflicht eines jeden Gelehrten, Bildung zu verbreiten. Denn Künste und Wissenschaften sind nicht ein Gut für Wenige, sondern

---

1) Häll. Bem. I St. 1, S. 64—77. St. 2, S. 32—41. St. 3, S. 134—148.

2) Anregend hatte viell. „des Pater Buffier Abhandlung, dass alle Sprachen und Mundarten, die in der Welt geredet werden, in sich selbst eine gleiche Schönheit haben", gewirkt. Abgedr.: Crit. Beiträge VIII, St. 31, S. 420. (1743.)

3) Abgedruckt in Mylius' Verm. Schriften hrsg. von G. E. Lessing. S. 310—346. (Berlin 1754.)

4) Häll. Bem. I St. 2, S. 37.

eines für Alle. Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst und ihre Ausübung seien zum Wohl aller Deutschen deutsch!

Für Leute, die nur lateinisch und Griechisch schreiben wollen — wie es Ernesti tat, der sich über die „Frau Muttersprache" lustig machte, und wie es Christ befürwortete — hat Mylius eine Reihe meist begründeter Einwände, die dahin gehen, dass mancher moderne Begriff sich in einer alten Sprache gar nicht treffend wiedergeben lasse oder wenigstens in der Muttersprache viel schärfer und gemeinverständlicher ausdrückbar sei. Für grundlose Verachtung der Muttersprache und Ueberschätzung fremder Sprachen hat er nur Spott und fast ausfallende Worte [1]).

Denen aber, die mit ihm die Ehre des Vaterlandes im Auge haben, prophezeit er eine schöne Zukunft [2]):

> es wird eine Zeit in Deutschland kommen, da seine Ehre als ein hellglänzendes Licht schimmern wird, weil seine Schriftsteller die Künste und Wissenschaften in der Muttersprache lehren werden: Die Deutschen werden nicht mehr zu den Ausländern wallen dürfen, klug und vernünftig zu werden: Die Weissheit und die Künste werden in deutschen Kleidungen einher gehen, und die uns erst verachtet, werden unsere Sprache erlernen müssen, ihre Stimme zu hören. Und wie glücklich haben unser unsterblicher Wolf in der Weltweisheit, die berühmtesten Kunstrichter unserer Zeit, Gottsched, Bodmer, Breitinger und andre den Anfang schon zu derselben gemacht! Diese Zeit wird unmittelbar auf die itzige folgen: Weltweisen, Kunstlehrer, Redner und Dichter werden aufstehen, und wenn sie in deutscher Sprache die Künste und Weisheit lehren werden, dieselbe bey allen auswärtigen Völkern verherrlichen!

Diese prächtigen, patriotischen Worte, dieser Stolz auf die grosse Zukunft der Vaterlandes, an der er selbst im Herzen hofft Anteil nehmen zu können, zeigen uns in Mylius einen jungen Menschen, der, warmer Begeisterung fähig, nicht bloss Träume zu schmieden weiss, um dann wieder in Schlaffheit zu versinken, sondern der zu dem Ziele, das er in dieser herrlich erfüllten Prophezeiung sich setzt, mit ehrlicher Arbeit und ganzer Willenskraft hinstrebt [3]).

---

1) Dasselbe Thema nimmt noch einmal die „Uebersetzung einiger Briefe aus Rolandi Maresii Epistolis philologicis" auf, mit ausdrückl. Berufung auf Cicero. Häll. Bem., Bd. II, St. 13, S. 423 u. 426.

2) Häll. Bem. I St. 2. 1743. S. 41.

3) Vgl. dazu Lessings nüchtern-ungerechte Worte über die „Deklamationen" bei Mylius. Lessings Vorrede zu Mylius' Verm. Schriften, S. XVII.

Abhandlungen, die in ähnlicher Richtung wirken sollten, brachten unmittelbar vor den „Hällischen Bemühungen" die „Greifswalder kritischen Versuche" [1]) und die den „Bemühern" und Gottscheds Bestrebungen näherstehenden „Nachrichten und Anmerkungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig" [2]). Nach der Zeit kam Mylius selbst in „Unmassgeblichen Betrachtungen über die Frage: Ob es vortheilhaft sey, die lateinische Sprache unter den Gelehrten abzuschaffen?" ironisch auf dieses Thema zurück [3]). Interessant genug sind die Urteile derer, die bei Gelegenheit der Abhandlung in den „Bemühungen" an solcher Verherrlichung der Muttersprache Anstoss nahmen. Zwei der berühmtesten Männer der damaligen Gelehrtenwelt erklärten sich dagegen: der eine, Abt Mosheim, der beredte spätere Kanzler der Göttinger Universität und schon damals Vorsitzender der dortigen Deutschen Gesellschaft, erkannte zwar die Bemühungen für die Verbesserung der Muttersprache an in seiner ausführlichen Einleitung zum „Lexikon . . . antibarbarum" [4]), hielt es aber um der Schwachen im Geist willen, was Religion und Metaphysik anbetrifft, — und um der fremden Nationen willen, — was die Ueberlieferung gründlicher deutscher Wissenschaft an sie anbelangt, — für nützlich und notwendig, ja geradezu für eine Ehrensache der Deutschen, dass sie lateinisch schrieben. Wenigstens müsse das Lateinische mit dem Deutschen auf gleicher Wertstufe stehen: es dürfe keine grössere Schande sein, wenn ein Gelehrter schlechtes Deutsch, als wenn er schlechtes Latein schreibe. Leute, die das nicht

---

1) 1743 St. 4. 1) Von den deutschen Uebersetzungen der alten Schriftsteller. 4) Versuch crit. Gedanken von deutschen Uebersetzungen.

2) 1743 St. 3. „Abhdlg IV. Erweis, dass ein Volk, welches für die Ehre seiner Muttersprache bemüht ist, nothwendig in derselben Abhandlungen von Wissenschaften aufsetzen müsse", so in der Rezens. d. Gött. gel. Ztgen., 1743, Okt., S. 710. Ich habe trotz eifrigen Suchens kein Exemplar auftreiben können. Die Hamb. Stadtbibl. besitzt nur St. 1, 2 u. 4.

3) Hamb. Mag. I St. 1, S. 77—91. (1747).

4) Vorrede zur 2. Auflage, die zur Osterm. 1744 herauskam. Der Titel heisst: Io. Frieder. Noltenii Lexicon latinae linguae antibarbarum quadripartium, cum adnexa ad calcem recensione scriptorum latinorum critica: iterata hac editione sic ab Autore recognitum, emendatum et locupletum, ut novum opus videri possit: Accedit praefatio Summe Ven. Abbatis Moshemii Helmstedt 1744. S. d. Anzeige in den Götting. gel. Ztgen. 1744, Jan., S. 95/96.

zugeben wollten, — wie also die „Bemüher", auf die Mosheim, ohne sie zu nennen, hindeutet, — oder die gar ihre Studenten dazu anhielten, — damit war trotz aller Freundschaft Gottsched gemeint — handelten falsch. Die Duldung des Lateinischen sei bei ihnen nur Maske, sie suchten es ganz auszurotten.

Die „Göttingischen gelehrten Zeitungen" schlossen sich natürlich diesem Urteil an [1]), zumal es sich gegen Schriftsteller richtete, die einmal, und das gerade in der Abhandlung über die Muttersprache, einen ganz entsetzlichen Schnitzer in der Uebersetzung einer Cicerostelle gemacht hatten [2]).

Der zweite Rezensent mit berühmtem Namen war Crusius, der Mosheims Vorrede geradezu als eine vollkommene Widerlegung der „Bemüher" hinstellte [3]). Die „Bemüher" aber sahen diesen Behauptungen, die in durchaus nicht ehrenvoller Weise an den unseligen Schulschnitzer geknüpft wurden, nicht untätig zu. Sie brachten eine Uebersetzung der Mosheimschen Vorrede [4]) in ein wohl mit Absicht etwas derbes Deutsch und gaben kurz darauf [5]) „bescheidene Anmerkungen über des Hrn Abt Mosheims Vorrede zu Hrn Noltens Lexico antibarbaro". Darin sind sie vorsichtig genug, nicht scharf gegen Mosheims Meinung ins Zeug zu gehen. Sie halten auch einen sehr zuvorkommenden Ton ein. Den Rezensenten der „Leipziger gelehrten Zeitungen" dagegen, den sie einen ihnen „unbekannten Gelehrten" nennen, greifen sie kräftig an. Er scheint ihnen, nach Denken und Sprache zu urteilen, nur ein Sprachmeister zu sein und kein Weltweiser. Auf ihn wird alle Schärfe der Entgegnung abgeladen. Was aber den Inhalt der Mosheimschen Vorrede angeht, so schreiben die „Bemüher" in geradem Gegensatz zu diesem eben dem Gebrauch der Muttersprache das Wachstum der Wissenschaften und der Philo-

---

1) Götting. gel. Ztgen 1744. Juni. S. 456.

2) Häll. Bem. I St. 1, S. 69. Ausdrücklich angemerkt in Gött. gel. Ztgen 1744. Febr. S. 156—157.

3) Oder arbeitete damals noch Ernesti mit? und soll viell. darauf der Druckfehler „E." statt „X" deuten. Häll. Bem. II, St. 11, S. 267. 1745. S. Leipziger gel. Ztgen., 1744, Juni, S. 407.

4) Häll. Bem. II St. 9, S. 37. 1744.

5) Ebendort II St. 10. 1745. S. 99 ff.

sophie in Deutschland zu und halten dafür, die Ehre des Vaterlandes erfordere, dass jeder Deutsche Deutsch schreibe, so gut wie die Engländer Englisch und die Franzosen Französisch schrieben. Die Ausländer sollen, wenn sie sich deutsche Wissenschaft zu nutze machen wollen, Deutsch lernen![1]).

Die „Göttingischen gelehrten Zeitungen“[2]) nahmen erst von der Bescheidenheit der Antwort der „Bemüher“ Notiz, nachdem sie noch einmal[3]) recht unnötigerweise mit verächtlichem Naserümpfen über Gottsched ihnen vorgeworfen hatten, sie verstünden kein Latein, weil sie schlechte Lehrer gehabt und aus Not ihr Wissen aus deutschen Schriften geschöpft hätten; sie wüssten es deshalb auch nicht zu würdigen.

Auch darauf hatten die „Bemüher“ noch eine Antwort[4]): „Ludimagistro incomparabili Praeceptori. Suo. Latino Longe. Meritissimo Hoc Qualecunque Exercitiolum D. DD. Obedientissimi. Ejus. Discipuli Autores.“, in der sie voll Spott und mit berechtigter Ironie aus einer von dem Leipziger Rezensenten zu Ungunsten der Muttersprache ausgelegten Cicerostelle gerade die Tendenz für die Muttersprache herauszuschälen wissen, also ihren Befähigungsnachweis im Lateinischen glänzend beibringen.

Die gleiche patriotische Stimmung wie in der Abhandlung über die Muttersprache herrscht in dem Gedicht in Alexandrinern: „Brief über die Lettres germaniques“, das den Ausgangspunkt für eine allgemeine Kritik der deutschen Literaturerzeugnisse bildet[6]).

Mit den *hochmüthigen Franzosen* muss man *fein deutsch* reden, heisst es da, denn wenn sie auch grosse Dichter haben: *ihren Moliere, ihren Boileau, ihren Corneille, ihren Racine, ihren Ruisseau*[7]) *und*

---

1) Häll. Bem. II St. 10. 1745. S. 117.
2) Götting. gel. Ztgen. 1745. April. S. 212.
3) Ebendort. Jan. 1745. S. 30—31.
4) Häll. Bem. II St. 11. 1745. S. 255—268.
5) Ebendort I St. 2. S. 8—12.
6) „Unterredungen, welche die schönen Wissenschaften betreffen. Erste Zusammenkunft.“ Häll. Bem. I, St. 2, S. 1—31.
7) Wohl Druckfehler! Rousseau wird sonst nicht mehr erwähnt.

einige andre [1]), so stehen ihnen doch die Deutschen, *was den Fleiss und Willen anbetrifft, . . . gewiss nichts nach!* Und nur Kriegsunruhen tragen die Schuld, dass die Entwicklung ihrer poetischen Leistungen so langsam fortschritt. Doch sind Unternehmen wie Gottscheds „Deutsche Schaubühne" [2]) und die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" dazu angetan, dem deutschen Namen Ehre zu machen.

Die jetzige Streitsucht der Schweizer, der Wechsel ihres Verhaltens in dem Zeitraum von 1730 bis 1740 und nachher wird hervorgehoben, — wie sie Gottscheds Stellungswechsel getadelt hatten, — obwohl man auch hier diese *Vergestaltung* lieber für Erdichtung anderer als für Wahrheit halten möchte. Ja, die „Bemüher" wollen sogar bestreiten, dass Liskow der neue Vorredner zu Heineckens Longin [3]) sei; die Blätter seien zu schlecht für seine grosse Seele; das seien nicht Liskows feine Satiren, sondern *Erzeugnisse roher und ungesitteter Jahrhunderte.* Dass Liskow nicht der Urheber der Vorrede sei, könne man schon daraus ersehen, dass er oft in seinen Schriften Gottsched habe Ehre widerfahren lassen.

Zwar hatten die „Bemüher" für die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" lobende Worte; die Sammlung erscheint ihnen gut, wenn sie auch mit der Zeit etwas ernsthaft geworden sei und sehr wohl einer Auffrischung, Erheiterung bedürfe; zwar lobten sie eine Reihe von Mitarbeitern: Gellert, Kästner, Schwabe, J. E. Schlegel, Straube und Spalding — damit sind Pitschel und ähnliche Geister getadelt —, aber sie machten ihnen auch einen sehr berechtigten und eingreifenden Vorwurf [4]): Sie verurteilen — im Sinne der besseren Mitarbeiter — den persönlichen Ton, den die „Belustiger" im kritischen Streit zuerst angeschlagen hatten, aufs schärfste. Dieser Spott führe zu nichts als zu Gegenspott, *zumal wenn es Personen trift, die wiederum darinnen stark sind.* Wenn man überhaupt spotten wolle, so solle man nur die Fehler nennen, nie die Personen: *Es kann seyn, dass die Herren Bodmer und Brei-*

1) Häll. Bem. I St. 2, S. 13.

2) Hierher gehört auch der S. 90 Anm. 3 geschilderte Angriff.

3) Die folgenden Worte sollten eine Satire sein, die bessernd wirken sollte!

4) Häll. Bem. I St. 2, S. 24—28; S. 31. (1743.)

tinger Fehler besitzen: aber ich bin überzeugt, dass ihre Tugenden wohl grösser sind, und diese können die Aufnahme der Künste ungemein befördern. Wenn man sie aber selbst lächerlich macht, wenn es gleich nur der Fehler halber geschieht, verletzt man nicht alsdann zugleich ihre Tugenden? Hätten nicht die „Belustiger" *Merbod und Greibertin* [1]) vorgebracht, so wäre vielleicht die Bitterkeit und der Hass des „Complots deutscher Dichter" nie an den Tag getreten. Gewiss sei der Spott der „Belustiger" feiner und gemässigter als der heftige Ausfall der Schweizer, aber *dadurch wird das ganze Stücke* [der „Dichterkrieg"] *nicht schön.* Die „Bemüher" wünschen, alle diese Streitschriften vermoderten und kämen nicht zur Schande der Zeit auf die Nachwelt: *Wenn man an den Herrn Schweizern etwas aussetzen will, so muss man es nicht so wohl an der Sprache, als an ihren Kunstbüchern thun,* und zwar mit grösster *Artigkeit und Bescheidenheit,* denn das Licht der Kritik soll nur erleuchten, aber nicht brennen. Gewiss sei wohl der Herausgeber der „Belustigungen" nicht für all das verantwortlich, was in ihnen zu finden sei: *denn es erfolgen in unserm Körper viele Handlungen, welche nicht von unserm freyen Willen abhangen, sondern gleichsam nothwendig erfolgen* [2]), — damit will man wohl die Abhängigkeit Schwabes von Gottsched andeuten, auch ein Zeichen, dass die „Bemüher" im zweiten Stück von einem direkten Einfluss Gottscheds frei waren —, aber gleichwohl hätten sie an den unnützen Streitschriften der „Sammlung" Schuld.

Aus dem bis hierher über die „Hällischen Bemühungen" Gesagten geht klar hervor, dass sie, so wie sie im ersten bis dritten Stück vorliegen, unmöglich ein Kampforgan in Gottscheds Hand, am wenigsten ein Beobachtungsposten gegen die „Greifswalder Versucher" [3]) genannt werden können. Sie halten es nicht unbedingt mit einer Partei, sondern sie stehen über oder, besser gesagt, zwischen den Parteien. Gewiss haben sie an den Schweizern manches auszusetzen, und sie tun dies in durchaus gottschedischem Sinne. Dabei

---

1) Vgl. den Inhalt des „Dichterkriegs" in Waniek, Gottsched, S. 436 ff. und „Vier kritische Gedichte Bodmers" [hrsg. v. J. Bächtold] D. L. D. d. 18. Jhhds., hrsg. v. B. Seuffert, B. 12, S. VI ff.

2) Häll. Bem. I St. 2, S. 25—26.

3) So Waniek, Pyra S. 110.

lassen sie aber deren Verdienste nicht einfach ungewürdigt. Sie loben allerdings Gottsched in hohem Masse, haben aber auch, obwohl sie seine Schüler sind, Eigenkraft genug, ihm in manchen Dingen entgegen zu treten und dies meist in Hinsicht auf Fehler, die er am allerwenigsten gern gerügt sehen mochte. Wie sie es so und so oft aussprechen, möchten die „Bemüher" den Boden zu einer Verständigung und Einigung zwischen Gottsched und den Schweizern bereiten durch ruhigen, sachlichen Hinweis auf die Mängel jeder dieser Parteien. Dass sie damit eine Danaidenarbeit unternahmen, war jedem Erfahreneren klar. Eine solche Absicht, einen solchen Idealismus konnten im Jahre 1743 nur junge Leute hegen, die nicht zugesehen hatten, wie der Streit der Kritiker grimmiger und grimmiger wurde, und die deshalb noch glaubten, der Erbitterung auf beiden Seiten mit guten Worten steuern zu können. Nicht aber die alten Kämpen, Gottsched und Schwabe!

Alles weist darauf hin, dass die „Bemüher" tatsächlich in der Redaktion der ersten Stücke ihrer Zeitschrift selbständig waren, wie es Reichel berichtet. Und diese Selbständigkeit zeigt sich sogar in der Kritik, die den „Bemühungen" Hass und Verachtung zugezogen und ihnen zu einer traurigen Berühmtheit verholfen hat, in der Kritik des Gedichtes „Ueber den Ursprung des Uebels" von A. v. Haller.

Es liesse sich über die Erwähnungen und Aechtungen dieser Kritik eine dickbändige Geschichte schreiben, die nur erweisen würde, wie sich ein einmal über eine Zeitschrift gefällter Machtspruch forterbt und so zähe festwurzelt, dass es kaum möglich sein wird, ihn jemals wieder aus der Welt zu schaffen.

Die Veranlasser des scharfen Urteils über die „Hällischen Bemühungen" sind einerseits die Schweizer und ihr Anhang: Ihnen hatte der Konrektor Pyra den Anstoss dazu gegeben. Andererseits sind es Lessings gehässig klingende, abfällige Worte und das durch sie inaugurierte, oben widerlegte Vorurteil, dass die Kritik über Hallers Gedicht im Namen Gottscheds und auf dessen direkte Veranlassung hin geschrieben worden sei[1]).

1) Mylius' Verm. Schriften hrsg. von G. E. Lessing. Vorrede Brief V. Vgl. die Ausführungen S. 59.

Mit Absicht ist die Erörterung der Kritik der „Bemüher" über Hallers Gedicht bis hierher aufgespart worden, um durch die Darstellung des breiten Inhalts der ersten drei Stücke der „Bemühungen" aus diesen selbst ein Gegengewicht gegen das tief eingewurzelte Vorurteil zu gewinnen [1]).

Bodmer hatte sich gegen Ende des Juli 1743 das Vergnügen gemacht, in stacheligen „Nachrichten von einigen neuen gelehrten Schriften" neben andern Titeln den einer Schrift gegen Gottsched zu fingieren, die „Vindiciae Hallerianae, oder Rettung der Sprache Hr. Hallers, die von gewissen Sprachrichtern der Härtigkeit, der Zweydeutigkeit, und der Dunkelheit angeklagt worden" heissen sollte [2]). Er ahnte wohl nicht, dass zu gleicher Zeit an einer Hallerkritik gedruckt wurde, die seinen im Spott hingeworfenen Gedanken zu einer notwendigen Arbeit für seinen gelehrten Freund Breitinger [3]) machen sollte [4]).

Die „Beurtheilung des Hallerischen Gedichts, über den Ursprung des Uebels" unter Zugrundelegung der dritten Auflage von 1743 [5]), erschien in den „Hällischen Bemühungen", wie Lessing betont, „aus Mylius Feder", in deren erstem und drittem Stück [6]) im Herbst 1743.

---

1) Waniek, Gottsched, S. 471 verkennt das Verhältnis der Bem. in den ersten drei Stücken zu Gottsched. Verfehlt ist auch das Urteil Eugen Wolffs: Gottscheds Stellung im Bildungsleben, Bd. II, S. 99 (1897), der von „flegelhaften Angriffen der Schildknappen Gottscheds auf den grossen Landsmann der Schweizer" spricht.

2) Sammlung krit., poet. u. a. g. Schriften, St. 9, S. 109 (Zürich 1743). Vgl. z. B. Gottsched, Crit. Dichtk. II, Cap. VIII, S. 278 (1742), wo Gottsched allerdings nicht Haller selbst nennt, ihn aber unter die miltonianische Sekte offenbar mitrechnet.

3) Siehe S. 123 ff.

4) Die Geschichte des nun entstehenden Streites ist sehr oft behandelt. So weit nicht für die folgende Darstellung genaues Eingehen auf Einzelheiten unumgänglich nötig ist, lass' ich möglichste Kürze mein Ziel sein. Hauptdarstellungen des Streites: Häll. Bem. — Schweiz — Pyra sind: Waniek, Pyra, S. 110 ff., gekürzt in Waniek, Gottsched, S. 470 ff., und Albrecht von Hallers Gedichte, herausgeg. u. eingel. von Dr. Ludwig Hirzel, S. CCX—CCXXXII (Frauenfeld 1882).

5) Hallers Ged., hrsg. v. Hirzel nennt sie C.

6) Häll. Bem. I, St. 1, S. 101—108; St. 3, S. 148—158.

Mylius weist zunächst darauf hin, dass Haller als „Arzneyverständiger", Naturforscher und Poet ausserordentlich berühmt ist; er nennt ihn eine Ehre für die Schweiz und für Göttingen ein Glück, da er jene als Vaterland erkennt, diesem als Lehrer angehört.

Den stolzen Namen eines Dichters will Mylius ihm durchaus nicht absprechen, ebensowenig aber auch die Mängel seiner Poesien übersehen: *Uns dünkt, sein Ruhm wird ihm dennoch bleiben, wenn wir dieses gleich thun.* Man werde es Haller bei der Last seiner Geschäfte nicht übel nehmen dürfen, wenn seine Gedichte wegen ihrer Form nicht unter die „der ersten Grösse" zu rechnen seien, die Grösse des Mannes selbst bleibe durch die Kritik unberührt.

> Wir finden nämlich, dass sich der Herr D. Haller sehr oft überaus dunkel ausdrückt[1]). Es ist sonst eine sehr gute Eigenschaft der Schreibart, und sonderlich der poetischen, wenn sie körnicht ist, das ist, wenn man in derselben mit wenig Worten viel sagt. Der Herr D. Haller aber will öfters allzu viel mit allzu wenig Worten sagen. Hieraus aber entstehet ordentlich eine grosse Dunkelheit . . . Die oft ganz seltsamen und unbekannten Wörter und Wortfügungen . . . tragen auch nicht wenig zu ihrer Dunkelheit bey. Die vielen Mittelwörter (participia) in der vergangenen Zeit, welche zwar im Lateinischen und Griechischen gewöhnlich sind, thun desgleichen. Die Hauptursache dieser Dunkelheit des Herrn D. Hallers ist ohnstreitig diese, dass er überaus viel und tiefsinnig zu denken gewohnt ist. Er bemüht sich daher das innere Wesen der Sachen, ohne prosaischen Ausschweifungen, auszudrücken: was kann aber daraus anders entstehen, als dunkle Wörter und Ausdrückungen? In die Poesie gehören solche tiefsinnige philosophische Begriffe[2]) nicht; eben desswegen, weil sie den Verstand allzusehr überhäufen und die Einbildung desto weniger beschäftigen und ergetzen[3]).

Haller würde deutlicher sein, wenn er nicht gar so tief und kurz wäre. Auch schadeten

> rauhe Wörter, Sylbenmasse und Reime,

---

1) Schon 1735 tadelte Gottsched in den „Krit. Beytr.", St. 13, S. 168 an demselben Ged., dass es nicht durchgehends in einerley Versen geschrieben und in einigen Stellen so d u n k e l ist." Siehe L. Hirzel, Haller Einltg., S. CXLIX Anm. 3.

2) Wie das Folgende zeigt = zu kurz gefasste Begriffe.

3) Die Beobachtung ist sicherlich richtig. Nur wendet sie Mylius nachher nicht an; er braucht sie kaum, weil er es vorzüglich auf „Wörter und Ausdrückungen" abgesehen hat.

die

seiner noch gar unausgebesserten Landessprache

zur Last fallen.

Alle diese Fehler machen uns die Stärke des Hrr. D. Hallers in der Dichtkunst so wenig verdächtig, als man den Horaz einen schlechten Dichter schilt, weil seine sonst so sehr schönen Verse oft gar rauh und nicht fliessend sind.

Im Eingang zu Mylius' Worten, besonders in der Berufung auf Hallers überhäufte Geschäfte, die ihn verhindern, Gedichte erster Grösse zu schaffen, scheint er diesem Unrecht zu tun. Aber er denkt offenbar nur an das Formale, das auszufeilen, dem Dichter Zeit und Musse fehle. So erwähnt er damit zunächst nur den von Gottsched immer wieder gegen Haller erhobenen Einwand. Aber das genügt ihm nicht. Er versucht, positive Kritik zu treiben und spürt deshalb in durchaus verständiger Weise den Ursachen nach, die Hallers Gedichte an manchen Stellen zu schwer verständlich machen. Nachdem er sie aufgewiesen, kann er durchaus glaubhaft und selbständiger als im Eingang betonen, dass dieser trotz mancher Unebenheiten, trotz manchen Abweichens von der Klarheit und Planheit der sächsischen Mundart ein grosser Dichter ist.

Mit seinen Ausstellungen rügte Mylius eben die „Fehler", die Haller, nach Angabe der Vorrede zur dritten Auflage [1]), grösstenteils getilgt zu haben glaubte, die er aber doch als Fehler laut anerkannte und die er durchaus nicht verteidigen wollte.

Aber es traten Autoren auf, die behaupteten, gerade in diesen Fehlern bestehe Hallers Schönheit [2]); gegen sie ereifert sich natür-

1) Alb. v. Hallers Gedichte, hrsg. v. L. Hirzel. S. 245—247. (Frauenfeld 1882.)

2) Die Tendenzen des Streites um Hallers Gedichte sind sehr gut im Voraus gezeichnet in einem Traum über Hallers Gedichte, den die „Belustiggen d. Verst. u. d. Witzes", [1741, Weinmonat S. 377—378] in den „Fortgesetzten Anmerkungen über das Ergänzungsstück zu Trillers Vorrede" bringen.

Der Traum vergleicht Hallers Gedichte mit einem geschälten Apfel, der, als er dem Apollo überbracht werden soll, in den Sand fällt. Nun wischt, der ihn geschält hatte [Haller], an ihm herum, reinigt ihn auch an manchen Stellen, weil viele schreien, der Apfel müsse eine reine Haut haben, ehe er überreicht werden könne. Andere aber behaupten, einzig und allein mit diesem Schmutz sei der Apfel dem Apoll überreichbar; sie fürchten nämlich, dass bei

lich Mylius. Und wenn nun gar sklavische Nachbeter, wie zum Beispiel einige in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ gerade die Unschönheiten in Hallers Gedichten und noch dazu schlecht nachahmten — erklärt er —, so sei diese hallerische Nachahmungssucht eine Seuche, die hoffentlich nicht weiter um sich greife. Nicht etwa Kästners Gedichte fallen unter diese Kategorie, aber manche von Straube, Pitschel u. a. Die „Hällischen Bemühungen“ wollen der Ausbreitung dieses Uebels durch *vernünftige Beurtheilungen hallerisch-mystischer Gedichte* — es sind damit ausdrücklich die Nachahmungen gemeint — zuvorzukommen suchen.

Will man aber Anhaltspunkte zur Beurteilung und Verurteilung der Nachahmungen gewinnen, so bedarf es einer ins Einzelne gehenden Untersuchung von Hallers eigenen Gedichten auf ihre Fehler. Sind diese einmal klar herausgestellt, so wird jeder, der sie nicht vermeidet, unter die Sekte der schlechten „Hallerianer“ fallen. Mylius wählt zu seinem Zweck eines, das ausdrücklich von Haller als nicht nur dem Freundeskreis verständlich bezeichnet ist: das Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels“.

Ein kurze Inhaltsangabe, die Mylius voranschickt, zeigt uns, dass er das Gedicht aufmerksam gelesen und dass er es verstanden hat. Ob es den *logicalischen Regeln* genüge, darauf geht seine kritische Untersuchung nicht ein. Er will nur die Arbeit des Poeten daran unter die Sonde nehmen. Gleichwohl fasst er dabei im Wesentlichen immer wieder nur die äussere Form, seltener die innere. Auf die „Ausdrückungen“ ist vorzüglich sein Augenmerk gerichtet. Dahin hatte er schon in der Einleitung seine Aufgabe formuliert. Mit vollem Recht und nicht etwa unter Vernachlässigung des von den „Bemühern“ aufgestellten Prinzips [1]), man solle die „Kunstbücher“ der Schweizer, nicht aber ihre Sprache kritisch anfassen, wenn man sich verdient machen wolle. Denn es galt diesmal bei dem Angriff auf die „Sprache“ der Schweizer die Wahrung wohlbegründeter Interessen.

---

dem Abwischen des Schmutzes etwas von dem Saft des Apfels mit weggewischt werden könnte. Eine Entscheidung, welche Partei recht habe, bringen die „Belstggen“ nicht.

1) Siehe S. 98.

Aber nun zeigt sich da eine Art Satyrspiel, wie wir es wohl sonst kaum noch finden: Mylius hätte nämlich in vielen Fällen ein Recht zu tadeln, was er tadelt, — wenn der Dichter tatsächlich das hätte sagen wollen, was der Rezensent, ohne deswegen den Vorwurf der Unaufmerksamkeit oder der Verdrehung zu verdienen, herausgelesen hat. Kurz: Hallers schwere, manchmal ungelenke Sprache hat eine Reihe von Missverständnissen veranlasst. Missverständnisse, die übrigens dann nicht nur Mylius unterlaufen sind, sondern nach ihm noch Kritikern bis auf die neueste Zeit [1]).

Zum Beispiel sagt Haller gleich im Eingang seines Gedichts:

> Auf jenen stillen Höhen
> Woraus ein milder Strom von stäten Quellen rinnt,
> Bewoge mich . . .

Mylius tadelt: *Hier können wir nicht einsehen, wie ein Strom rinnt? Denn das Wort rinnen braucht man nur von ganz seichten Fliesswasser, und von Strömen gar nicht* [2]).

Tatsächlich ist „ein Strom von Quellen [= metaphorisch als „Wasser" verstanden], welcher rinnt" [3]), für Mylius ein Unding, auch unpoetisch. Und darin hat er Recht! Aber Haller hatte von stäten Quellen, die auf stillen Höhen entspringen, kleine Bächlein rinnen und zu einem milden Strom sich vereinigen lassen, eine Vorstellung, die durch das umfassende Werden, das sich in ihr vollzieht, tiefen poetischen Wert hat. In diesem Falle ist das Missverständnis sicher auf die Rechnung der poetischen Wortstellung „ein milder Strom von stäten Quellen", statt „von stäten Quellen ein milder Strom", dem tatsächlichen Vorgang entsprechend, zu setzen.

Aber neben solchen Stellen werden in Mylius' Kritik auch einige als dunkel und undeutlich aufgeführt, die diesen Vorwurf, nach unserm modernen Gefühl, durchaus nicht verdienen. Daraus lässt sich ersehen, dass Mylius als getreuer Gottschedianer in der Beurteilung des Gedichtes nicht die Phantasie des Dichters als Grundlage

---

1) Eines klärt Waniek, Gottsched, S. 471, Anm. 1, auf.

2) L. Hirzel in der Einltg. zu Hallers Ged., S. CCXI führt dasselbe Beispiel an, und schüttelt darüber den Kopf, wie über die ganze Kritik von Mylius, die er „überaus elend" nennt.

3) So versteht es auch Hirzel! [Pyra liest den Text gleich „a u s" stäten Quellen; er hat es also richtig verstanden. Haller hat dies in keiner Lesart.].

angenommen hat. Vielmehr legt er die Phantasie des gewöhnlichen, und nach gottschedischem Brauch, sehr verstandesmässigen Menschen als Massstab an; und ein solcher verspürt gar keine Neigung, sich der Führung des dichterischen Genius anzuvertrauen.

Ersetzungen der relativen Anknüpfung durch die ungeschlechtigen Beziehungswörter: woraus, davon usw. sind dem Gottschedianer ungewöhnlich, sinnverwirrend. Aus demselben Grunde befremdet ihn der Gebrauch des Partizipiums Perfekti[1]). Und er wird davor sogar an einer Stelle kopfscheu, wo es gar nicht steht[2]). Am meisten sträubt sich der Gottschedianer in Mylius gegen die Anwendung metaphorischer Ausdrücke da, wo die Metapher als solche ohne eine verwickelte Gedankenoperation nicht kenntlich ist. Seine Regel dazu ist bestimmter als die Gottscheds, der auf leichte Verständlichkeit und Sinnlichkeit der Metaphern drang[3]) und sie nur selten gelten lassen wollte. Mylius formulierte richtig das Gesetz dahin: *In ganz unterschiedenen Dingen geht eine solche metaphorische Ausdrückung gar wohl an; ja sie ist ein Zierrath der Poesie.*

Dass dabei Ausdrücke, wie „des Himmels tiefe Höhen" oder Ungenauigkeiten in der Erklärung der Natur[4]) zu Ausstellungen Anlass geben, dürfen wir dem jungen Naturforscher so übel nicht nehmen, wenn er ihnen auch zu grosse Wichtigkeit beilegt. Wo er sich durch orthographische Besonderheiten und Eigentümlichkeiten in der Satzbildung bei Haller oder durch sprüchwortähnliche Fassungen philosophischer Lehren gezwungen sieht, zu erklären, er verstehe dies und jenes in dem Gedicht nicht, da beweist er gegen sich selbst, dass ihm die Fähigkeit fehlt, intuitiv den Gedankengang eines Dichters mitzuerleben. Der Mangel einer gründlichen, umfassenden, wissenschaftlichen Vorbildung tritt dazu scharf in die Erscheinung.

Ueberall schaut durch die Fetzen dieser Kritik die Jugend und Unfertigkeit ihres Verfassers: Er weiss sich in seinen Aus-

---

1) Vgl. dagegen Breitinger, Krit. Dichtkunst, Fortsetzung, S. 148 (1740).

2) S. das Beispiel bei Waniek, Gottsched, S. 471, Anm. 1.

3) Crit. Dichtkunst. 1742. I. Cap., VIII, § 12, S. 268.

4) z. B. Die „Demmerung des Himmels Farben brach". Er sagt, das Licht werde den ganzen Tag gebrochen; und nicht die Dämmerung breche es erst.

stellungen nicht auf die Hauptpunkte zu beschränken. Er weiss nicht durch geschickte Auswahl der Proben zu begründen, noch die Begründung wirkungsvoll aufzubauen. Er weiss schliesslich — bei allem guten Willen — nicht, den richtigen Ton gegenüber Hallers Bedeutung als Mensch und Dichter zu treffen. Ja in den letzten Zeilen des zweiten Teils der Kritik mit ihrer Erwähnung von dem Verdacht des Spinozismus[1]), den Haller sich bloss durch seine Dunkelheit zugezogen habe, und bei dem Anführen der Verse:

Ey, das ist schön!
Der Teufel selbst kanns nicht verstehn[2])

die den Nachahmern Hallers ihr eigenes Treiben lächerlich und verächtlich machen sollten, übersieht er völlig, welche zwiefache Wirkung sie haben können, und setzt damit, ohne es zu wollen, seine guten Absichten dem Spiel des Zufalls aus[3]).

Man hat bisher die Kritik der „Bemühungen" über Hallers Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels" zu den zahlreichen Streitschriften der damaligen Zeit gezählt, ohne ihr irgend welche Sonderstellung einzuräumen. Wenn sie aber nur ein gewöhnlicher Angriff war oder sein sollte, weshalb brachten die „Bemühungen" ihre Fortsetzung nicht gleich im zweiten Stück, und weshalb brachen sie, der eigenen Ankündigung entgegen[4]), mitten in der Beurteilung des Gedichtes ab, als sich eine Antikritik zeigte? — Nach alledem, was

---

1) Vgl. dazu Ramlers abfälliges Urteil. Briefw. Gleim-Ramler, hrsg. v. Carl Schüddekopf, Bd. I, S. 370/371 (Tübingen 1906).

2) Das Zitat stammt wohl aus: „Von einem Schulfuchs aus dem Quintilian". Bel. d. Verst. u. d. Witzes 1742. Brachmonat. 2. Aufl., S. 517.

3) Spätere Berufungen auf oder Fortsetzungen der Hallerkritik finden sich an ausserordentlich vielen Stellen: ausser Schönaich, Neolog. Wörterbuch: Götting gel. Ztgen. 1746, S. 737; 1748, S. 342—343. Naumann: Liebhaber der schönen Wissenschaften I. St., S. 24 (Jena 1747); v. Schönaich: Versuch einer gefallenden Satire; oder etwas zum Lobe der Aesthetiker (1755), S. 15; Bodmer: Die Mütze, Eine Französische Erzählung aus dem Lande der Feien, S. 7; Exempl. d. Kgl. Bibl. Berlin, angeb. an Bodmers Beurtheilung der Panthea Yr 631; Bodmer: „Untergang berühmter Namen" (Vers 25 ff.) Vier krit. Gedichte von J. J. Bodmer, hrsg. v. Bächtold, Seuffert D. L. D. d. 18. u. 19. Jhs., Nr. 12. 1883.

4) Häll. Bem., Bd. I, St. 3, S. 158 (1743): „Dieses wären nun unsere Anmerkungen über das erste Buch. In dem zweyten und dritten Buche wollen wir künftig fortfahren."

bisher über die Kritik geschrieben worden ist, wäre darauf kaum eine andere Antwort möglich als die: Im zweiten Stück fehlte es an Raum für die Fortsetzung oder sie war noch nicht fertig; und nachdem sie im dritten Stück erschienen und der Kampf mit Pyra eingeleitet war, bedurfte es keiner weiteren Kritik über Hallers Gedichte mehr. Aber eine solche Antwort erscheint uns doch zu äusserlich. Ja sie widerstreitet sogar der Erklärung, die die „Bemüher" an die Spitze der Fortsetzung ihrer Kritik[1]) setzten. Man scheint sie bisher übersehen oder für eine Finte gehalten zu haben. Sie lautet:

> Wir haben uns bey unsern Lesern zu entschuldigen, dass wir nicht, nach unserm Versprechen, diese Beurtheilung bereits im vorhergehenden Stücke fortgesetzet haben. Die Ursache dieser Verzögerung ist wichtig, und sie bestehet darinnen. Wir bedachten, dass unsere Kühnheit, da wir ein Gedichte eines so angesehenen Dichters so frey beurtheilet hatten, etwas grosses gewaget hätte. Wir traueten unser Einsicht nicht so viel zu, dass wir in allen Recht haben und ohne Widerspruch bleiben könnten. Wir hoffeten also, es würde uns etwan ein geschickter Kenner poetischer Werke seine Gedanken über unsere Beurtheilungen in der Zeit, ehe wir sie fortsetzten, mittheilen. Und alsdenn wollten wir, nach Beschaffenheit derselben, unsere fernere Beurtheilungen einrichten. Wir sind aber nicht so glücklich gewesen, etwas dergleichen zu Gesichte zu bekommen. Es sey nun, dass dieses aus Verachtung gegen unsere Beurtheilungen, oder wegen der Gerechtigkeit unserer Sache geschehen ist, so stehen wir nicht länger an, die Fehler des hallerischen Gedichtes, nach unserer Einsicht, zu entdecken. Wir halten uns für überzeugt, dass die Verachtung keinen Grund haben kann; und wenn unsere Sache gerecht ist; so haben wir um desto mehr Ursache, unser Vorhaben auszuführen.

Wir fühlen es hier aus den ersten Worten heraus, dass der Schreiber der Kritik nicht daran gedacht hatte, sie im zweiten Stücke nicht fortzusetzen. Irgend ein Einfluss von aussen her muss ihn vermocht haben, es doch zu tun. Der Nächste, dem wir diese Einwirkung zutrauen, wäre der vorsichtige Cramer, der, wie er in seinen Abhandlungen Mylius an manchen Stellen übersieht, ein Unglück geahnt haben mag. Aber nicht er war es; sondern ein viel Wichtigerer machte seine Macht geltend, und den unbekümmerten Mylius erst auf die Künheit aufmerksam, deren er sich vermessen; nämlich der Verleger, Hemmerde! Er hatte den Redakteuren offenbar das Versprechen abgenommen, vorsichtig zu schreiben. Und in

1) Häll. Bem. I, St. 3, S. 148—149.

diesem Fall hiess es, erst einmal die Stimmen der Mitwelt abzuwarten, ehe die Kritik weiter abgedruckt wurde. Die Absicht konnte nur sein, die Mylius oben angibt: die Kritik danach „einzurichten", also vielleicht sogar ganz aufzugeben, wenn sich etwa ein besonders kompetenter Kritiker hätte vernehmen lassen. Mylius mag über diese Vorsicht den Kopf geschüttelt haben. Und es klingt wie eine Erlösung und zugleich wie Stolz dem allzuvorsichtigen Hemmerde gegenüber, wenn er schreibt, dass er unangefochten die Kritik fortsetzen kann. Aus dieser Stimmung heraus ist denn auch die Einleitung und der etwas schärfere Tonfall des Schlusses dieses zweiten Teiles der Hallerkritik zu erklären.

Aber dieser war kaum gedruckt, als die Kunde kam, es sei eine Gegenschrift erschienen. Zwar hatte man eine weitere Fortsetzung versprochen. Doch nun bekam Hemmerdes Veto Geltung. Jede weitere Kritik über Hallers Gedichte wurde aufgegeben, um die Neutralität der Zeitschrift einigermassen zu wahren. Aber es war schon zu spät. Infolge ihrer Kritik sahen sich die „Bemüher" in den Kampf mit einem Mann hineingerissen, der in ihren Augen, und vielleicht auch in den Augen der übrigen Schüler Gottscheds „nur ein Schulmeister" war, über den man ausserdem durch gute Freunde geheime Nachrichten einziehen konnte: Aber doch wurde der Kampf gegen ihn für die „Bemüher", wenigstens nach dem Urteile ihrer Gegner, eine Niederlage. Die Gegenkritik, die die „Bemüher" in einer „Nacherinnerung" [1]) erhalten zu haben bescheinigten, war von Pyra.

Pyras Angriff ging — auf Grund der Kritiken der „Bemüher" — vorzüglich gegen Gottsched; für diesen wurde nun erst, d. h. als er Ende September oder Anfang Oktober 1743 [2]), offenbar durch einen seiner Schüler oder Freunde in Berlin, die Druckbogen des „Erweises" in die Hand bekam, die Frage nach den Verfassern der „Bemühungen" brennend; und nun, da man gemeinsam an den Pranger gestellt war, blieb den „Bemühern" kaum etwas anderes

1) Häll. Bem. I. St. 3. S. 193 (1743).

2) Vielleicht hat Gottsched die Nachricht vom Druck des Pyraschen „Erweises" schon bedeutend früher erhalten, doch gibt sein Briefwechsel darüber keine Auskunft.

übrig als das Geständnis an den Meister und der Bund mit ihm [1]). Damit aber war für die „Bemühungen" das Heraustreten aus ihrer Neutralität und der Kampf die Losung. Sobald es dazu kam, musste das Schwergewicht der Redaktion der Zeitschrift, das in der ersten Zeit wohl auf beide Verfasser gleichmässig verteilt gewesen war, sich mehr und mehr auf den Schultern des älteren und streitfroheren Redaktionsgenossen, unseres Mylius, sammeln, während Cramer, der jüngere, vorsichtigere, allem Hader abholde, in den Hintergrund trat.

Ehe wir mit kurzen Worten auf den nun anhebenden Kampf der „Hällischen Bemühungen" mit Pyra eingehen, der zu einem wilden Tumult zwischen der Schweiz und Sachsen ausartete, und, weil die Streitenden starben oder die Lust am Kampfe verloren, wie eine Seifenblase zerplatzte, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen, sei Hallers, des sogenannten Angegriffenen, eigenes Verhalten darin skizziert.

Haller war bis zum Ende des Jahres 1743 n i c h t offen gegen Gottsched aufgetreten. Den Schweizern liess er wohl Nachrichten zukommen, liess auch vielleicht einmal seine Stimme zu ihren Gunsten in den „Göttingischen gelehrten Zeitungen" vernehmen. Aber einen Streit mochte er, der schon mit den eigenen Kollegen genug zu tun hatte, nicht beginnen. Statt dessen warb er, besonders in der Deutschen Gesellschaft in Göttingen, für die Schweiz, z. B. dadurch, dass er die Schriften der Schweizer der Gesellschaftsbibliothek schenkte [2]). Doch lag ihm auch tatsächlich jede Streitsucht um seiner Gedichte willen fern. Wir wissen ja, wie apathisch er ihnen schon damals gegenüberstand [3]). So klingt auch aus der Kritik, die

---

1) Dies lässt sich aus Reichels Angaben ungezwungen schliessen; Reichel kennt nur die äussere Geschichte, die innere glaube ich dargelegt zu haben. Zeitlich stimmt diese Tatsache auch zu Schwabes Behauptung, dass die 4. Aufl. des „Vorspiels", die zu dieser Zeit nach Leipzig kam, Grund gewesen sei, den Kämpfern freie Hand zu lassen.

2) In dem Gesellschaftsexemplar der Sammlg. crit., poet. u. a. g. Schriften, Bd. I, steht: „Ein Geschenk des HEr Leibmedicus Hallers 1743."

3) S. Haller an Landvogt Sinner Göttingen c. 1742: Er habe seinem Bruder eine grosse Zahl Verbesserungen zugehen lassen. „C'en est fait, j'ai rimé pour le reste de ma vie." Von und über Haller, hrsg. v. Ed. Bodemann, S. 116 (Hannover 1885).

die „Göttingischen gelehrten Zeitungen“ [1]) über die neue, dritte Auflage seiner Gedichte bringen, genau wie aus der Vorrede zu ihr, ein solcher müder Ton heraus. Es heisst da: „Endlich sind die Deutschen überzeuget worden, dass des Herrn Leibarztes Gedichte in Ansehung der Gedanken unverbesserlich sind; allein die Fehler wider die Reinigkeit der Sprache hatte man hin und wieder nicht ohne allen Grund getadelt, wie wohl sie der schweizerischen Mund-Art gemäss waren. Diese hat der Herr Verfasser deswegen in der gegenwärtigen Auflage sorgfältig ausgebessert . . . bisweilen aber werden dadurch auch die Gedanken zugleich einigermassen geändert.“ Ein Jahr später, d. h. zu einer Zeit, da die Kritik der „Bemüher“ längst erschienen und der allgemeine Kampf im besten Gange war, hören wir, dass sich Haller ihm absichtlich ferngehalten hat [2]). Ebert weiss in einem Brief an Hagedorn zu berichten [3]), dass Haller zuerst „vielleicht wie er selbst mit hineingeflochten wurde, die Partei seiner Landesleute verstärken wollen. Aber ein geschickter Mann von hier [4]), der bei ihm in einigem Ansehen stehet, und es mir gesagt, hat ihm gerathen, neutral zu bleiben“. Wieder ein Jahr später zeigt sich dann [5]), dass Haller, vielleicht durch die Kritiken bestimmt, es, wie er schon 1742 geäussert hatte, endgültig aufgegeben hat, noch weiterhin poetisch zu schaffen; er bereitet 1745 eine neue Auflage seiner Gedichte vor, und nur zu dem angefochtenen „Ueber den Ursprung des Uebels“ will er „einen Zusatz von etwa hundert Zeilen machen“. Auch dies unterblieb. Nur später einmal, im Jahre 1748, als Gottsched geglaubt hatte, eine Kritik der „Göttingischen gelehrten Zeitungen“ über seine Sprachkunst mit vielen Beschönigungen und noch mehr Eigenlob ablehnen zu müssen, kommt Haller [6]) auf die Streitigkeiten, die „längst vergessenen Kriege“,

1) Gött. gel. Ztgen., 1743, 6. Juni, S. 396—397.

2) Vgl. auch Bodemann am ang. Orte, S. 45. Haller an Zimmermann, Bern, 14. April 1756 „Je suis accoutumé à laisser crier Gottsched et sa secte.“

3) Hagedorns Poet. W. V, S. 250 (29. Juli 1744).

4) Viell. Kästner; der Briefwechsel Hallers in Bern enthält nichts darüber.

5) Bodmer an Hagedorn. Hagedorns Poet. W. V, S. 198.

6) Gött. gel. Ztgen. 1749, S. 509 u. 510, II. Zugabe zum Junius; s. aber auch ebenso: Gött. gel. Ztgen. 1747 Vorr. [unpag. S. 6—7] u. 1747. Jan., S. 40.

zurück und nennt Gottsched geradezu den Urheber aller Anfechtungen gegen seine Gedichte: Die Parodie über die „Ehre" in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes", die Einleitung zur Neukirchausgabe und der „geistvolle Poet" [1]) darin, schliesslich die „Bemüher", die Gottsched „besoldet, dass sie den Ursprung des Uebels durchhecheln sollten", „critische Allmanache" usw. werden ihm allein zur Last gelegt, Haller sei demgegenüber von jeglicher Schuld frei. Er habe nie eine Silbe im kritischen Streit geschrieben. — Auf die Kritik der „Bemüher" nahm er, ohne sie zu nennen, in der Vorrede zur neuen, vierten Auflage seiner Gedichte Bezug [2]): An verschiedenen Stellen braucht er genau die Ausdrücke, deren sie sich bedient hatten [3]): er glaubt, einem „gelegentlichen Verfasser" müsse man vieles verzeihen, da sein „Hauptwerk" ja etwas ganz anderes sei, als Poesien auszufeilen. Er gesteht zu, dass ihm die deutsche Sprache fremd sei, dass er der Hülfe eines Freundes sich habe bedienen müssen, sie zu bessern. Trotz allen Eifers, der beweise, „wie wenig ich Sprachfehler für Schönheiten ansehe", habe er manchen stehen lassen müssen, um dem Gedankeninhalt nicht zu schaden; wie er denn überhaupt wünscht, er hätte noch „viel mehr Gedanken in viel mindre Zeilen" fassen können. Sein besonderer Dank gilt den Freunden, die sich damals seiner Gedichte angenommen haben, als die Menge der Kritiken ihre kleinen Schönheiten ganz zu vernichten drohte. Die neue Ausgabe zeigt gerade in den von Mylius getadelten Punkten durchweg k e i n e neuen Lesarten; auch die späteren Jahre bringen aus Hallers Feder nichts mehr zur Frage der „Bemühungen".

Die Kritik Hallers über seine eigenen Gedichte hätte einem Manne, wie es der Konrektor Pyra in Berlin [4]) war, nicht gefallen. Dieser begeisterte Verehrer dessen, was aus der Schweiz kam, vorzüglich aber der hallerischen Muse, den sein feines Gefühl von Lohenstein und Gottsched nicht nur zu den Schweizern, sondern

---

1) Diese Ode ist von J. A. Schlegel.

2) Albrecht v. Hallers Ged., hrsg. v. Hirzel, Frauenfeld 1882, S. 249—251.

3) Siehe S. 101.

4) Ueber ihn siehe die vorz. Monographie: Immanuel Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts . . . Von **Dr. Gustav Waniek (Leipzig 1882).**

an manchen Stellen über diese hinaus geführt hatte, war hallerischer als Haller selbst. Er verteidigte die ersten Lesarten gegen Hallers spätere Aenderungen. Und von heiligem Eifer für das in Hallers Gedichten geoffenbarte poetische Genie erfüllt, wies er mit kräftigen Worten Angriffe auf sein Ideal zurück.

Schon am 6. Juli 1743 hatte Straube, ob er gleich bei Gottsched schwer in dem Verdacht stand, zur Gegenpartei zu gehören, diesem mitgeteilt, es sei gelungen, die Veröffentlichung eines Schreibens der Schweizer an Pyra „über den guten Geschmack in Berlin" gegen Schwarz' „Aeneis", die übrigens auch Straube für schlecht hielt, zu hintertreiben [1]). Ob hiermit eine etwa von Bodmer verfasste und dann von Pyra — der selbst mit einer Uebersetzung der Aeneis schwanger ging [2]) — kommentierte Schrift gemeint ist, lässt sich leider weder aus Gottscheds noch aus Bodmers Briefwechsel des Näheren belegen.

Auf jeden Fall scheint Pyra schon längst auf der Lauer gelegen zu haben, um Gottsched und seiner Sekte eines anzuhängen. Und wenn ich ihm auch durchaus nicht den Ruhm absprechen möchte, dass er als erster die Fehler der Kritik über Hallers Gedicht in den „Bemühungen" erkannte und sie kritisch bis zur Vernichtung zerpflückte, so muss ich als getreuer Historiker doch hinzusetzen: Pyra machte, wie es scheint, in seiner Antwort zugleich alter Verstimmung gegen Gottsched Luft [2]). Infolge seiner Heftigkeit gegen diesen und seiner Leidenschaftlichkeit für Haller las er aus den „Bemühungen" das heraus, was er Gottsched daran vorzuwerfen haben wollte. Das bezeugt in jeder Zeile sein „Erweis, dass die G*ttsch*-

---

1) Original im Besitz der Univ.-Bibliothek zu Leipzig. Briefwechsel Gottscheds.

2) Es ist hier eine Nachricht über Pyra nachzutragen, die in Wanieks Monographie fehlt, die sich leider nicht auf ihre Wahrheit nachprüfen lässt, wenn auch der Autor gut unterrichtet sein k a n n: Die Jenaischen gel. Ztgen a. d. J. 1749, 3. May, S. 271/272 berichten nämlich: „Sobald er [Pyra] mit seinem Tempel [der Dichtkunst] . . fertig war, reisete er nach Leipzig, das richterliche Urtheil von den Lippen des berühmten Herrn Gottscheds persönlich zu vernehmen; allein da dieses muthmasslich nicht günstiger ausfiel, als ein andres, über seinen . . . Versuch einer Uebersetzung der Aeneis des Virgils: So zeigte Herr Pyra bald darauf in zween Beweisen . . ."

dianische Sekte den Geschmack verderbe. Ueber die Hällischen Bemühungen zur Aufnahme der Critik etc. — Sermonem habes non publici saporis Petron“ [1]).

Die ausführliche Darstellung des sich nun entspinnenden Streites in Wanieks Pyra [2]), die besonders das Prinzipielle heraushebt, allerdings die Heftigkeit Pyras und das plötzliche Hervorbrechen langverhaltenen Grolls etwas in den Hintergrund treten lässt, erlaubt es, in dieser Abhandlung nach kurzem Eingehen darauf mehr das Verhältnis der „Bemüher“ zu den Schweizern in den Vordergrund zu rücken. Eine Feststellung setzt Pyra an die Spitze des „Erweises“, der 1743 erschien: Es kann kein bedeutender Mann in Halle an den „Bemühungen“ Anteil haben, das ersieht jeder, der Halle kennt, aus der Beurteilung Hallers und Miltons, das erweist jede Abhandlung, die in den „Bemühungen“ steht.

Die Kritici müssen junge Leute sein, die mit dem Staare behaftet sind: „Ertzgottschedianer“, Ketzer an der Poesie, eine „Secte“, wie sie die Miltonianer eine Sekte genannt hatten, und kaum einer ernstlichen Widerlegung wert. Pyra gesteht, dass ihm die Galle übergelaufen sei bei der Lektüre der „Bemühungen“. Diese hätten erst einmal Haller besser zu verstehen suchen sollen, ehe sie ihn angriffen. Aber sie machten es wie ihr grosser Lehrer.

Um ein für allemal dem Otterngezücht den Garaus zu machen, greift er das undankbare Geschäft kräftig an, zerpflückt mit scharfsinnigen, aber zornigen Worten die einzelnen Beiträge des ersten Stückes der „Bemühungen“ mitsamt der Vorrede; geisselt die Sucht der jungen Leute, an Stelle des bewährten, aber von ihnen nicht begriffenen Alten etwas Neues zu setzen [3]) oder auch abgedroschenes Zeug [4]) wieder aufzutischen, überhaupt kritisch tätig zu sein, ehe sie in Philosophie und Dichtkunst, vor allem im Homer, Virgil usw. sattelfest wären. Er verweist sie für die Beurteilung dichterischer Werke auf die „Natur“ als Massstab und wirft ihnen geradezu vor,

1) Hamburg und Leipzig 1743.

2) S. 111—125 u. sonst.

3) „Erweis“ S. 20.

4) Darunter versteht er besonders Mylius Abhdlg. von der Muttersprache nach Cicero.

sie verstünden offenbar nicht viel von der Naturlehre[1]). Er klärt sie über das Wesen eines Heldengedichtes auf, das er aus Milton im Sinne Bodmers ableitet und fragt an einer Stelle gar die „Bemüher", die mit der Engels- und Teufelsvorstellung bei Milton unzufrieden waren: „Sind sie Meine Herren Christen?" Den Inhalt von Drollingers Popeübersetzung, den die „Bemüher", wie wir sahen, gelobt hatten, nennt er eine genaue Widerlegung ihrer gesamten Meinungen; kurz und gut, — er behandelt sie wie Schulknaben, die ihr Pensum recht schlecht gemacht haben. Aber nicht ihnen allein gilt die Lektion: Der Anfang zwar ihrem ganzen Unternehmen, die Mitte geht scharf gegen Gottsched, dem noch schlimmere Züchtigungen angedroht werden, der Schluss fasst wieder die „Bemüher" und ihren „Streit" mit Haller.

Nun hatten die „Bemühungen", die seit dem 1. Heumonats 1743 in die Welt hinausgegangen waren, noch wenig Verbreitung gefunden, sodass Pyras „Erweis" früher als das erste Stück oder zugleich mit ihm den literarisch Interessierten in die Hände kam[2]). Und die Wirkung war natürlich die, dass der „Erweis" mit seiner tatsächlich tiefgreifenden Beweisführung ein Vorurteil begründete, mit dem nachher die Leser an die „Bemühungen" herantraten.

Ausnahmsweise früh war der „Erweis" in Göttingen, wo man ihn schon am 25. November 1743[3]) rezensiert; offenbar hatte Pyra direkt dorthin ein Exemplar gehen lassen, und Haller quittiert dankend, aber vorsichtig darüber, sicherlich anders, als Pyra es erwartet hatte. Haller gab kurz den Inhalt und die Tendenz der Streitschrift an und beschränkte sich darauf zu betonen: „Wir begehren uns in diese Streitigkeiten nicht zu mischen; wir wünschen nur, dass die so sehr erbitterte Gemüther möchten zu einem gütlichen Vergleich

---

1) „Erweis" S. 33. Mylius wird dies mit einem überlegenen Lächeln quittiert haben.

2) Dies lehren die verhältnismässig späten Kritiken; so z. B. kritisieren die Gött. gel. Ztgen. den Erweis e h e r (Nov. 1743) als das 1. St. d. „Bemühungen" [1744 Febr., S. 156]. Die langsame Verbreitung der „Bemühungen" kann auch als ein Zeichen dafür gelten, dass Gottsched n i c h t Mitgründer war!

3) Gött. gel. Ztgen. 1743, S. 829, auch Waniek: Pyra verweist darauf S 115.

kommen, und alsdenn mit vereinigten Kräften dasjenige bewerkstelligen, welches doch die Hauptabsicht beeder Partheyen ist. Sollte dieses aber bey so bewandten Umständen wohl zu hoffen seyn?“ [1]).

Die Schweizer bringen in den „Freymüthigen Nachrichten“ erst am 18. Mertz 1744 [2]) eine natürlich abfällige Rezension über die „Bemühungen“ und hängen die Nachricht über Pyras „Erweis“, diese „kleine und gründliche Schrift“, die für 9 Kreuzer zu haben ist, als beste Widerlegung der „Bemühungen“ an, kennen aber den Verfasser des „Erweises“ Ende desselben Monats noch nicht [3]). Die „Frankfurter gelehrten Zeitungen“, ihr Redakteur war Gottscheds Schüler Keck, haben offenbar der Entwicklung des Streites zugesehen, beweisen dies aber erst im Juli 1744 [4]), indem sie Notiz davon nehmen, dass Schwabe in der Einleitung zu den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ 1744 B [5]) (die aber erst nach dem zweiten Teil des „Erweises“ herauskam), mit Ruhe Pyra geantwortet habe; dies sei ein nützliches Verfahren und veranlasse hoffentlich auch Pyra zu ruhigerem Auftreten.

Wie wir schon oben sahen, hatten die „Bemühungen“, die seit Juli 1743 ungefähr alle sechs Wochen erschienen, im dritten Stück, das spätestens Ende September vorgelegen haben muss [6]), in einer „Nacherinnerung“ einem unbekannten Freunde in Berlin ihre Verbundenheit ausgedrückt für den Brief, den er ihnen übersandt hatte, und ihm öffentliche Antwort versprochen. Die „Bemüher“ hatten also den „Erweis“ ganz ausserordentlich früh erhalten!

---

1) Pyra scheint sich bei der Einsendung des Werkchens nicht direkt an Haller gewandt zu haben; denn der einzige erhaltene, sehr ergebene Brief Pyras an ihn datiert erst vom 7. Juni 1744. Origin. der Stadt-Bibliothek zu Bern. Hallers Briefwechsel, Bd. III. Abgedr. bei Hirzel, Hallers Gedichte CCXV.

2) Züricher Freym. Nachrichten, 1744, S. 91—92.

3) Bodmer an Hagedorn, 30. Merz 1744. Hagedorns Poet. W. V, S. 165. Den „Erweis“ haben die Schweizer schon in der Michaelismesse 1743 „zu Gesicht bekommen“. Bodmer an Pyra. Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gesner, hrsg. v. Körte, S. 1 (Zürich 1804).

4) Frankfurter gel. Ztgen. 1744, Anm. LXI, S. 363.

5) S. S. 58.

6) Es folgen nämlich darauf noch drei Stücke mit der Jahreszahl 1743.

Ihre Antwort erfolgte im vierten Stück, das ein ganz anderes Gepräge trägt als die drei ersten bis auf die letzten Seiten des dritten. Es werden zwar die theoretischen Abhandlungen fortgesetzt, und gerade sie halten sich im wesentlichen von Streitereien frei, selbst wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Im übrigen werden die „Bemühungen" von nun an Tummelplatz des allgemeinen Literaturstreites, in dem es sich nun nicht mehr um ein für oder wider Haller handelt. Sondern jetzt heisst es: hie Schweiz! hie Gottsched! Die Einleitung in den Kampf macht ein Schreiben „An Herrn G. von L.", noch im dritten Stück der „Bemühungen"[1]), das in scharfen Worten, aber kurz, die schweizerischen Betrachtungen über die gottschedische Schaubühne als *Pasquille auf den berühmten Herrn Prof. Gottsched* tadelt, und es für unmöglich erklärt, dass Bodmer und Breitinger an ihnen irgendwie teilhaben. Sie seien zu hochgelehrt, als dass sie einen solchen Schandfleck auf sich laden würden, seien doch diese Betrachtungen, wie es „Pasquillen" gezieme, auf hohen Befehl in Sachsen zum Verkauf zu bringen verboten worden.

Der Kampf gegen die Schweiz nimmt seinen Fortgang in einem „Schreiben eines Schweizers an einen Franzosen von dem critischen Kriege der witzigen Köpfe in der Schweiz und in Sachsen", das aus einem französischen Manuskript übersetzt sein soll[2]). Es ist im Inhalt analog dem Mauvillons, das die „Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften" abgedruckt hatte, vorzüglich eine Verherrlichung der Schweizer, aber die Anmerkungen, die ihm angehängt sind, sind so gottschedisch wie nur eben möglich. Wie vorher die Schweizer an Gottsched kein gutes Haar gelassen hatten, so wird nun jedes Verdienst, jede Anregung ihnen abgesprochen. Heftig im Ton, ungerecht im Urteil, mit dünkelhaftem Stolz geht der Verfasser, der in der Materie, die er behandelt, offenbar besser erfahren ist, als die Verfasser der „Bemühungen" es bis dahin gewesen waren, gegen Haller, Milton, Bodmer, Breitinger und „Erlenbach" zu Gunsten

1) Häll. Bem. I, St. 3, S. 181—192.

2) Schon Hirzel macht in seiner Ausg. von Albr. v. Hallers Ged., S. CCXXI darauf aufmerksam, dass es aus dem Mercure Suisse stammt.

Gottscheds und des vorher von ihnen selbst angegriffenen [1]) Pitschel in durchaus unsachlicher Weise vor.

Neben diesem groben Angriffe auf die Schweiz steht eine scharf kontrastierende, ruhige und gemessene Kritik der „Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft“ jener Wochenschrift Pyras, die schon mit dem neunten Stück ihr Ende gefunden. Der Rezensent bemüht sich, in der Beurteilung den Eindruck der Voreingenommenheit zu vermeiden. Er erkennt den Verstand und Witz darin an, bemerkt aber, dass Pyra nach *besonderem und ausserordentlichen Ausdruck* zu streben, offenbar Haller nachzuahmen scheine. Die einzelnen Stücke werden als durchgängig wohlgeraten zensiert. Ja der „Bibliotartarus“ lässt den Rezensenten sogar den Wunsch aussprechen, dass man recht bald seine Fortsetzung sehen möge. Besonders wirkungsvoll nennt er die angewandten Gleichnisse. Die „Bemüher“ hatten die Wochenschrift wohl nur der Vergessenheit entrissen [2]), um einmal etwas von Pyra angeführt zu haben, ehe sie ihn angriffen.

Das aber geschah in so unparlamentarischer Weise, so heftig und persönlich, wie es der allerdings leidenschaftliche Angriff Pyras kaum rechtfertigen kann [3]), sagte doch zum Beispiel ein Rezept zur Verfertigung Pyras, das von fremder Hand dem Angriffsartikel der „Bemüher“ als Anmerkung hinzugefügt ist [4]), folgendes: *Zum Hr. Conr. P* r* wäre . . ein wenig Wissenschaft aus Hr. Bodmers und Breitingers Schriften, dreymahl so viel Unwissenheit, noch einmahl so viel Stoltz und Ruhmsucht, eine Handvoll cimmerische Finsterniss, ein gross Maass Hass gegen alle, die die Vernunft und Deutlichkeit auch in der Wohlredenheit und Dichtkunst lieben, genommen, dieser Klumpen mit einem guten Masse Galle wohl untereinander gemengt, und eine menschliche Gestalt alsdenn daraus gebildet* . . . Und die „Widerlegung“ von Pyras Behauptungen ist

---

1) S. S. 91.

2) Die Schweizer lernten die Wochenschrift erst durch die Kritik der „Bemühungen“ kennen. Briefe d. Schweizer Bodmer, Sulzer, Gesner, hrsg. von Körte, S. 4 (Zürich 1804).

) „Schreiben an Herrn Pyra“, Häll. Bem. Bd. I, St. 4, S. 264—288; s. Waniek, Pyra, S. 128—130.

) Häll. Bem. I, St. 4, S. 265, Anm. (1743).

nicht besser als dieses Rezept. Ihr Verfasser verwahrt sich gegen die Heftigkeit und Parteilichkeit des Angriffs und nennt seine Kritik über Haller eine *Freymüthigkeit*, die er von Bodmer und Breitinger gelernt habe. Dass Pyra den Namen Gottscheds als eine Art Schimpfwort gebrauche, solle wohl darauf hindeuten, dass er früher Gottscheds Schüler gewesen sei? Ein Hinweis, den die „Bemüher" doch wohl aus Gottscheds eigenem Munde hatten. Diese ironischen Bemerkungen und die Nachricht *Wollen sie wohl wissen, was wir thaten, als wir ihren Erweis lasen? Wir lachten* [1]), waren, gerade weil sie so trocken hingeworfen schienen, um so verletzender [2]). Auch die Beschuldigung, dass Pyra Liskow „eine Zuchtrute kleiner Geister" genannt und ihn dadurch beschimpft habe, womit sich die „Bemüher" gar nicht einverstanden erklären, wirkte in demselben Sinne.

Das Sachliche, was die „Bemüher" zu des Konrektors Kritik zu bemerken haben, besteht grossenteils in Gegenfragen auf dessen Fragen, die ähnlich ohne ausführliche Begründung gewesen waren. An manchen Stellen, wo er den Sprachausdruck der „Bemühungen" für schlecht erklärt hatte, geben sie die Flüchtigkeit als ungebräuchlich zu, an andern verteidigen sie sie hartnäckig. Was den kritischen Krieg angeht, so sagen die „Bemüher": In Bezug auf diesen *müssen wir Ihnen einmal etwas unangenehmes sagen: wir haben sie noch immer gelobt. Sie sind kein aufrichtiger Geschichtschreiber* [3]). Die Bemüher behaupten zu wissen, und hier ertappen wir sie auf einer Nachricht, die sie aus Gottscheds Briefen haben [4]), Pyra habe aus der Schweiz Briefe erhalten, die ihn zu seiner völlig abfälligen Kritik über Gottsched angetrieben, ihn bestochen hätten, so dass er nun kein unparteiisches Urteil mehr fällen könne. Aber er solle nur auf der Hut sein. Sie „die Bemüher", hätten in Berlin und sogar in Zürich gute Freunde, die auch ihn und seine Meister genau kännten, und die seien *nicht so aufrichtig als sie wohl denken.* Auch diese Bemerkung kennzeichnet die neue Situation der „Bemüher".

---

1) Häll. Bem. I, St. 4, S. 269.

2) Bes. verletzend waren sie, wenn die S. 112, Anm. 2 gebrachte Nachricht auf Tatsachen beruhte.

3) Häll. Bem. I, St. 4, S. 275.

4) S. S. 112.

Sie können sich Grobheiten erlauben, haben sie doch die Spione hinter sich, die Gottsched ihre Mitteilungen machen.

Wie die „Bemüher" auch jetzt noch gelegentlich in einer Anmerkung auf ihre Liebe zur Unparteilichkeit hinweisen [1]), so lehnen sie auch hier ausdrücklich den Verdacht von sich ab, als ob sie etwa von Gottsched aufgereizt seien. Ausserdem geben sie zu bedenken: Liskow sei wirklich n i c h t der Verfasser der Longin-Vorrede; Briefe von ihm an seine Freunde, die die „Bemüher" gesehen zu haben vorgeben, bestritten es ganz energisch. Ja, Liskow plane einen satirischen Angriff auf die Leute, die wie Rost an ihrem Lehrer undankbar gehandelt hätten [2]). Uebrigens würden die Züricher, diese tugendhaften und gelehrten Männer, wenn sie Rost so kännten, wie die „Bemüher" ihn kennen, sich schämen, einmal mit ihm gemeinsame Sache gemacht zu haben. Wir erkennen auch aus diesen Quertreibereien, die den Zweck haben, unter den Mitgliedern der Gegenpartei Misstrauen zu säen und Zwietracht zu stiften, Gottscheds Zuflüsterungen. Jede Waffe ist ihm recht, wenn sie nur zum Ziel führt.

Während die „Bemüher" so die kritischen Köpfe der schweizerischen Partei aufs schärfste angreifen, suchen sie Haller in gewisser Weise zu befriedigen, indem sie sagen, seine bekannte Bescheidenheit hätte sie abgehalten, ihm ein übertriebenes Lob zu spenden. Ja, sie glauben behaupten zu können, dass er es wohl nicht übel aufnehmen werde, *wenn man ihn einen Gottschedianer, d. i. einen Dichter, der sich meistentheils nach den Regeln des Hn. Pr. richtet, nennte* [3]). Und wie sie Pyras Drohung gegenüber eine eigene historisch-critische Untersuchung der berühmten Tragödie „Cato" versprechen, so versprechen sie nun noch einmal eine Hallerkritik zu bringen, die dessen Verdienste, die Schönheiten und Vorzüge, die seine Gedichte verherrlichen, öffentlich anzeigen soll, *wiewohl wir die Fehler, die seine Menschlichkeit verursachet hat, zugleich anmerken werden. Sprachfehler sind keine Schönheiten.* Zum Schluss

---

1) Häll. Bem. I, St. 4, S. 270.

2) Daraufhin glaubte Uz tatsächlich, Rost und Liskow wären in Zwist geraten; bis ihn Gleim über die Nichtigkeit dieser Behauptung aufklärte. Briefw. zw. Gleim und Uz, hrsg. v. Schüddekopf, S. 89 u. 96 (Tübingen 1899).

3) Häll. Bem. I, St. 4, S. 285.

fassen die „Bemüher" ihren Gegner wieder von der lächerlichen Seite: Sie stellen ihn als Konrektor dar, der das Recht hat, *zu schimpfen, die Bücher andern auf den Kopf zu schmeissen, und ehrlicher Leute Bildnisse an den Schulesel zu hängen: Wir wollen mit allen fechten,* sagen sie, *nur mit Ihnen nicht . . . Unterdessen soll es uns eine Ehre seyn, wenn sie den Briefwechsel fortsetzen, und noch länger die lustige Rolle dabey spielen wollen.*

Den gleichen Ton schlagen ein paar Verse an: „Erweis, dass die Alten den Geschmack verderben", die unmittelbar auf die „Antwort" folgen[1]). Von diesem „Schreiben an Herrn Pyra", dessen Schärfe Mylius später selbst leid tat, gilt ganz der Satz, den Lessing fälschlicherweise auf die Kritik von Hallers Gedicht bezog; aus ihm spricht überall der Geist Gottscheds, derselbe unversöhnliche Geist, der im „Kritischen Allmanach" und tausendmal schlimmer im „Tintefässl" Orgien der Niederträchtigkeit in der Behandlung des Gegners feiert. Diese Kritik war es, in der sich die „Bemüher" das Kleid zu Weihnacht und die Verachtung des ganzen kritischen Deutschland verdienten, in der sie, wie sie es später bedauerten, Gottscheds blindes Werkzeug waren.

Dass aber die „Bemüher" nicht selbst an einem weiteren groben Angriff gegen die Schweiz und Pyra viel Interesse hatten, ergibt sich aus der bedachten Ruhe der folgenden Stücke — der Verleger Hemmerde mag darauf strenge gesehen haben —. Vielmehr war es offenbar wieder Gottscheds Drängen, das sie veranlasste, ab und zu ein paar Zeilen gegen dessen Gegner aufzunehmen, offenbar war er es auch, der durch Schwabe die „Bemüher" zu weiteren tollen Anstürmen trieb, bis das siebente Stück, von dem ihm Schwabe am 10. Iuni 1744 freudig berichtet[2]), wieder seiner Wut und Rachsucht ganz Genüge tat.

Das nächste, fünfte Stück der „Bemühungen" hält sich von jeder Streiterei fern; nur auf der letzten Seite[3]) taucht der Name Pyras wieder auf: die „Bemüher" bieten ihm an, er möge doch den zweiten Teil des „Erweises", da er ihn in Berlin bei keinem Verleger

---

1) Häll. Bem. I, St. 4, S. 288.

2) Original im Besitze der Univers.-Bibliothek zu Leipzig. Gottscheds Briefwechsel.

3) Ebendort I, St. 5, S. 383.

unterbringen könne, wie sie gehört hätten, ihnen zum Abdruck überlassen. Sie würden ihn der Welt unverfälscht mitteilen.

Hatte schon die frühe Mitteilung des ersten „Erweises" an die „Bemüher" und die Nennung seines Namens in deren Antwortschreiben Pyras höchsten Aerger erregen müssen [1]), da nur seine Berliner Bekannten solche Heimlichkeiten diesen zugesteckt haben konnten, so waren solche neue Verrätereien seiner „Freunde", die nicht nur das Vorliegen des Manuskriptes eines zweiten „Erweises" nach Halle meldeten [2]), sondern sogar die ersten Druckbogen, wie sie aus der Presse kamen, übersandten, dazu angetan, ihn noch mehr zu verbittern.

Wer von Pyras Bekannten der eigentliche Verräter war, ist auch Waniek nicht gelungen aufzudecken. Er nennt als vorzüglich in Betracht kommend: Straube, Baumgarten und Uhl. Für die beiden letzteren ist es mir nicht gelungen, neues beizubringen [3]). Ich halte sie auch nicht für die Spione; dagegen scheint Straube wirklich der „heimliche" Verräter Pyras gewesen zu sein.

Gottlob Benjamin Straube, der eifrige Gottschedianer, der Mitarbeiter an Gottscheds „Kritischen Beyträgen" und den „Belustigungen", hatte am 13. Januar 1742 (übrigens seinem Geburtstage) Leipzig verlassen [4]), nachdem er sechs Jahre lang mit Abraham Gotthelf Kästner enge befreundet gewesen war. Er war also nicht mehr in Leipzig, als Mylius dorthin kam. Wohl aber kann ihn Cramer, der seit 1741 in Leipzig weilte, kennen gelernt haben. Zu Gottsched blieb Straube, wie auch die oben [5]) gebrachte Nachricht ausweist, trotz seiner bekannten Querköpfigkeit [6]) bis in die Zeit der Messiasdichtung hinein in enger Beziehung, um dann plötzlich abzuschwenken. Mit Kästner dagegen hat er noch lange nachher korrespondiert. Zur Zeit des Druckes des ersten „Erweises" war er in Berlin; ebenso damals, als den „Bemühern" im Mai 1744 die Nach-

---

1) Weder Waniek macht darauf aufmerksam, noch Hirzel.

2) Berlin d. 17. May 1744. Häll. Bem. I, St. 7, S. 576—578.

3) Siehe Waniek „Pyra", S. 114.

4) Abr. G. Kästners Schönwissensch. Werke, Teil II, S. 48 (Berlin 1841).

5) S. S. 112.

6) Briefw. zw. Gleim und Uz, hrsg. v. Schüddekopf, S. 55 (Tübingen 1899).

richt vom Vorliegen des Manuskriptes eines zweiten Teiles zukam[1]). Unbekannt ist allerdings, ob er vielleicht mit dem Drucker oder Verleger[2]) der Schrift Pyras befreundet war. Wäre ein Fingerzeig entdeckbar, wie Straube auf einem solchen Schleichwege an Pyras „Erweise" gekommen sein könnte, so wäre auch eine so schnelle Beförderung der Nachrichten aus Berlin an die „Bemüher" erklärlich. Auf jeden Fall will es mir scheinen, als ob er, dessen Aeusseres zur Rolle eines Verräters vorzüglich passte[3]), sie auch tatsächlich übernommen hat. Denn wenn die bekannt gewordenen Daten darauf hindeuten, dass Straube von September 1743 bis Ende April des folgenden Jahres nicht in Berlin, sondern in Breslau weilte, so spricht das nicht gegen seine Vermittlung. Vielmehr wurde es ihm auf diese Weise möglich, auf der Heimreise in Leipzig einzusprechen und von Pyra neue Nachrichten mündlich zu überbringen[4]), die er dann nach seiner Rückkehr von Berlin aus ergänzte. Und die „Bemüher" quittieren in der Tat auf eine Mitteilung aus Berlin vom 17. May 1744[5]).

Als Antwort auf das ausfallende Schreiben der „Bemüher" sandte Pyra durch Hemmerde an sie einen Brief, den Mylius im letzten Stück der „Bemühungen" zum Abdruck brachte[6]) . Wir

---

1) Straube war 1743 in Berlin. J. E. Schlegel besuchte ihn auf der Durchreise. Eugen Wolff, J. E. Schlegel, S. 105 (Berlin 1889). Ungefähr im Sept. 1743 ging Str. nach Breslau . Briefw. zw. Gleim u. Uz, hrsg. v. Schüddekopf, S. 54 (Tübingen 1899) und Gottscheds Briefwechsel. Straube an Gottsched, Berlin, 9. Jenner 1743, wo er von der Uebersiedlung dorthin zum August oder Sept. spricht. (Univ.-Bibl. zu Leipzig.) Am 18. April 1744 schreibt er aus Breslau, am 1. Mai und 6. Juni aus Berlin an Gottsched. Hans Devrient, J. F. Schönemann, S. 92 u. 95 (Hamb. u. Leipz. 1895) Litzmanns Theaterg. Forschungen, Bd. 11.

2) Johann Jacob Schütze.

3) S. Briefw. zw. Gleim und Uz, hrsg. v. Schüddekopf, S. 54, 55 [„c. Sept. 1743"].

4) Daher fehlen auch wohl in Gottscheds Briefwechsel jegliche Nachweise dazu.

5) S. S. 121, Anm. 2.

6) Häll. Bem. II, St. 16, S. 717—718 (1747), abgedruckt bei Waniek, Pyra, S. 115. Bodmer hält ihn für authentisch: Sammlg. gel. und freundschaftlicher Briefe, hrsg. von Samuel Gotthold Lange, Bd. I, S. 163 (Halle 1769). Bodmer an Lange „12. Sept. 1747".

fühlen aus ihm die innere Zerrissenheit des Mannes heraus, der in ehrlichem Eifer für seine gute Sache kämpft, und den dabei seine sogenannten „guten Freunde" im Stich lassen; zugleich aber auch den Stolz des auf sich selbst gestellten Mannes, der sich über seine eigenen Schwächen so klar ist, dass er nicht erst anderer bedarf, die sie rügen, der aber deshalb jede Verräterei und jedes niedrige Misstrauen verachtet. Er wendet sich geradewegs an die „Bemüher" und bittet sie, sie möchten zu ihm selbst kommen, wenn sie „Persönlichkeiten" von ihm erfahren wollten, er wolle ihnen bereitwillig damit dienen. Er spendet dem Aufsatz „Gedanken von dem homerischen Schilde", den das siebente Stück der „Bemühungen" gebracht hatte, alles Lob und nennt sich einen ergebenen Freund der Personen der „Bemüher", wenn auch nicht ihrer Schriften.

Wie das fünfte Stück der „Bemühungen" fast völlig, so war ihr sechstes Stück völlig frei von Polemik. Sie hätten vielleicht die Sache auf sich beruhen lassen, wenn nicht Pyra seinen „Erweis" fortgesetzt und wenn nicht, schon ehe diese Fortsetzung erschien, Breitinger einen Sturmlauf gegen die Gottschedische Partei unternommen hätte.

Er trat mit seiner „Vertheidigung der Schweizerischen Muse, Hrn. D. Albrecht Hallers" [1]) im Frühjahr 1744 auf den Plan.

Darin antwortet er massvoll auf die, wie er sagt, massvolle Kritik der „Greifswalder Versuche" [2]), die diese über Haller in ihrer „Abhandlung von den Scheinwörtern in der deutschen Sprache" gefällt hatten. Der Hauptgegengrund, den er gegen sie aufstellt und verficht, ist der: deutliche, vollständige, ausführliche und tiefsinnige Begriffe gehören nicht in ein Gedicht [3]); „der Poet muss sich mit dem Wahrscheinlichen, welches aus dunkeln und undeutlich klaren Begriffen entstehet, sättigen" [4]). Gedichte sollen philosophische Be-

1) Zürich, bey Heidegger und Comp., 1744.

2) Greifswalder Crit. Versuche. St. II, I. Artikel, § 17, S. 130 u. St. IX, II. Artikel, S. 241.

3) Man erinnere sich hier daran, dass Mylius von Haller gerade Deutlichkeit verlangt hatte; dagegen, wie Breitinger, „vollständige, ausführliche und tiefsinnige Begriffe" nicht in der Poesie antreffen wollte.

4) Vertheidigg. d. schw. Muse d. Hrn. D. Hallers, S. 13.

griffe in Sinnlichkeit übersetzen. Dies sei Ursprung und Zweck der Poesie [1]).

Aber das, was Breitinger an den „Greifswalder Versuchern" „massvoll" nannte, war eigentlich eine Schwäche dieser Leute: sie hatten die „Billigkeit" gehabt, als sie angegriffen wurden, dem Urteile der Schweizer in allem Wesentlichen beizutreten.

Unzufriedener war Breitinger mit Gottscheds Aeusserungen über Haller; und scharf und rücksichtslos geht er vor. Er nennt es einen hämischen Tadel [2]), wenn Gottsched Hallers Vers: „er lohnt Mäcenen mit Maronen" in der „Kritischen Dichtkunst" als missverstehbar und lächerlich hingestellt habe, ohne dessen Namen zu nennen. Wenn der Plural „Maronen" von „Maro" nicht mehr erlaubt sein solle, dann dürfe man in Zukunft auch nicht mehr von Schwaben, Breitkopf und Schlegel schreiben wegen des darin liegenden Doppelsinnes. „Aber man schreibt eben nicht für Thoren, sondern für Leute, die Verstand haben und diesem mehr als dem Willen folgen" [3]).

Die Schlussabschnitte der „Vertheidigung" sind ganz den „Hällischen Bemühungen" gewidmet. Gottscheds Tadel, sagt Breitinger, sei im Vergleich zu dem der „Bemüher" noch zu loben. Die nach Halle geflüchteten „Ertzgottschedianer" (dieser Titel ist eine Frucht von Pyras „Erweis") hätten „ihren angeerbten neidischen Verdruss über den anwachsenden Ruhm des schweizerischen Dichters auf eine so unsinnige und unbändige Weise ausgeleeret, dass sich billig alle vernünftige Deutschen von Herzen schämen". Die Nachahmung der Hallerischen Muse in Sachsen zeige eben nur Hallers starke Wirkung, und die Klage der „Bemüher" darüber sei ein Angriff auf ihn. Sie hätten das Lob des Arztes Haller nur an die Spitze ihrer Kritik gestellt, um dann den Dichter desto schlimmer herunterreissen zu können. Gerade ebenso habe Gottsched Leute, die er erst gelobt hatte, nachher umso schärfer getadelt, wenn er dann mit ihnen in Meinungsverschiedenheit geraten sei.

---

1) Daher die Ueberschätzung des Wertes der Fabel in der Schweiz.

2) „Vertheidigung", S. 67.

3) Ausdrücke, die der gottschedianischen Partei nicht weniger geläufig waren als der Schweiz!

Als Gegenbeweis gegen den eigentlich kritischen Teil der Abhandlung der „Bemüher" führt Breitinger Pyras ersten „Erweis" an, der sich nur mit dem ersten Teil der Kritik über Hallers Gedicht in den „Bemühungen" befasste. Er setzt hinzu, er habe gehofft, dass Pyras Lektion, von der er zuerst glaubte, dass sie die „Bemüher", wie die Schweizer, unmittelbar nach dem Erscheinen ihres ersten Stückes erhalten haben müssten, sie gebessert hätte. Als er nun das dritte Stück der „Bemühungen" mit der trotzigeren Fortsetzung ihrer Kritik in die Hände bekam und darin ausserdem die von andern Leuten für spöttisch-hochmütig gehaltene „Nacherinnerung" fand, da meinte er, Zaghaftigkeit und Angst aus ihr zu lesen. Zumal die „Bemüher" seines Erachtens hätten in Furcht geraten müssen, da sie sich im zweiten Teile der Hallerkritik als „schmähsüchtige", „critische Taschenspieler" gezeigt hätten. Um der Fortsetzung ihrer Kritik willen schlägt er mit grösster Heftigkeit auf sie und den „Grossmeister ihrer Secte" los. Leider kommen dadurch viele scharfsinnige Bemerkungen, die er in sein Werkchen einflicht, nicht zur Geltung. Trifft er bei aller Grobheit doch den Nagel auf den Kopf, wenn er die ganze Hallerkritik der „Bemüher" damit abtut: „Sie lecken den Topf und den Brey lassen sie unberührt" [1]).

Aber neben seinen eigenen, neuen Vorwürfen greift Breitinger eine Menge der schon tausendmal und noch zuletzt von Pyra wiederholten auf und tut sich daran gütlich. Er hätte also die „Bemüher" nicht tadeln sollen, dass sie nichts brächten als „gehackte Brocken", die „zuvor von den Herrn Greifswaldern gekocht worden", und dass sie manchmal „von den Tafeln der Alpiner" raubten.

Die „Vertheidigung", die sicher von Breitinger stammt [2]), fand merkwürdigerweise trotz ihrer Schärfe den Beifall der bisher mit ihrem Urteil so zurückhaltenden „Göttingischen gelehrten Zeitungen" [3]), die sogar: „hoffen und wünschen, dass ein gewisser Ge-

1) „Vertheidigung", S. 109. Allerdings hatten die Bemüher gerade das sich zur Aufgabe gestellt, so dass der Vorwurf ihnen nicht berechtigt erscheinen musste, wenn er auch vom Standpunkt des Schweizers aus zutreffend war.

2) Sammlung gel. und freundsch. Briefe, hrsg. v. S. G. Lange I, 192 (Halle 1769).

3) Gött. gel. Ztgen. 1744, Mai, S. 349—350.

lehrter, welcher unter den geschicktesten Dichtern einen Rang behauptet" — es kann kaum ein anderer als Pyra gemeint sein, der sich auch kurz nachher [1]) persönlich an Haller wandte —, „sich von der Ausführung eines gleichen Vorsatzes nicht abwenden lassen möge". Die „Frankfurter gelehrten Zeitungen" [2]) drucken getreulich Zinks Urteil über die „Hällischen Bemühungen" aus dem „Hamburgischen Correspondenten" ab und verkünden mit ihm, das Misskennen der Verdienste Hallers sei eine Schande für ganz Deutschland, denn er habe den guten Geschmack eingeführt, „da wir in Gefahr waren bloss um der Reinigkeit der Sprache willen, gedankenlose Reimenschmiede zu werden".

Die „Bemühungen" selbst nahmen die Streitschrift spöttisch auf und behaupteten [3]) — ohne wohl je daran zu denken, dass man ihre Behauptung lange ernst nehmen könnte — die „Vertheidigung" sei ein verkappter Angriff auf Haller; ihr Verfasser schreibe in der Tat *für die Versucher, dem Hrn. Prof. Gottsched, und uns Bemüher.* Gleichzeitig wiederholten sie die Ankündigung des zweiten Teiles von Pyras „Erweis" mit Angabe der Bogenzahl und dem neuen Spott, die Primaner des Konrektors hätten das zum Druck nötige Geld zusammengeschossen [4]), da er es selbst nicht hätte aufbringen können.

Ausserdem ward noch auf Pyras Behauptung hin, die „Bemüher" verstünden nichts von Naturlehre, eine besondere „Untersuchung, ob ein Kunstrichter die Naturlehre verstehen muss" geschrieben, die Frage bejaht, und dann Pyra selbst mit beissender Ironie die Folgerung in den Mund gelegt [5]), dass die „Bemüher" keine rechtschaffenen Kunstrichter wären, da er ja — behauptet habe, sie hätten keine Kenntnisse in der Naturlehre. Ausserdem ward er im achten Stück [6]), in dem Testament Liskows, nach Möglichkeit lächerlich gemacht.

---

1) Pyra schreibt an Haller am 7. Juni 1744. Brief abgedruckt bei Hirzel Einltg. zu Albrecht v. Hallers Gedichten (Frauenfeld 1882) S. CCXV—CCXVI.

2) Franckf. gel. Ztgen. 1744. Num. LXIX, Anhang; 28. Aug. 1744. S. 412; s. Danzel, Gottsched, S. 119—120. Hamb. Corresp. vom 11. Aug. 1744.

3) Häll. Bem. I, St. 7, S. 572—574.

4) Ebendort I, St. 7, S. 575.

5) Ebendort I, St. 7, S. 532.

6) Ebendort I, St. 8, S. 589 u. 599 ff.

Ehe aber die neue Streitschrift Pyras besprochen wurde, nahmen die „Bemüher" im neunten Stück, nämlich in der Vorrede des zweiten Bandes und in einer Antwort auf ein eingesandtes Schreiben [1]) Gelegenheit zu betonen, dass sie durchaus unparteiisch seien, dass Gottsched nicht Mitarbeiter an den „Bemühungen" sei, und dass sie auch in ihrer Satire gegen Pyra keinerlei Persönlichkeiten gebracht hätten. Ihre Satire, *wenn dieser Nahme nicht zu stolz für sie ist,* werde sich als unpersönlich ausweisen, wenn man sie nach den Regeln prüfe [2]). Aber dem Verleger Hemmerde muss es doch nicht ganz so geschienen haben; denn auf seinen Einfluss ist es wohl zurückzuführen, wenn die Vorrede verspricht, die „Bemühungen" würden sich gleichwohl in Zukunft mehr mit theoretischen als mit Streitschriften beschäftigen. Ja, in der „Antwort auf das vorhergehende Schreiben" [3]) nennen die „Bemüher" Pyra einen rechtschaffenen Gelehrten, loben seinen „Tempel der Dichtkunst" und seine „Ode auf Friedrich II."; nur die Zanksucht des „Erweises" — so entschuldigen sie sich besonders Hemmerde gegenüber — hätten sie tadeln und erwidern müssen, wenn sie nicht hätten lächerlich werden wollen. Auch erheben sie Pyras Virgilübersetzung im Vergleich zu der von Gottsched befürworteten von Schwarz, gestehen aber, dass sie eben wegen ihrer Unparteilichkeit Gottsched nie die schuldige Hochachtung versagen würden. Sie hätten sich gegen die Schweizer von Anfang an nicht anders gezeigt als gegen Gottsched, doch hätten diese es mit Willen übersehen. Wieder betonen die „Bemüher", dass sie niemals die Absicht gehabt hätten, durch ihre Beurteilung Haller auf die Bank der kleinen Dichter zu setzen, und sie wiederholen, dass sie um Pyras Willen eine neue Kritik seiner Gedichte unter den Händen hätten, die ihm ganz gerecht werden solle.

So schrieben die „Bemüher", wie das Datum angab, am 18. Julii 1744 — [4]), und am 14. Julii wurde der, dem sie da ein Ehrendenkmal

---

1) Von Claproth. So Hirzel a. a. O., S. CCXX.

2) Es taucht hier derselbe Grund der Vorzüglichkeit der Satire auf, den Mylius schon vor dem Magistrat zu Kamenz angeführt hatte!

3) Häll. Bem. II, St. 9, S. 34.

4) Ich nehme an, dass das Datum, den 8. Juli, das unter der Vorrede steht, ein Druckfehler ist, denn die Vorrede spricht schon von Pyras Tode.

zu setzen suchten, nach kurzer Krankheit und erst neunundzwanzig Jahre alt von einem hitzigen Fieber dahingerafft. Unmittelbar nach seinem Tode liessen sie also Pyra Gerechtigkeit widerfahren. Und sie taten mehr. Mit diesem traurigen Ereignis ist für die „Bemüher" der grosse Streit abgeschlossen. Sie bringen zwar die Nachricht, dass die Fortsetzung des „Erweises" vorliege, enthalten sich aber pietätvoll jeder Kritik.

Pyra hatte den zweiten Teil seines „Erweises", der bedeutend schärfer gehalten war als der erste, mit einer „Abfertigung eines Schreibens der Verfasser der Hällischen Bemühungen etc. an den Con—R. Pyra" eingeleitet, und darin, wie in seinem Briefe[1]), besonders dagegen Protest erhoben, dass die „Bemüher" ihn selbst und sein Schulamt in ihre Antwort hineingezogen und versucht hätten, ihn lächerlich zu machen. Ausserdem fallen auf den fünfundsechzig Seiten, die diese Abfertigung allein umfasst, nebenbei poetisch-theoretische Bemerkungen, vermischt mit kräftigen Hieben auf die Gottschedianer und Gottsched selbst, dem die folgenden Abschnitte des zweiten „Erweises" ganz allein gewidmet sind.

Trotz aller seiner Schärfe und Leidenschaftlichkeit verliert Pyra in dieser Schrift niemals die Ueberlegung. Dem entspricht es auch, wenn er ausdrücklich in ihr erklärt, er sei entschlossen, von nun an den Streit auf sich beruhen zu lassen, falls nicht eine sehr gemessene und gründliche Antwort der „Bemüher" eine förderliche Fortsetzung der Untersuchungen möglich und tunlich erscheinen lasse[2]).

Es sieht fast so aus, als ob die „Bemüher" mit Pyra im Geheimen Frieden geschlossen hätten, wenn sie auf das ihnen neuerdings Vorgeworfene nicht nur nicht antworten, sondern im Gegenteil erklären, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit zu streiten, sondern jeder Unparteiische werde nun selbst Musse haben, sich darüber klar zu werden, wieviel Recht und Unrecht auf jeder Seite sei. Sie erklären ausserdem: *in völligem Ernste, dass uns niemals in den Sinn gekommen, die bürgerliche Ehre des wohlseligen Hrn. Conrectors zu kränken, viel weniger ihn gar etwann zu einem Philippi oder Rodigast*

Und die „Bemühungen" waren wegen ihres Reichtums an Druckfehlern bekannt.

1) Vgl. S. 122 unten.

2) Fortsetzung des Erweises S. 109.

zu machen. Wir haben seine Geschicklichkeit wohl gesehen und sie auch vor der Welt nicht verborgen; . . . sie hätten seine „Gedanken von der unsichtbaren Gesellschaft" gelobt, sie würden noch den „Tempel der wahren Dichtkunst" rühmend erwähnen; . . . *Er erhält also von uns hiermit, und zwar unter allen zuerst, öffentlich den wohlerworbenen Nachruhm eines geschickten Dichters, eines gelehrten Kunstrichters, eines würdigen Schulmanns und eines aufrichtigen Weltbürgers.*

Immerhin klingen die Worte noch recht theatralisch und gezwungen; und Pyras Freunde [1]) waren mit ihnen gar nicht zufrieden. Aber sie stachen doch erfreulich von der bis dahin von den „Bemühern" beliebten Tonart ab. Am unzufriedensten mit dieser loyalen Erklärung war natürlich Gottsched. Durch ihr Schweigen auf die Angriffe des zweiten „Erweises" liessen die „Bemüher" ihn geradezu im Stich. Seine Sucht, die Gegner zu beschimpfen, straften sie durch die Anerkennung von Pyras Verdiensten mit Verachtung. So mag es denn tatsächlich dazu gekommen sein, dass Mylius von ihm mehr als blosse Vorwürfe zu hören bekam. Sagt doch Bodmer, in einer sonst gar nicht wohlwollenden Kritik, rühmend von „dem dritten Bemüher zum Verderben des Geschmackes": „Er hat die Standhaftigkeit gehabt desswegen vieles auszustehen; gewisse Leute von unendlicher Rachsucht haben ihn dieser Billigkeit wegen in das Gesicht verspottet" [2]). Die „Bemüher" und besonders Mylius blieben aber in ihrer Haltung konsequent. Nur noch zweimal erinnern sie an Pyra. Das eine Mal drucken sie Pyras „Ode auf Ihre Majestät, Friedrich den Andern, König in Preussen und Churfürst zu Brandenburg, beym Antritt der Regierung . . ." [3]) ab. Sie legen in der Einleitung dazu ihre Scheidung zwischen dem anerkennenswerten Dichter und dem gedungenen, also tadelnswerten Erweisschreiber Pyra, dar [4]), und geben zu der Ode teils lobende, teils

1) Das behauptet z. B. Bodmer in der Vorrede zu Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern (Zürich 1745), Blatt 4 a—4 b u. Züricher Freymüthige Nachrichten. 1745. XXXV, St., S. 273 ff.

2) Züricher Freym. Nachrichten, 1747, St. 34, 23. Augustmon., S. 271.

3) Häll. Bem. II, St. 12, S. 291—311. 1745. Vgl. dazu den Abdruck durch Sauer in Seufferts D. L. D. d. 18. u. 19. Jhs., Nr. 22, S. XXI ff. (Heilbronn 1885) und Waniek, Pyra, S. 90 u. 91.

4) Häll. Bem. II, St. 12, S. 292.

tadelnde, aber nie nörgelnde Anmerkungen hinzu. Ja sie tun noch mehr; sie sind sogar die ersten [1]), die Pyras Erben öffentlich ersuchen, die *gelehrten Ausarbeitungen des Hrn Conrectors . . . und vornemlich seine Uebersetzung der Aeneis, wenn sie ganz fertig geworden ist, und andre Schriften, einem billigen Verleger* zu überlassen.

Ihr Versprechen, eine Beurteilung des „Tempels der wahren Dichtkunst" zu liefern, lösten die „Bemüher" allerdings nicht ein.

Die zweite Erwähnung Pyras bringt das letzte, sechzehnte Stück der Bemühungen. Die allgemeine Kritik über den Literaturstreit hatte sich mit grösster Klatschsucht des Zweikampfes zwischen den „Hällischen Bemühungen" und Pyra bemächtigt. Vorzüglich war es die gottschedische Partei, die in hässlichster Weise dieses Thema ausschlachtete: Im „Kritischen Allmanach", der zu Anfang des Jahres 1744 herauskam und an dem Mylius persönlich keinen Anteil hat, obwohl er weiss, dass Lamprecht der Verfasser der „Ode auf den Wein" darin war [2]), wurde die Historie des Kampfes noch recht spassig in Knittelversen dargestellt [3]). Schlimmer aber ging das „Tintenfässlein" [4]) zu Werk, das zum Jahre 1745 erschien und in einer Leichenrede von Denso [5]) den kaum verstorbenen Pyra in der rohesten Weise beschimpfte. Zwar schrieb man das „Tintenfässlein" Schwarz [6]) oder auch Schwabe auf das Sündenregister [7]). Für die „Bemühungen" aber und für den, der die Schmach, „Bemüher" gewesen zu sein, allein hat tragen müssen,

1) S. G. Langes Aufforderung an die Erben erfolgte erst 1746 im Hamb. unp. Corresp., S. 20.

2) „Schriftsteller nach der Mode" [hrsg. v. Chr. N. Naumann] Jena 1748/49, 2 Bde. In der Vorrede zum ersten Band. Bodmer hatte sie für von Schwarz verfasst angeführt in seiner Vorrede zur „Dunciade für die Deutschen". 1747. Danach ist Wanieks Anm. Gottsched, S. 476, 1 zu verbessern

3) Siehe die Beilage zu S. 130.

4) Siehe Waniek, Pyra, S. 128 ff.; Gottsched, S. 478 ff.

5) So Waniek, Pyra, S. 129; Waniek, Gottsched, S. 478.

6) z. B. Bodmer an Hagedorn, 11. Juli 1745. Hagedorns Poet. W. V. S. 168, 199 usw. Die Züricher Freym. Nachr. zeigen das „Tintenfässl" ohne Rezension an: 1745, St. 43, 27. Weinm.

7) Ueber die Verfasserschaft des „Tintenfässl" (Frau Gottsched, Denso, F. M. Grimm, Steinauer) siehe E. Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, Bd. II, S. 139 ff. (1897).

war fatal, dass der Zufall eine Verwechselung der Namen der Verfasser der „Bemühungen", mit denen der Mitarbeiter am „Tintenfässlein" herbeiführte. Diese hatten nämlich aufgebracht, Pyra sei am Aerger über die „Hällischen Bemühungen" gestorben, und die „Bemüher" hätten darüber gelacht [1]): — Sie hatten nur über den ersten Teil des „Erweises" gelacht. — Die Behauptung des „Tintenfässleins" musste jeden anständig Denkenden mit Abscheu gegen sie erfüllen [2]). Infolgedessen werden besonders von Bodmer viele harte Urteile über die „Bemüher" gefällt, die, obwohl sie grundlos waren, lange nachwirkten [3]).

Die Notwendigkeit der Abwehr dieses so ungerechtfertigten Vorwurfs war der eine Grund, der Mylius bewog, auf den alten Streit nochmal zurückzukommen. Ausserdem hatten im 12. Stück die „Bemüher" von einem teilweise lobenden Briefe gesprochen, den sie kurz nach Pyras Tode, aber noch von ihm selbst erhalten haben wollten. Bodmer verlangte in den „Freymüthigen Nachrichten" [4]), in einer Kritik des zwölften Stückes der „Bemühungen", sie sollten diesen Brief vorlegen, aber ja keinen erdichten, weil man dies sofort

1) Vgl. die Möglichkeit der Entstehung eines solchen Gerüchtes aus: Seite 118, 120.

2) Verschiedentlich wird im „Tintenfässl" (genauen Titel siehe in der Beilage zu S. 131) die Verursachung von Pyras Tod durch die „Hällischen Bemüher" ausgeschlachtet. Halb ernst schon in der „Vorred" [unpag. S. 8]; lustig: S. 39, 43—44. Aber S. 46 heisst es ausdrücklich: „De Leipziger . . . lachen den doodgen Pyra ut, dat Hei äwer de Hällische Schnaaken, ass't Canters Fakkel, utgaen is". Und nicht etwa: die „Bemüher" lachten über Pyras Tod! Und im Zusammenhang gelesen, klingt auch die Stelle in der Leichenrede nicht so hart, wie etwa im kurzen Zitat. Es will mir sogar scheinen, als habe die Gottschedische Schule kaum etwas an sich witzigeres geliefert als diese Satire auf die Literaturgeschichte. Von ihr heisst es nämlich, sie werde über den Streit folgendermassen berichten: S. 49 „Da was enmal en Mann, dei heet Pyra, dei leet en grooten Huupen Versch utgaen, dei wurd Kanzler von Germanien un Conrector in Berlin, dei lewde in grootem Ansehent bey dei Schweizers; dei Leipziger honackten em sehr, un dei Hällischen Mögmakers tärgden em so lang bet Hey up de Stell bumps dood bleef."

3) Z. B. Gleim an Klamer Schmid. Seufferts Vierteljahrsschrift f. d. L. Halberstadt 12 [?] März 1774. „Schreckliche Menschenbosheit war es, dass die Hallischen Bemüher hernach öffentlich sich's rühmten, sie hätten ihn [Pyra] todt gespottet."

4) Zürich 1745, XXXVI, St. Herbstmon., S. 285.

herausfühlen werde: „Denn Pyra hat einen Schuh getragen, in welchem sie nicht gehen können“ [1]).

Drittens liess auch eine Kästnersche Kritik [2]) über „Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder“, die er in den „Hamburgischen Correspondenten“ [3]) hatte einrücken lassen, und an der Samuel Gotthold Lange [4]) seine Kräfte, wenn auch vergeblich, mass [5]), den Streit zwischen den „Hällischen Bemühungen“ und Pyra [6]) noch einmal aufflackern. Lange hatte nicht nur behauptet, Pyra habe die „Bemüher“ zu Boden geschlagen, — und dies bestritt Kästner, — sondern er hatte auch, unter vielen ausfallenden Worten, den „Bemühern“ — entgegen dem Urteil seines verteidigten Freundes Pyra, das Mylius ebendort durch den Abdruck des Briefes des Conrektors an die „Bemüher“ als ungefälscht erweist [7]) — alle Vernunft abgesprochen und sie mit den Verfassern des „Tintenfässsleins“ identifiziert, wohl weil es bei Hemmerde erschien [8]). Gegen eine solche Unterstellung wehrte sich Mylius mit Hand und Fuss: er nennt das „Tintenfässlein“ eine „Schandschrift“ [9]) und erklärt, er habe kein Wort davon gewusst, bis es ihm gedruckt zu Gesicht gekommen sei. Ja er deutet mit dem erlösenden Gefühl, endlich einmal sich öffent-

---

1) Siehe S. 122.

2) J. A. Schlegel-Pottelwitz hielt Mylius für den Verfasser „der albernen und gezwungen lustigen Beurtheilung“. Pottelwitz an Bodmer, Leipzig 2. Merz 1747. Litterar. Pamphlete a. d. Schweiz, S. 98—99 (Zürich 1781).

3) Hamb. Corresp., 1745, St. 200; s. dazu die ausführliche Darstellung Sauers in Seufferts D. Lit. D. d. 18. u. 19. Jhs., Nr. 22, Einleitung.

4) In seiner „Beantwortung der Critik über Thirsis und Damons freundschaftliche Lieder, welche in dem 200. Stücke des Hamburgischen Correspondenten vom Jahre 1745. anzutreffen ist; verfasset von Damon und seinem Freunde.“ Frankf. u. Leipz. 1746.

5) Siehe Kästners „Kurze Gegenantwort auf die lange Beantwortung einer kurzen Critik über die freundschaftlichen Lieder“, Hamb. unp. Corresp. 1746, Nr. 109 u. 112 (12. u. 16. Juli).

6) Die Darstellung kommt im Wesentlichen zu demselben Resultat, wie Waniek, Pyra, S. 130 u. 132—133.

7) Siehe S. 122, Anm. 6.

8) Vgl. Waniek, Gottsched, S. 479.

9) Häll. Bem. II, St. 16, S. 721.

lich frei und die eigentlichen Schmäher, besonders Gottsched schuldig sprechen zu können, geradezu auf Gottsched als den Verfasser hin. Ausserdem liess sich Mylius über manches andere in dieser Bekenntnis- und Anklageschrift, die er mit dem Abdruck von Pyras Brief krönte, frei aus, so dass durch sie plötzlich die ganze Situation geklärt wurde. Bodmer griff mit vielem Vergnügen diese Hinweise in einem Brief an Lange [1]) auf, und legte besonders den Finger auf eine Bemerkung, die für Langes Stellung zu Haller und Pyra von Interesse ist. Mylius hatte nämlich in seiner Abwehr etwas durchblicken lassen, was Bodmer nicht recht zu verstehen behauptete, und wegen dessen er — scheinbar ohne sich etwas böses dabei zu denken — bei Lange anfragt: „Ich weiss nicht, was er [Mylius] damit meint, dass Damon [S. G. Lange] ein Verräther der hallerischen Muse sey." Mylius hatte davon gesprochen, dass der „geschworene Schweizerianer" während des Streites Pyras mit den „Bemühungen" an sie einen Brief mit einer ganz abfälligen Kritik über Hallers „Morgensegen" gesandt habe. Lange verteidigte sich nicht auf Bodmers Anfrage hin, sodass dieser Vorwurf wohl auf ihm ruhen bleibt.

Dass aber die „Bemüher" Langes Brief tatsächlich erhalten haben, zeigen die Zeilen, die wohl nicht ohne Absicht unmittelbar auf die Nachricht von Pyras Tode folgen [2]). Zwar wird in ihnen nicht Hallers „Morgensegen" direkt genannt, aber es wird daraufhingedeutet [3]). Und nicht nur dies. Die wenigen Zeilen enthalten noch eine sehr wichtige, bisher unbeachtet gebliebene Nachricht über die Stellung, die Lange zu Pyra eingenommen hat. Es heisst da: *Wenn ein Kunstrichter, welcher 4 Strophen von der Ode auf Ihro Majestät seiner Kritik in einem Schreiben an uns unterworfen hat, die Michaelismesse erleben sollte, so wollen wir ihn bitten, seine Gedanken etwas ordentlicher und ausführlicher aufzusetzen, und sie der Welt mitzutheilen, da er uns ohne diess droht, dass er einen Ver-*

---

1) Bodmer an Lange: Sammlg. gelehrter und freundsch. Briefe, Bd. I, S. 163 (Halle 1769).

2) Häll. Bem. II, St. 9, S. 85—86. Mylius verweist selbst darauf! Häll. Bem. II, St. 16, S. 723.

3) C. Schüddekopf: K. W. Ramler, Diss. S. 22 (Wolfenbüttel 1886) macht darauf aufmerksam.

leger darzu finden könnte[1]*), wenn wir seinen Aufsatz, welcher so flüchtig ausgedacht, als geschrieben ist, wiewohl wir ihm diess zu keinem Vorwurf machen, nicht in unsre Bemühungen einrückten. Wir können nicht gegen alle Schriftsteller barmherzig seyn, und was sie einschicken drucken lassen. Wir glauben auch nicht, dass er derjenige sey, welcher Hallern, diesen grossen Dichter, tadeln könne. Was die Kritik über benannte Ode betrifft, so wollen wir sie künftig einrücken, damit die Welt erkennen möge, wie scharf er richte.*

Es wäre möglich zu behaupten, dass mit der „Ode auf Ihro Majestät" die von Cramer in das sechste Stück der „Bemühungen" gegebene verstanden wäre; doch sprechen gerade die vier Worte „Ode auf Ihro Majestät" gegen diese Annahme. Denn Cramers Ode hiess: „Auf S e i n e Königliche Majestät" während eben Pyras Ode „Auf Ihro Majestät . . ." betitelt ist.

Wir müssen also tatsächlich in Lange einen heimlichen „Verächter der Hallerischen Muse" und zugleich einen scharfen Bekrittler der Ode seines Freundes Pyra sehen. Am ergötzlichsten bei der Affäre ist, dass die „Bemüher" es sind, die in dieser Sache den gestrengen Richter über ihn spielen[2]).

Die Rückwirkung dieses Ausganges des Streites zwischen den „Hällischen Bemühungen" und Pyra, der alle deutschen Literaturparteien in sich hineingezogen, keine ohne eine Schwächung ihrer Stellung gelassen, besonders aber die gottschedische Partei in ihrem Bestande erschüttert hatte, die Rückwirkung auf das Verhältnis zwischen Gottsched und den „Bemühern" oder besser zwischen Gottsched und Mylius[3]) werden wir am besten überschauen können, wenn wir noch in kurzen Zügen die Stellungnahme der Zeitschrift

---

1) Unwillkürlich muss man bei diesen Worten an jemanden denken, der mit Pyra in freundschaftlichem Verhältnis steht, der sich unangenehm davon berührt gefühlt hatte, dass man von jenem in den „Bemühungen" sagte, er finde keinen Verleger.

2) In der Vorrede zur zweiten Auflage der „Freundschaftlichen Lieder" (1749) kam Lange auf den Streit um Pyra zurück; wenn er auch sich im Allgemeinen mit dem Verhalten der „Bemüher" nach Pyras Tode zufrieden erklärte, so kolportierte er doch weiter gegen Mylius' ausdrückliche Verwahrung, die „Bemüher" hätten sich gerühmt, Pyra zu Tode geärgert zu haben.

3) Siehe S. 151 ff.

zu den Schweizern ausser Bodmer-Breitinger und Pyra [1]), ihr Verhalten gegenüber der Mittelpartei [2]) und gegenüber den Gottschedianern [3]) geschildert haben.

Neben dem Streit mit Pyra ging eine Reihe Scharmützel der „Hällischen Bemüher" mit der übrigen Schweiz einher. Weder ist deren Geschichte bedeutsam noch sind die Schriften in irgend einer Hinsicht fördernd: Meist beschränken sich die „Bemüher" darauf, in diesen Kämpfen eingesandte Aufsätze abzudrucken. Dass sie aus fremden Federn stammen, — wenigstens grösstenteils — beweisen die ungewöhnliche Form, besonders aber auch Orthographie und Stil.

Als erster ist hier zu nennen ein Schreiben „An Herrn G. v. L." [4]), das gegen die Schweizerischen „Critischen Betrachtungen und freyen Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schau-Bühne. Mit einer Zuschrift an die Frau Neuberin. Bern 1743", auf das wir oben schon näher eingegangen sind, gerichtet ist.

Erwähnt wurde auch das „Schreiben eines Schweizers an einen Franzosen von dem critischen Kriege der witzigen Köpfe in der Schweiz und in Sachsen", mit den „Anmerkungen" [5]) dazu. Von gleichem Schlage, nur noch schärfer gehalten, ist ein „Schreiben an die Verfasser, wegen zweyer Schreiben in dem eilften Stück der schweizerischen Sammlungen", das die „Bemüher" von einem „unbekannten Freunde", wahrscheinlich durch Gottscheds oder Schwabes Vermittlung, erhalten haben, und das sie abdrucken, weil es in vielen Stücken des kritischen Krieges *ein Licht geben* wird; man wartet sogar mit Begier darauf, wie sich nun die Schweizer *verantworten* werden [6]). Das Schreiben zeichnet ein Dutzend *Lügen* der Schweizer durch eingehende Besprechung aus [7]).

---

1) Siehe S. 135—140.

2) Siehe S. 141—144.

3) Siehe S. 144—151.

4) Häll. Bem. I, St. 3, S. 182—191.

5) Ebend. I, St. 9, S. 212—215, unterz. „B.", „W. von R".

6) Häll. Bem. I, St. 7, S. 485—523.

7) Schwabe berichtet das Erscheinen des 7. Stückes in dem „Die 12 schweiz. Lügen" und noch andere interessante Sachen vorkämen, über das Liskow wüten und Pyra keinen kleinen Verdruss haben werde, da es, was den

In diesem Aufsatz wird zum ersten Mal Liskow [1]) angegriffen; man spricht ihm den Ehrentitel eines „Kanzlers aller Deutschen" rundweg ab [2]). Doch begnügten sich die „Bemüher" damit nicht. Noch dasselbe Stück bringt ein satirisches Schreiben an H. L.[3]) und darin diesem Herrn — es ist natürlich Liskow selbst gemeint — die Nachricht, dass sich die „Bemühungen" gänzlich zur Schweiz bekehrt hätten. Sie hätten gehört, Liskow sei bettlägerig und sehr schwach. Aus Schrecken darüber wollten sie schleunigst bekennen, dass alles, was aus der Schweiz komme, gut, was aus Sachsen und nicht von Freunden der Schweizer stamme, ganz schlecht sei. Haller, Bodmer, Breitinger und ihre Schriften, Liskows Satiren, obwohl sie meist im Missbrauch biblischer Redensarten und ein grosser Teil ihres Witzes in Gesangbuchworten bestehe, seien über jeden Tadel erhaben; die schweizerischen Fabeln hoch über Triller zu stellen und so weiter —, wenn nur Liskow wieder gesund werde!

Aber schon im folgenden, achten Stück müssen die „Bemüher", da alle ihre Versicherungen der Reue nichts mehr gefruchtet haben, „des Ungenannten letzten Willen" [4]) abdrucken. — Wer dieser Ungenannte ist, gibt die Unterzeichnung auf jedem Blatt „(*LS.*) L**" deutlich genug kund. — Unter Seufzen und Händeringen legen die „Bemüher" ihn der Welt vor. Liskow tritt in diesem Testament sein Kanzleramt an Bodmer und Breitinger ab; diese sollen es Pyra oder, wenn er *wegen Schularbeiten und schwerer Kinderzucht* es ablehne, Effinger übertragen. Er gibt den *Kirchenraub* zu, den er an Bibel und Gesangbuch begangen hat, und überträgt in seiner Reue vorzüglich den „Hällischen Bemühern", diese Schätze und die feinen Ironien, die er aus Bayle, Montagne, de la Motte le Vayer, Swift und Baillette gestohlen, um sie den Besitzern wieder zuzustellen. Die ihm übrig gebliebene Vernunft vermacht

---

vorigen Stücken an kriegerischem Mute abgegangen sei, „gedoppelt" ersetze, an Gottsched, aus Leipzig, den 10. Juni 1744. Original im Bes. der Univers.-Biblioth. zu Leipzig.

1) Siehe dazu Waniek Gottsched, S. 474.

2) Häll. Bem. I, St. 7, S. 521.

3) Ebendort I, St. 7, S. 532—547. Der Druckfehler im Titel „an H. B." beeinträchtigte leider zuerst die Wirkung.

4) Häll. Bem. I, St. 8, S. 581—604. Vgl. dazu Berth. Litzmann, Chr. Ludwig Liskow, S. 88 ff., besonders S. 133 (Hamburg u. Leipzig 1883).

er der philosophischen Almosenkasse, — er habe sie im Leben selten gebraucht, also sei das Legat noch recht wertvoll. Die kräftigen Ausdrücke, deren er sich in seinen Schriften bedient hat, und seine schärfsten Schreibfedern erhält Pyra, dem auch die Keule zufällt, mit der Pyra schon den „Bemühern" einen nach Konrektor Erlenbachs Behauptung tödlichen Schlag hat versetzen dürfen. Dafür soll sich Pyra verpflichten, zwar die Behauptungen der „Bemüher" über seine Persönlichkeit zu widerlegen, aber sie selbst, die ja ihre Reue eingestanden hätten, nicht mehr abzustrafen. Seine Bibliothek vermacht Liskow einer Lotterie zu Gunsten Pyras, damit dieser von nun an seine Schriften selbst zum Druck besorgen könne. Kommissare dieser Lotterie sind — die „Hällischen Bemüher"! Der einzige Enterbte ist Gottsched, der wegen seiner „schädlichen Irrtümer", *dass ein Dichter die Natur nachahmen, einen durch Vernunft geläuterten Geschmack haben, wahrscheinlich in Erdichtungen, edel, feurig, neu und erhaben in den Gedanken, schön, zierlich und fliessend im Ausdruck seyn müsse,* nicht den geringsten Anspruch auf Liskows Hinterlassenschaft hat. Auch die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" bleiben bei der Erbschaft unbedacht. Zeugen des Testamentes sind, wenn ich die Chiffren richtig erkläre [1]: Haller, Sucro [2], Dreyer [3], „Effinger", Bodmer, Breitinger, Rost.

Obwohl es den Wert dieser Satire beeinträchtigen muss, dass sie nur eine nicht gerade glänzende Nachahmung Swifts und besonders Liskows [4] ist, so bleibt sie doch durch den glücklichen Gedanken, ein Liskowsches Kampfmittel gegen ihn selbst auf seine Wirkung zu erproben, bemerkenswert. Und sie hat, viel gelesen wie sie war, sicherlich eine grosse Zahl der Satiren beeinflusst, die noch in dem Streit hervortreten, wenn auch der genauere Nachweis schwer ist, da z. B. die Schweiz auch direkt von Swift starken Einfluss erfahren hat. Rabener mag durch sie Anregung empfangen haben.

---

1) Häll. Bem. I, St. 8, S. 603.

2) Oder „Seidel"? Dies ist kaum anzunehmen. „Sucro" dagegen war Hallerianer.

3) Wohl weil der Hamb. Correspondent auf die „Bemühungen" und die Gottschedianer überhaupt nicht günstig zu sprechen war.

4) Siehe B. Litzmann, Liskow, S. 88.

„das satirische Testament, des noch im Tode losen Swifts" zu schreiben [1]).

Während Liskow sich gegen den Spott nicht regte, ärgerte sich über dessen Anfeindung durch die „Bemüher" sein Spiessgeselle in Dresden, Rost [2]), heftig. Allerdings hatte er auch Grund dazu; man war mit ihm nicht gerade glimpflich umgegangen. Wo er genannt ward im Verlauf der Streitigkeiten, wurde der „Pasquillenmacher" [3]), um dessentwillen man überhaupt den Kampf von Gottschedischer Seite wieder aufgenommen hatte [4]), als verächtlich und nichtswürdig hingestellt. Zwar liess eine Kritik über seine „Schäfererzählungen und andere poetische Ausarbeitungen" [5]), die ausdrücklich von dem sittlichen Charakter des Schriftstellers absah, seiner *Fähigkeit zu einer guten Poesie* Gerechtigkeit widerfahren. Besonders erntete das Schäferspiel „Die gelernte Liebe" alles Lob. Nur, setzten die „Bemüher" hinzu, sei es schade, dass Rost seine Gaben auf eine einem wahren Poeten unanständige Art anwende: denn kein tugendhafter Mann und kein keusches Frauenzimmer könne die Schäfererzählungen lesen ohne zu erröten.

Später kommt es sogar soweit, dass die „Bemüher" Rost ganz von oben herunter behandeln, wie einen Menschen, der fast unbekannt ist, der neulich die Gedichte von Königs ungeschickt herausgegeben hat, den sie deshalb tadeln, aber zuerst der Welt vorstellen müssen [6]). Sie führen ihn ein als: *Herr Rost, welcher durch einige Gedichte von niederer Gattung und mittleren Werthe bekannt worden,* . . . Sie behandeln ihn als ganz nebensächliche Figur,

---

1) „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" [= Bremer Beiträge] Bd. III, St. 4, S. 255—292 in Rabeners Satieren, Bd. II, S. 379 (Leipzig 1763). Das Zitat im Text nach: Gött. gel. Ztgen. 1746, Dez., S. 817. Die Ueberschrift heisst „Geheime Nachricht von Dr. Jonathan Swifts letztem Willen".

2) Briefe ber. und edl. Deutschen an Bodmer, hrsg. von Stäudlin, S. 10—11. Siehe dazu auch Gustav Wahl, Johann Christoph Rost, S. 27 (Leipzig 1902).

3) Häll. Bem. schon I, St. 3, S. 186 (letzte Seiten des 3. Stückes!).

4) Vgl. die Darlegung Schwabes im Eingang unserer Untersuchung über die „Häll. Bem.", die er Ebert gegeben.

5) Häll. Bem. I, St. 7, S. 569—578; s. dazu S. 159.

6) Häll. Bem. II, S. 14, S. 483 ff. (1746).

nehmen statt des einstigen Spötters, obwohl er auch sie in der Vorrede zu von Königs Gedichten scharf angegriffen hatte, diese Gedichte[1]) her und rezensieren sie grossenteils abfällig. Viele matte, gedehnte, prosaische Stellen fänden sich darin, Spielereien, so dass sich mit dem zu Tadelnden dicke Bände anfüllen liessen. Besonders wird über Königs Epen, oder besser epische Beschreibungen, angemerkt, dass er sich viel zu viel mit *geringen und sehr besondern* Dingen abgegeben habe.

Diese Kritik über König, die dessen Stellung zu Gottsched genauer hervorzuheben tunlichst vermeidet, erscheint ganz gerecht. Königs wahre Freunde fällten schon, ehe die Gedichte gedruckt waren, ein gleiches Urteil[2]).

Sehen wir schon hier, dass die „Bemüher" mit ihrer Kritik nicht allein standen, so ist dies noch mehr der Fall, wenn sie Meier von Knonau's „Halbes Hundert neuer Fabeln" nicht direkt abfällig, aber auch nicht lobend rezensieren[3]). Besonders haben sie an Bodmers überschwenglicher Einleitung das auszusetzen, dass sie zwar durchweg über das zur Fabel Gehörige, wie er es dort ausgeführt, mit ihm einer Meinung seien, dass nämlich *die Neuigkeit, die Erfindung, die grosse Erkenntniss der Thiere, die Wichtigkeit der Lehren, die Kürze, die Reinigkeit der Sprache, der Schreibart, des Sylbenmasses und der Reime* die Vorzüge der Fabel ausmachten, dass sie aber leider in Meier von Knonaus Fabeln diese Vorzüge zu selten fänden. Zu jedem der angeführten theoretischen Punkte bringt die Kritik ihre Einwände gegen die Fabeln an, vergisst auch ja nicht die *Rauhigkeit der Sprache,* die *niederträchtigen* Ausdrücke, Weitschweifigkeit und Wässrigkeit auszusetzen. Als eine äussere Zier der Fabeln hätten die „Bemüher" gerne eine *wohlklingende Versart* und reinere Reime gesehen. Wie denn in ihrer jetzigen Gestalt die Fabeln denen des *la Motte, Hagedorns und Gellerts* so glichen, wie der Mond der Sonne.

1) Des Herrn von Königs Gedichte aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuskripten gesammlet und herausgegeben. Dressden 1745.

2) So z. B. Christian Ludwig von Hagedorn an seinen Bruder Friedrich, schon [Dresden] 4. Sept. 1742. Brief im Besitz von B. Litzmann (Bonn).

3) Bodmer selbst berichtet an Hagedorn, dass auch Zinck sie verurteilt habe: Hagedorns Poet. W. V, S. 194, 16. April 1745. Aehnlich derselbe an denselben am 11. Julius 1745. Origin. im Besitz von B. Litzmann.

Für Bodmers Streitsucht ist es bezeichnend, dass er daraufhin schleunigst Gelegenheit nahm, seiner Unzufriedenheit in einer Gegenrezension der „Züricher Freymüthigen Nachrichten“ [1]) Luft zu machen, wo er dann den „Fabelfänger“, (diesen Druckfehler in Bodmers Vorrede hatten die „Bemüher“ in ihrer Kritik aufgegriffen, und Bodmer wendet ihn nun wieder auf deren Kritiker an), als Esel in einer schnell hingeworfenen, geistlosen Fabel ironisiert.

Der einzige Schweizer, der sich mit Stolz oder auch, wenn es nach Bodmers Ansicht gegangen wäre, mit Gram, des fast unumschränkten Lobes der „Bemüher“ hätte rühmen dürfen, war, sicherlich wegen seines guten Verhältnisses zu Gottsched, der unlängst verstorbene Drollinger. Wir erwähnten schon die wohlwollende Rezension, welche die jungen „Bemüher“ seiner Uebersetzung von „Alexander Popens Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters“ [2]) und seiner „Ode über die Unsterblichkeit der Seele“ [3]) hatten zu Teil werden lassen. Das letzte, sechzehnte Stück der „Bemühungen“ wurde von einer Kritik [4]) über die Ausgabe der Gedichte Drollingers, die J. J. Spreng 1745 besorgt hatte, eingeleitet: Sie rühmt wiederum Drollingers Verdienste um die geistliche Ode. Diese Rezension ist besonders dadurch bemerkenswert, dass sich darin der Umschwung des „Bemühers“ in seiner Gesinnung gegen die Schweiz kundgibt: Er lobt Bodmers *schönes Gedicht . . auf den Tod des Hrn. Drollingers* [5]). . *Wir lesen darinne die gründlichsten Gedanken von dem wahren Wesen der Poesie in den angenehmsten Ausdrückungen.* Zum ersten Mal lässt er der Schweizerischen Landessprache Ehre angedeihen! Die „Göttingischen gelehrten Zeitungen“ [6]) unterlassen es denn auch nicht, in ihrer Schlusskritik über die „Bemühungen“ auf dieses, wie sie glauben merkwürdige Ereignis aufmerksam zu machen.

1) Freymüthige Nachrichten von neuen Büchern . . . Zürich 1745, S. 275—276, 1. Herbstmon.

2) Häll. Bem. I, St. 1, S. 54.

3) Ebendort I, St. 2, S. 55.

4) Häll. Bem. II, St. 16, S. 693.

5) „Die Drollingerische Muse“, abgedr. in: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer [hrsg. v. Bächthold]. (Heilbronn 1883). Seufferts D. L. D. d. 18. u. 19. Jhs., Nr. 12, S. 63—72.

6) Gött. gel. Ztgen. 1748, 18. April, S. 357—358.

Zu den damals herauskommenden Zeitungen nahmen die „Bemüher" nicht besonders Stellung. Wohl nennen sie einmal den „Hamburgischen Correspondenten" mit einem Ausdruck des kritischen Krieges die „Caklogallinischen Zeitungen" [1]), nehmen aber sonst keine Notiz von dem, was die „Göttingischen" und „Franckfurter gelehrten Zeitungen", die „Züricher Freymüthigen Nachrichten" oder die „Greifswalder kritischen Versuche" [2]) über sie schrieben, oder — wie die „Leipziger gelehrten Zeitungen" — nicht schrieben.

Dagegen erhoben die „Bemüher" offen und verdeckt gegen manche Aeusserung Protest, die in dem Lager der Mittelpartei fiel. Sie wissen gerade deren führenden Köpfen gegenüber durch wohlwollende oder tadelnde Kritik, nach eigenem Gutdünken und recht unabhängig von Gottsched ihre Meinung zu behaupten.

Getadelt wird geradezu Ernesti [3]), — dem man, auch ohne ihn zu nennen, durch die Verteidigung der Muttersprache und zwar energisch entgegengetreten war, — dass er ein *viel zu guter Freund von den Hrn. zu Zürich ist*, als dass er einer andern Partei Gerechtigkeit widerfahren lassen könne.

Der Aesthetiker Meier dagegen erhält wegen seiner „Abhandlung von den Scherzen", und weil man ihn noch für die Partei zu gewinnen hofft, in einer Kritik, die aus Gottsched sehr nahestehenden Kreisen herrührt [4]), ein vollgemessenes Lob.

Auch Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern" [5]) wird *als sehr gute Probe seines muntern Witzes* und als Werk eines

---

1) Häll. Bem. I, St. 2, S. 21. Die Angabe von Schönaichs [Versuch einer gefallenden Satire; oder Etwas zum Lobe der Aesthetiker. 1755. S. 31], die Crit. Beiträge und die Häll. Bem. hätten den Corresp. „so lächerlich gemachet dass Sie sich schämen müssten", ist falsch. Diese Nachricht hatte der „Kritische Allmanach", 1744, aufgebracht. S. d. Beilage z. S. 130 auf S. 177.

2) Die Auslegung Wanieks, Pyra, S. 110, die „Bemühungen" seien als Beobachtungsposten gegen die „Greifsw. Versuche" gegründet, bewährt sich nicht.

3) Häll. Bem. I, St. 4, S. 239.

4) Ebendort I, St. 3, S. 190/191. [letzte Seiten des 3. Stückes!]

5) Die Kritik der „Bemühungen" ist freisinniger, moderner, als z. B. die der Gött. gel. Ztgen. 1745, S. 329—331. Allerdings behauptete Gleim, er sei

Mannes, auf dem der *Geist Anakreons zwiefach ruhe,* zuerst schon im siebenten Stück der „Bemühungen" kurz [1]), dann ausführlich mit dem zweiten Teil zusammen [2]), besprochen. Aehnlich lobend, — aber mit Einwürfen, welche die Theorie des Schäferspiels betreffen [3]), — wird sein „Blöder Schäfer" eingehend rezensiert [4]).

Gar nichts sagen die „Bemühungen" über Gellert ausser einer schon oben [5]) angeführten Erwähnung unter den Verfassern der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" und als Fabeldichter; wohl deshalb, weil er nicht mit einem „Bändgen" an die Oeffentlichkeit trat und sich von dem kritischen Streit fernhielt. Erst im vorletzten [6]) Stück werden seine „Fabeln und Erzählungen [7]), nun aber auch mit *besonderem Vergnügen* und warmem Lobe angezeigt. Seine wissenschaftliche Vorrede dazu findet gebührende Beachtung.

Seit dem Frühjahr 1745 verfolgen die „Bemühungen" auch das Erscheinen der „Bremer Beyträge" mit Aufmerksamkeit und widmen ihnen durchweg sehr günstige Beurteilungen [8]).

Ueber die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" hatte sich das zweite Stück der „Bemühungen" [9]) zwar, was den eigentlichen Inhalt betraf, ziemlich günstig ausgesprochen. Es war nur angemerkt worden, dass die Zeitschrift etwas zu philosophisch-ernst werde, sie möge wieder *jünger* zu werden suchen. Ganz missbilligt aber hatten die „Bemüher" die Persön-

---

mit der Rezens. der „Bemühungen" nicht zufrieden. Briefw. zwischen Gleim und Uz, hrsg. v. Schüddekopf, S. 71 u. 130; sowie: Critische Briefe, Zürich 1746, S. 181. [Bodmer u. Breitinger.]

1) Häll. Bem. I, St. 7, S. 575; s. dazu Gottscheds gleiches Urteil vom 12. Sept. 1744, Krause, Gottsched u. Flottwell, S. 175 f. (Leipzig 1893).

2) Ebendort II, St. 10, S. 188 u. St. 13, S. 458.

3) Siehe weiter unten S. 158 ff.

4) Häll. Bem. II, St. 12, S. 379; St. 15, S. 636.

5) Siehe S. 97.

6) Ebendort II, St. 15, S. 612.

7) Fabeln und Erzählungen. Von C. F. Gellert. Leipzig 1746.

8) Häll. Bem. I, St. 1, S. 249; II, St. 12, S. 353; S. 463. Dies, obwohl doch Mylius nach dem ersten Stück sich mit den Brem. Beyträgern verfeindet haben soll!

9) Häll. Bem. I, St. 2, S. 24 ff.; s. Seite 97.

lichkeiten im Streit gegen die Schweiz. Eine weitere Anzeige wird ihnen, vielleicht Gottsched zu gefallen, nicht gewidmet.

Gut kommen auch in der einzigen Rezension, die sie erhalten, die „Neuen Belustigungen zum Vergnügen des Gemüths“ [1]) weg. Man lobt sie [2]); nimmt aber Gelegenheit, auf Grund eines *zuverlässigen Schreibens* eines ehemaligen Mitarbeiters der „Belustigungen“ ausdrücklich zu erklären, dass *kein einziger von ihren gewesenen Mitarbeitern, nicht den geringsten Antheil an dieser Monatschrift* [3]) hat.

Schlimmer erging es Justi's „Ergetzungen der vernünftigen Seele“ [4]). Der Verfasser hatte in der Vorrede betont, keiner von den „Belustigern“ sei Mitarbeiter an seiner Zeitschrift; daraufhin versicherten ihm die „Bemühungen“: *dass auch nur einigermasen gescheute Leser auch ohne* [*diese*] *Bitte, die ehemaligen Herren Verfasser der Belustigungen, nicht . . .* [*dafür*] *halten werden* [5]). Ueberhaupt unterscheide sich Justis Zeitschrift von den „Belustigungen“, wie er selbst sage: *durch den Mangel poetischer Stücke — und auch wohl noch durch andere Mängel* setzten die „Bemüher“ mit lessingischem Spott hinzu [6]).

Rezensionen erhalten auch einige Wochenblätter: In Leipzig der „Zeitvertreiber“ [7]) und der „Fremdling“ werden als die Schatten bezeichnet, durch die der Berliner „Zweifler“ und der Leipziger „Freygeist“, der letztere ein von Mylius selbst verfasstes Blatt, in um so helleres Licht gestellt werden [8]). Erwähnt wird ohne eigentliche Kritik noch das „Wochenblatt ohne Namen“, das seit 1746 in Hannover erschien [9]).

Es ist natürlich, dass in eine Zeitschrift wie die „Bemühungen“

---

1) Hamburg, Martini 1745, hrsg. von Christian N. Naumann.

2) Häll. Bem. II, St. 13, S. 443.

3) Die Götting. gel. Ztgen. hatten dies Gerücht aufgebracht.

4) Seit Juli 1745 zu Leipzig herauskommend.

5) Häll. Bem. II, St. 13, S. 437.

6) Aehnliches Urteil s. Gött. gel. Ztgen., 1745, Sept. 615.

7) „Der Zeitvertreiber“, Leipzig 1745; nur wenige Stücke, hrsg. von J. G. Volkelt aus Lauban.

8) Häll. Bem. II, St. 12, S. 367.

9) Häll. Bem. II, St. 15, S. 661. Eine ganz ähnliche Kritik, man könnte fast sagen die „Bem.“ hätten sie kopiert: Gött. gel. Ztgen. 1746, Febr., S. 113 f.

manche Kritik hineinkam, die ihren Platz ausfüllt, aber so gut wie völlig wertlos ist, weder positiv noch negativ etwas leistet, ja kaum einen Beitrag zur Charakteristik der Zeitschrift selbst liefert.

Solcher Art sind die über „Brämers gründliche Untersuchung von dem wahren Begriffe der Dichtkunst", Danzig 1744, der das Wesen der Poesie in der Erbauung sieht, allerdings wegen seiner psychologischen Fassung des Problems Lob erhält[1]), oder über die Lobrede eines „Mag. Christian Friedrich Weisen, dritten Lehrers bey der Landschule" zu Meissen auf Moritz von Sachsen[2]); über ein paar kleine Schriften von Professor Christ[3]), über Rektor Mag. Baumeisters schlechtes Gedicht: „Die von der Vorsicht nach Sachsen abgeschickte Irene . . .", die dem Rezensenten, offenbar Mylius, so unwichtig erscheint, dass er sich nicht die Mühe nimmt, den Titel einmal anderswo genau nachzusehen, den er nicht „vollständig hersetzen" kann, weil er — den Titelbogen schon zu Fidibus verbraucht hat![4])

Wichtiger sind, wegen ihrer Beleuchtung der Stellung der „Bemühungen" zu Gottsched, die Kritiken, die seine Parteigänger und ihn selbst betreffen.

Wir haben gesehen, dass sie am Ende des dritten Stückes Löschenkohls Ausgabe der Uebungsreden der vormittägigen Gottschedischen Rednergesellschaft lobend angezeigt hatten. Ebenso errang J. E. Schlegel für seine Dramen „Dido", „Herrmann" und den „geschäftigen Müssiggänger" die Bewunderung der „Bemüher"[5]). Auch verteidigten sie ihn — ohne sein Vorwissen — gegen eine Polemik Pyras gelegentlich seines Erweises, in einer Zuschrift J. A. Cramers oder Kästners, die in einem Bruchstück aus einem Briefe J. E. Schlegels bestand[6]).

---

1) Ebenso: Gött. gel. Ztgen., 1744, Juli, S. 514 f.

2) Häll. Bem. II, St. 11, S. 210.

3) Ebendort II, St. 15, S. 664.

4) Häll. Bem. I, St. 15, S. 662.

5) Häll. Bem. I, St. 7, S. 557; II, St. 9, S. 62.

6) Ebendort II, St. 9, S. 62; s. dazu: J. E. Schlegel an Bodmer. Koppenhagen den 19. April 1746. Briefe ber. u. edler Deutschen an Bodmer, hrsg. von Stäudlin, S. 34 u. Johann Elias Schlegels Aesthet. u. dramaturg. Schriften, hrsg. von v. Antoniewicz. Heilbronn 1887. S. CVI ff. Seufferts D. L. D. d. 18. u. 19. Jhs., Bd. 26.

Selbst Werke wie Benjamin Ephraim Krügers „Mahomet IV.“ wurden noch gelobt. Allerdings musste er sich mit einem ziemlich tiefen Platz unter den Dramen der „Schaubühne“ begnügen.

Dem Schäferspiel gegenüber ist Mylius besonders kritisch: So hat er denn auch für Uhlichs „Elisie“ [1]) zwar einige lobende Worte, aber nebenher theoretische Einwände, welche die Scheidung zwischen den wahren, poetisch zulässigen alten Schäfern und den von der Kultur verdorbenen neuen Schäfern betreffen. In ähnlicher Weise wird der „faule Bauer“ [2]) besprochen.

Diesen günstigen Kritiken steht eine ganze Anzahl abfälliger, sogar über Gottscheds vertraute Freunde, gegenüber.

Die „Hällischen Bemühungen“ hatten, wie schon erwähnt, die Unparteilichkeit auf ihre Fahne geschrieben. Waren sie nun scharf gegen ihre theoretischen Widersacher in der Schweiz, so waren sie es erst recht gegen ihre praktischen Widersacher im eigenen Lager. Sie traten in dieser Beziehung die Erbschaft Liskows an und brachten, ob sie gleich Gottschedianer waren, im Kleinkrieg gegen die Wasserpoeten und Reimschmiede wenigstens das zu Stande, dass sie völlig unfähige Mitläufer aus der Partei vertrieben. Sie sind mit

---

1) Häll. Bem. I, St. 7, S. 651. Siehe dazu S. 159 ff.

2) Häll. Bem. II, St. 13, S. 554. Heitmüller weist in seiner Monographie von Adam Gottfried Uhlich [Litzmanns Theatergesch. Forschungen, Bd. VIII, Hamburg u. Leipzig 1894] S. 62—65 darauf hin, dass dieser wohl durch die Kritik der „Bemühungen“ veranlasst, die Bauernnamen seines „faulen Bauern“ in Schäfernamen verwandelt habe. Gewiss mag das abfällige Urteil der „Bem.“ den Anstoss gegeben haben; im übrigen aber folgt Uhlich mit dieser Aenderung nur einer Tendenz seiner Zeit. Wir finden sie wieder ausser bei Mylius, bei Gleim („der blöde Schäfer“), bei Gärtner („Die geprüfte Treue“), bei Zernitz („Vernünftige Gedanken von der Natur und Kunst in Schäfergedichten“ in Zernitz' Versuch in Moralischen und Schäfergedichten, hrsg. v. Uhlich [Hamburg u. Leipzig 1748], S. 10). Von diesem mag wohl der stärkste Einfluss ausgegangen sein. Mylius hatte bei seinem Tadel nicht so sehr an die Namen, als an den Inhalt, besonders aber an die Milieuschilderung gedacht. Mit der Namenänderung war aber in dieser Richtung gar nichts geschehen. Und wenn das Stückchen wegen der kräftigeren Kost, die es bot, in Hamburg häufig und mit Beifall aufgeführt wurde, so liegt darin nur ein Zeugnis für den geringen Grad von kritischem Geschmack, den allerdings das Publikum meist zu erweisen pflegt.

ihrer satirischen Kritik hier überall negativ, aber nichts destoweniger anregend tätig.

Ein Urteil über Professor Bock in Königsberg, wie es das zehnte Stück der „Bemühungen" brachte, das dessen Ode auf das Gedächtnisfest der Stiftung der Königsberger Hohen-Schule [1]) spöttisch zerpflückte [2]), konnte allerdings Gottsched selbst nur erfreulich sein; denn er war mit Bock nach Plänkeleien seit 1733 unfreund und seit 1740 völlig zerfallen [3]). Ja diese Ode griff ihn sogar direkt an, worauf die „Bemüher" hindeuten, ohne Gottscheds Unehre auszuposaunen [4]). Die „Bemüher" hatten Bock, — nach der Meinung der „Göttingischen gelehrten Zeitungen" wenigstens, — nur deshalb angegriffen, weil dieser über die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" einige abfällige Redensarten gemacht hatte. Doch mussten die Göttinger selbst zugeben, dass es der „Ode nicht an seltsamen Galimathias" fehle [5]). Natürlich erregte die Kritik in Königsberg grosses Aufsehen [6]).

Sehr unangenehm aber musste Gottsched ein Angriff auf Lindners deutsche Gedichte und Uebersetzungen [7]) kommen. Lindner, ein Arzt, der selbst in der Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte gestand, dass er auf niedern und hohen Schulen Abscheu vor der Deutschen Poesie gehabt, aber nach seinem dreissigsten Lebensjahre Lust zu ihr bekommen habe, erschien Gottsched als ganz hervorragender Dichter. Er pries seine Werke in den „Kritischen Beyträgen" [8]) an. Lindner war sogar einer von denen, die Gottsched Friedrich dem Grossen später als bedeutendste Poeten

---

1) Siehe Waniek, Gottsched, S. 355 u. Crit. Btrge, Bd. VII, St. 25, S. 131 ff., 1741. und Krause, Gottsched und Flottwell, S. 170—174, 187, 271 (Leipzig 1893).

2) Gött. gel. Ztgen. 1745, April, S. 213.

3) Waniek, Gottsched, S. 295.

4) Krause a. a. O., S. 187.

5) Gött. gel. Ztgen., 1745, 14. Jan., S. 31.

6) Krause a. a. O., S. 198.

7) Häll. Bem. II, St. 12, S. 321 [vor Juni 1744]; Hagedorn führt Lindners Gedichte als Beispiel für „abgeschmackte" an in einem Briefe an Giseke, Hamburg, Sonntag den 25. Sept. 1746. Abschrift im Besitz von Herrn Prof. Litzmann (Bonn). Original: Wo?

8) Crit. Btrge., Bd. VIII, St. 31, Ende 1743, S. 550 f.

in Deutschland nannte [1]). Nach den Worten der „Bemühungen" hätte er *lieber alles, nur nicht, ein Dichter zu werden* sich in den Sinn kommen lassen sollen; Lindners poetischer Lebenslauf und seine eigenen Angaben darüber gestünden dasselbe, was seine Verse bewiesen, nämlich dass sie grundschlecht seien [2]). Man werde in Zukunft von schlechten Reimern noch einmal sagen: *Er macht Verse, wie Professor Bose* [3]) *und Doctor Lindner.*

Bedeutend näher noch als dieser standen Gottsched Samuel Seidel, Rektor in Lauban, und der Aeneisübersetzer Schwarz. Aber selbst sie traf der Tadel der „Bemüher"; und Gottsched gesteht es selbst zu, mit Recht [4]).

Merkwürdigerweise schon im achten Stück, in dem die „Bemüher" Liskows Testament abdruckten, also zu einer Zeit, in welcher der Kampf gegen die Schweiz noch heftig tobte, brachten sie als eine Art Gegengewicht gegen die Aeusserungen über die feindliche Partei eine bis zum Uebermut tolle Rezension der Seidelschen . . . „Ode über den im Jahr 1744 und vorher erschienenen Kometen zum Preis des Schöpfers, auf Veranlassung eines gelehrten Gönners in D**** eilfertig aufgesetzt" [5]). Die ganze, lange, aber äusserst lustige Kritik ist ein Protest sowohl gegen die Form als den Inhalt der Seidelschen Ode. Der Rezensent sucht demgemäss überall Gelegenheit, die spasshaftesten Dinge aus ihr herauszulesen. Bezeichnend für die humoristisch-plastische Darstellung in der Kritik sind folgende Zeilen [6]):

> In der 9ten Strophe will er [Seidel] die alte Frau sagen lassen, dass der Komet dem Flügelpferde nicht nur auf Huf, Rücken und Schweif gestürzet, sondern ihm sogar im Halse stecken geblieben wäre. Aber damit konnte er ja unmöglich 6 Zeilen voll machen. Hier stelle ich mir den Hrn. Rector in seiner häuslichen gelehrten Tracht und poetischen Stel-

---

1) Siehe Waniek, Gottsched, S. 660.

2) Ein gleiches Urteil findet sich: Züricher Freymüthige Nachrichten a. d. Jahr 1744, St. II, 8. Jenner, S. 14 ff u. S. 77 ff. Die Gött. gel. Ztgen. 1743, Nov., S. 813/815, spenden dagegen Lindner einigen Beifall.

3) Eine satir. Einsendung mit Begründung dieses Vorwurfs ist zu besprechen in der Behandlg. d. „philos. Untersuchungen u. Nachrichten".

4) Krause, Gottsched und Flottwell, S. 177 (Leipzig 1893).

5) Häll. Bem. I, St. 8, S. 605—655.

6) Ebendort I, St. 8, S. 639—640.

lung, in völliger Entzückung, mit aufgehabnen Augen, eröfnetem Munde und darüber gelegtem Finger, vor. Er arbeitet an der neunten Strophe und hat sich also schon die 27ste Feder, auf jede Strophe 3 gerechnet, geschnitten. Er schlägt auf; er sinnt nach, er wagt es; er schreibt:

Der Stern stürzt eurem Flügelpferde
Nicht blos auf Huf und Kreuz und Schweif;
Er bleibt. . . .,

Ja, er bleibt stecken, der Hr. Rector . . .

Zum Schluss versetzt der Rezensent den grossen Dichter Seidel, der Lauban und Deutschland verlassen habe, in ein unermesslich tiefes Tal am Südpol, wohin noch nie ein Lichtstrahl gedrungen ist. Dort sind seit unendlichen Zeiten die Meister im Bathos versammelt. *Daselbst kriechen sie, ihrer natürlichen Neigung nach, auf allen Vieren in den untersten Hölen dieses Abgrundes herum, und geniessen eben dadurch die herrliche Belohnung ihrer Verdienste, deren sie fähig sind . . . .*

Seidel [1]) war einer der ältesten Freunde Gottscheds, Mitbegründer der Leipziger deutschen Gesellschaft, so dass es ausserordentlich befremdend wirken müsste, wenn Gottsched die Rezension der „Bemüher" vor dem Abdruck gesehen und sie nicht zurückgehalten hätte.

Dass dieses Urteil der „Bemüher" nicht grundlos war, bestätigt eine Rezension der „Göttingischen gelehrten Zeitungen" [2]), wenn auch der „Hamburgische unparteiische Correspondent" Seidel gegen „einige Kunstrichterchen", mit denen wohl die „Bemüher" gemeint waren, in Schutz zu nehmen suchte [3]).

Seidel selbst wehrte sich vergeblich in einem „Unumgänglichen Antwortschreiben an Herrn F*G*J* in Leipzig, worinnen er ihn ersucht, die Beantwortung der ungeheuren Schmähschrift auf die Seidelische Cometenode in den Hällischen Bemühungen einzustellen; Lauban 1745, 4°" [4]). Hier erscheint Seidel allerdings als der Grossmütige, der nachgibt. Gleichwohl hatte er damit nichts ge-

1) Siehe Waniek, Gottsched, S. 54, 90 ff., 357 u. passim.

2) Gött. gel. Ztgen., 1744, S. 806.

3) Hamb. unp. Corresp., 1749, Nr. 147, den 13. Sept. u. danach wörtlich abgedruckt, ohne Angabe des Ursprungs, Franckf. gel. Ztg. 1749 am 26. Sept., Nr. LXXVII, S. 423—424.

4) Das Schreiben selbst war leider nicht aufzutreiben, auch in Lauban selbst nicht, nach gütiger Auskunft des Magistrats. Otto: Lexikon Oberlaus. Schriftsteller, Bd. III, S. 801 (Görlitz 1803).

wonnen. Denn man hatte ihn zum besten gehabt. Die „Bemüher" selbst hatten einen ironischen Brief an ihn geschrieben [am 20. Juni 1744], in dem sie sich unter der Chiffre F* G* J* zur Verteidigung Seidels anboten, sogar einen Kriegsplan für ihn entwarfen, um Seidel dadurch zu vertrauter Korrespondenz mit ihnen, seinen eigenen Gegnern, zu verleiten! Der Anschlag, der allerdings weit über das in kritischen Kriegen erlaubte Mass von List hinausgeht, missglückte. Aber, wie die „Bemüher" behaupten, nicht durch Seidels Scharfblick, sondern durch seine Dummheit [1]). Damit war das Urteil bestätigt, dass sie in der Vorrede zum zweiten Bande [2]) gefällt hatten, nämlich dass Seidel nicht durch Gründe zu überzeugen, auch durch Satire nicht zu bessern sei, dass er also nur eine Züchtigung verdiene. Deshalb behandeln die „Bemüher" auch im vorletzten, fünfzehnten Stück Seidel durchaus wie einen Schulbuben [3]).

Auffallend unabhängig zeigen sich die „Bemüher" ebenfalls in ihrem Urteil über den Virgilübersetzer Schwarz. Schon in dem ersten Schreiben, in dem sie Pyra zu rehabilitieren suchen, sagen sie von Schwarz vielleicht im Hinblick auf seine Ende 1743 herausgegebene Verteidigungsschrift [4]), dass er als Aeneisübersetzer *in unsern Augen eine lächerliche und ungeräumte Creatur ist, ob er gleich mit derselben den Hrn Pr Gottsched auf eine unverantwortliche Art hintergangen* [5]). Wir sehen also, die „Bemüher" scheiden Schwarz' Sache von der Gottscheds und suchen diesen sogar noch herauszuhauen, — ob mit Recht oder Unrecht lässt sich, wie es scheint, nicht mehr nachweisen. In ähnlicher Weise hatten schon die „Leipziger gelehrten Zeitungen" Gottscheds Urteil als nur von den leidlich flüssigen Versen geltend hingestellt [6]). Aber noch in demselben Stück verhöhnen die „Bemüher" Schwarz aufs ingrimmigste,

---

1) Häll. Bem. II, St. 14, 1746. S. 570.

2) Ebend. II, St. 9, S. 16.

3) Ebend. II, St. 15, S. 647.

4) Johann Christ. Schwartzens abgedrungene Vertheidigung wider einige anzügliche und ungegründete Critiken über seine deutsche Uebersetzung der Virgilianischen Aeneis, in gr. 8. 1743. Regenspurg. Angez. in Gött. gel. Ztgen. 1743, Oct., S. 739.

5) Häll. Bem. II, St. 9, S. 34 u. 82.

6) Leipziger neue Zeitungen v. gel. Sachen 1743, S. 20 ff.

ohne dabei Gottsched erst entschuldigend zu erwähnen, in einem „Auszug aus einem Vorschlage, welchen Zunkel in Regensburg", der Verleger von Schwarz, gedruckt haben sollte. Schwarz versprach darin, das so schwer erlernbare Ius canonicum in so viel deutsche Reimverse zu bringen, als das Original Zeilen hat. *Er wird in viel tausend Versen kein einzig e abreissen, weil solches seine Menschenliebe nicht zulässt, welche sich bis auf ihre Ohren erstreckt.* Ausserdem werde er vier Jahre darauf mit den Pandekten in gleicher Art verdeutscht herauskommen. *Wir müssen der Bemühung dieses berühmten Schriftstellers ihr Lob widerfahren lassen; da wir zumal versichert worden sind, dass er diese Werke verstehe, welches sich nach vieler Meinung bey dem Virgil anders verhalten haben soll.*

Hier sind die „Bemühungen" in ihrem scharfen Urteil ganz einer Meinung mit dem „Hamburgischen Correspondenten", den „Leipziger gelehrten Zeitungen" und den „Züricher Freymüthigen Nachrichten" [1]; besonders die letzteren quittieren über den Scherz der „Bemüher" mit grossem Vergnügen [2].

In demselben neunten Stück, in dem die „Bemüher" Gottsched in Schwarz schon stark trafen, obwohl sie ihn noch zu verteidigen schienen, ward durch eine ähnlich scharfe Kritik über Neukirchs „erste Ode auf die Königlich Preussische Krönung Friedrich des Ersten" [3], die als matt und wässrig bezeichnet wird, Gottsched, der vor kurzer Zeit Neukirch mit pomphaften Lobworten der Welt in neuer Auflage vorgelegt hatte, geradezu desavouiert. Gleichwohl erhielt er selbst auch hier das vielleicht ironische Lob, er habe in seinen eigenen Gedichten ähnliche Gedanken weit feuriger und edler ausgedrückt. Einer Uebersetzung der ersten Satire des Boileau aus Neukirchs Feder gestehen die „Bemüher" nicht mehr Lob zu, als sie Schwarz zugestanden [4].

---

1) Züricher Freymüth. Nachrichten, 1744, S. 116 u. 132

2) Ebend. 1745, S. 15.

3) Häll. Bem. II, St. 9, S. 68.

4) Die Beurteilung ist unterzeichnet: „Jena den 16. Julius 1744. R. H. A." Sicherlich suchten sich die „Bemüher" dadurch Gottsched gegenüber zu decken.

Schon frühe hatten die „Bemüher" mit ihrem Urteil über Pitschel gezeigt, dass sie durchaus nicht gewillt waren, alles und jedes aus der Gottschedischen Partei zu verteidigen: einmal liessen sie sich gegen ihn in abfälligen Worten vernehmen, ein andermal gönnen sie ihm auch wieder für andere Leistungen Lob [1]).

Und mit Gottsched selbst machten sie es nicht anders. Zwar sind die Stücke vom Ende des dritten bis zum neunten fast nur seiner Verteidigung gewidmet, und selbst die folgenden, bis zum fünfzehnten scheinen dem flüchtig Betrachtenden die gleiche Tendenz zu verfolgen.

Den Schweizern verweist man ihre Angriffe auf die Gottschedin [2]). Die „Bemüher" loben ihre Uebersetzung des Popeschen Lockenraubs [3]), die „Panthea" und sogar die „Hausfranzösin" [4]); wie denn überhaupt der „Schaubühne" [5]) alle Ehre widerfährt. Aber wie die „Bemüher" schon im achten Stück Seidel getadelt hatten, so stiehlt sich auch durch die anerkennenden Worte, die im dreizehnten Stück der „Deutschen Schaubühne" gewidmet werden [6]), eine Missstimmung, wenn Gottsched zwar von einem Verschulden wegen der im „Witzling" enthaltenen Satiren freigesprochen, ihm aber statt dessen etwas noch Fataleres vorgehalten wird, nämlich er hätte an dem Stück noch verschiedenes ändern solllen, damit es einem Schauspiel etwas ähnlicher geworden wäre. Man tadelte ihn also auf seinem eigensten Gebiet!

Auch die Rezension der „Bemüher" über Gottscheds „Neuen Büchersaal" [7]) lässt deutlich erkennen, dass ein Mensch sie geschrieben hat, der gewohnt ist, mit recht kritischen Augen anzusehen, was aus dessen Werkstatt kommt. All diesen Tatsachen gegenüber hat es fast kein Gewicht, wenn noch im vorletzten Stück der „Bemühungen" eine Abhandlung „Von einer alten deutschen Ueber-

1) pro: z. B. Häll. Bem. I, St. 3, S. 122; St. 4, S. 249, contra I, St. 3, S. 129.

2) Häll. Bem. I, St. 4, S. 253.

3) Ebendort I, St. 7, S. 562; vgl. die gleichfalls günstige Kritik d. Gött. gel. Ztgen., 1744, Juli, S. 532.

4) Ebendort I, St. 7, S. 551 u. 555.

5) Ebendort I, St. 7, S. 549 ff.

6) Ebendort II, St. 13, S. 459.

7) Häll. Bem. II, St. 13, S. 432 ff.

setzung der Aeneis des Virgils" [1]) aus einem lateinischen Magisterprogramm Gottscheds übersetzt und als interessantes Füllmaterial, das man nimmt, wo man es kriegt, abgedruckt ist; hat sie doch gar keinen Bezug auf strittige Fragen.

Denn schon im dreizehnten Stück hatten die „Bemühungen" direkten Anlass zum Bruch mit Gottsched durch eine scheinbar ganz wohlwollende, in der Tat aber höchst kränkende Kritik [2]) über dessen Herausgabe der Uebersetzung von Lucians Schriften gesucht [3]).

Ueberschauen wir an dieser Stelle kurz die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Gottsched und den „Bemühern", so zeigen sich folgende Stufen: Die von Gottsched pekuniär und wissenschaftlich zehrenden „Bemüher" führen ihre Zeitschrift vom ersten bis zum dritten Stück [4]) mit Ausnahme der wenigsten, letzten Seiten selbständig. Der Angriff Pyras schmiedet die jungen Leute wieder an Gottscheds Kriegswagen. Und dieser besticht sie durch besondere Geschenke. Jedoch weiss Gottsched oder seine rechte Hand, Schwabe, nur von den Aufsätzen, die direkt gegen die Gegner der Partei gerichtet sind; dazu gibt er sogar inhaltlich Details. Dieses Verhältnis dauert scheinbar das ganze Jahr 1744 hindurch an. Aber das letzte Stück und schon das vorletzte dieses Jahrganges, das siebente und achte, zeigen eine grössere Freiheit der „Bemüher" [5]). Es sind das eben die Stücke, die nach der schon oben [6]) zitierten Vorrede zum zweiten Halbband der „Belustigungen" von 1744 herauskamen. In ihr hatten Gottsched-Schwabe bekanntlich alle Angriffe, besonders die der „Bemüher" gegen Pyra, von sich abgeschüttelt, sodass Mylius den Sündenbock abgeben musste. Dieser empfand dazu wenig Beruf und wartete natürlich verärgert auf den Moment, wo er seine wahre Meinung offen aussprechen konnte.

Zunächst aber fehlt den „Bemühern" die Möglichkeit, auch äusserlich einen Umschwung in ihrer Stellung zu vollziehen, sie

---

1) Häll. Bem. II, St. 15, S. 620.

2) Ebendort II, St. 13, S. 456. c. Herbst 1745.

3) Mylius' Anteil an dieser Uebersetzung wird im dritten Abschnitt ausführlich besprochen.

4) Etwa Juli bis Ende September 1743.

5) Waniek, Pyra, S. 130, Anm. 2, verweist erst auf St. IX.

6) Siehe S. 58.

liegen ja noch mit den Schweizern in heftiger Fehde. Da gibt ihnen den gelegenen Anlass zum Austritt aus der Partei die Behandlung, die diese dem verstorbenen Pyra zu Teil werden lässt [1]). Der Spott, mit dem Gottsched die würdigen Worte der „Bemüher" nach Pyras Tode aufnahm [2]), wirkte natürlich stark verstimmend. So vollzieht sich denn, da durch den Wegfall des Streites mit Pyra auch der Streit mit der Schweiz zu Ende ist, leicht und stetig auch äusserlich die Trennung von Gottsched. Die bekannte Absage der späteren „Bremer Beiträger" an den Meister in Schwabes Brief vom 4. Juli 1744 zeigt, dass diese Entwicklung auch bei den „Bemühern" schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Allerdings kommt der völlige Bruch erst Mitte 1745 an die grosse Glocke.

Ueber den genaueren Verlauf der Ereignisse bis zu diesem Eklat, überhaupt über die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Gottsched und den „Bemühungen" in den Jahren 1745 bis 1747, das geradezu das Verhältnis zwischen Gottsched und Mylius heissen muss, lässt sich erst ausführlich handeln, wenn eine ganze Reihe von Werken und Begebenheiten, die in die Jahre 1744—1746 fallen, besprochen worden ist. Mit den „Hällischen Bemühungen" haben die letzten Stücke der Monatschrift, obwohl sie noch den gleichen Titel tragen, ebensowenig gemein, wie deren Verfasser mit dem Mylius der ersten Stücke. Immerhin aber muss festgehalten werden, dass Mylius seit der Mitte des Jahres 1745 schon frei ist und seinen eigenen Weg geht.

Im Theoretischen bleibt die Stellung der „Bemühungen" zu Gottsched durchgängig dieselbe. Nur in der praktischen Anwendung der Theorien haben sie nach und nach eine Entwicklung durchgemacht, die sie von Gottsched wegführte.

Die „Bemüher" haben etwa ein Drittel des gesamten Inhaltes der zwei erschienenen Bände mit Abhandlungen über allerlei theoretische Fragen angefüllt. Sie hatten sich von vornherein das Feld, auf dem sie arbeiten wollten, breit genug gewählt, um alles aufnehmen zu können, was zur Wohlredenheit, Beredsamkeit und Poesie einigermassen gehört. Die Vorrede des ersten Bandes [3]) versprach,

1) Häll. Bem., Bd. II, St. 16, S. 720.
2) Siehe S. 129.
3) Häll. Bem. I, 1743. St. 1, S. 14.

die Quellen des Schönen und Fehlerhaften in Abhandlungen über griechische und lateinische Schriftsteller aufzuspüren; aber daneben sollten auch andere Gebiete behandelt werden.

Fragen wir vorweg nach den Quellen, aus denen die „Bemüher" ihre Kenntnisse schöpfen, so lässt sich für die ersten Abhandlungen nur verweisen auf die Kollegien, die sie gehört haben, und auf die Disputierübungen, die in mancher Beziehung geeignet waren, den Teilnehmern eine umfassendere theoretische Allgemeinbildung zu vermitteln.

Auf solchem Boden erwuchsen die Abhandlungen über die Muttersprache, die wir schon kennen gelernt haben. Auf demselben „Gedanken über die Wahl und den Vortrag der Hauptsätze in den Reden"[1]), die übrigens auch selbst gestehen, dass sie grossenteils Gottscheds Redekunst zum Vater haben, und die „Untersuchung, ob man die Materie in Gedichten erschöpfen solle"[2]). Aehnlichen Ursprungs war eine „Untersuchung von den Ursachen des Vergnügens, welches uns die Beschreibungen unvollkommener Dinge bey den Rednern und Dichtern geben"[3]). Der Verfasser führt die Lust an solchen *Eckel erregenden Dingen,* d. h. das Wohlgefallen am Schrecklichen in so fern es irgendwie dargestellt wird, darauf zurück, dass wir: 1) etwas an den unvollkommenen Dingen lernen; wie dies schon Aristoteles gesagt hatte. — 2) dass wir sie gleichsam entfernter und deshalb weniger unschön sehen, wenn sie uns durch einen andern [mittels der Darstellung] übermittelt werden. Durch eine Reihe von Stadien der Uebertragung der Gedanken von einer Person auf die andere, verlieren sie an Schärfe, das Schreckliche wird also gemildert. Lust erregt: 3) in uns die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Vorbilde, teils weil wir dabei uns über unsern eigenen *Witz* freuen, der uns diese sofort einsehen liess, teils weil wir der Geschicklichkeit des Künstlers Bewunderung

1) Häll. Bem. I, St. 3, S. 102.

2) Ebendort II, St. 10, 1745, S. 134. Bodmer äussert sich über die Fragestellung unzufrieden in einem Briefe an Hagedorn, 11. Juli 1745. Hagedorns Poet. W. V, S. 202.

3) Häll. Bem. I, St. 3, 1743, S. 159.

zollen müssen. Schliesslich ist 4) das Gefühl, dass wir das Schreckliche nicht selbst erleben, sondern nur vorgestellt bekommen, ein Moment der Lust.

Bemerkenswert ist an dem ganzen Aufsatz nur der Versuch des Verfassers im zweiten und dritten Punkte das Problem psychologisch zu fassen; wenn er auch übersieht, dass diese beiden in ihren Konsequenzen sich widerstreben. Dagegen sind der erste und vierte Punkt ganz äusserlich aus der traditionellen Betrachtungsweise übernommen.

Noch bedeutend weniger fördernd ist die Abhandlung „Von dem Gebrauche der Mythologie in der Poesie“ [1]), die ganz genau das verlangt, was Gottsched, besonders im Gegensatz zu den Schweizern, gefordert hatte: den Gebrauch der Mythologie auf das zu beschränken, was der Wahrscheinlichkeit entspricht und den modernen Anschauungen, vorzüglich dem Christentum, nicht entgegen ist. Der Verfasser scheint ein Theologe gewesen zu sein. Er beruft sich auf J. A. K. und dessen Abhandlung „Von dem Wahne und der Sage“ im dreissigsten Stück der „Kritischen Beyträge“.

Auf dieselbe Abhandlung nimmt auch der Verfasser der „Gedanken vom Homerischen Schilde“ [2]) Bezug. Er tritt in Gegensatz zu dessen abfälligem Urteil über den Schild, das sich, wie Gottscheds gleiches Urteil, auf französische Kritiker, z. B. Scaliger [J. J.] [3]), stützte, und nennt geradezu das eine besondere Kunst des Dichters, was andere getadelt hatten, dass er nämlich — wie überhaupt jeder, der eine gute Beschreibung eines Gemäldes geben wolle, — *nicht nur alles, was auf einem Gemälde selbst stehet, ausdrücke, sondern auch alle Veränderungen oder Beschaffenheiten der Seele, (ich rede vornämlich itzo von den Bildern der Menschen und Thiere), welche mit den abgebildeten Stellungen, Bewegungen und Lagen verknüpft sind, oder nothwendig vor ihnen hergegangen, oder darauf erfolget sind, und die also wahrscheinlicher weise daraus*

1) Häll. Bem. I, St. 5, 1743, S. 291—318.

2) Ebendort I, St. 5, S. 336.

3) Cramer hatte sich wohl dabei auf Gottsched, Crit. Dichtk., Cap. I, S. 163, gestützt.

geschlossen werden können, mit deutlichen Worten anzeige. Der Beschreiber eines plastischen Kunstwerkes oder eines Gemäldes muss also den Prozess[1]) darstellen, den zwar der bildende Künstler nicht unmittelbar hat sinnlich machen können, der aber mittelbar durch Zeichen *gewisser Gedanken, Leidenschaften, oder Begierden,* nämlich *Geberden, Züge, Mienen und Bewegungen auf einem Bilde* angedeutet wird. Aus diesen lässt sich nicht nur der Augenblick, den das Bild darstellt, sondern auch die vorhergehenden und nachfolgenden Momente erschliessen[2]).

Diese Abhandlung fand, wie wir schon sagten, als einzige in den „Bemühungen" Pyras Beifall[3]).

Wie dieser Aufsatz, der das zugehörige Stück aus dem Homer in deutscher Prosa brachte, entsprach dem ursprünglichen Plane der „Bemüher" eine „Beurteilung des Plutus des Aristophanes"[4]). Aber während jene Neues zu bringen strebte, war diese ganz nach Gottschedischer Regel angestellt. Lessing schreibt sie Mylius zu. Sie handelt über die *so nötigen*[5]) drei Einheiten, über die Charaktere und die Erfindung und Einrichtung als die drei *Hauptwerke* des Dramas. Sie beruft sich auf die Autorität der Franzosen, auf Menage und Hedelin. Wahrscheinlich ohne dass der Verfasser diese selbst jemals in der Hand gehabt hat. Die beigefügte Uebersetzung der ersten drei Auftritte des „Plutus" zeigt das Bestreben, die sprachliche Charakteristik, die Aristophanes angedeutet hatte, nicht verloren gehen zu lassen.

Während Mylius in den „Hauptwerken" des Dramas stets ohne Kritik Gottscheds Theorie folgt, gibt er sich in einem Nebenwerk völlig selbständig und seiner eigenen Meinung konsequent. Gottsched hatte in der „Kritischen Dichtkunst" nirgendwo davon gesprochen, dass der eigentliche Vers des Dramas der gereimte Alexan-

---

1) Häll. Bem. I, St. 5, 1743, S. 351.

2) Ueber diese Abhandlung ist noch kurz zu sprechen bei Betrachtung der Wirkung der „Bemühungen" auf Lessing.

3) Häll. Bem. II, St. 16, S. 718, 1747.

4) Ebendort I, St. 6, S. 420; von Mylius, nach Lessings Vorrede zu Mylius' Verm. Schriften, Berlin 1754, S. XXXIV.

5) Häll. Bem. I, St. 6, S. 428.

driner sein müsse. Er setzte es stillschweigend voraus [1]). Doch sah er sich bald genötigt, in den „Kritischen Beyträgen" [2]) für die Tragödie den Alexandriner gegen die Prosa zu verteidigen, da die gebundene Schreibart nach seiner Meinung mit der Vorstellung von hohen Personen im Einklang stände. Den Reim wollte er nur beibehalten wissen, weil — die Zuhörer an ihn gewöhnt sind. Allerdings gestand er die Möglichkeit der Prosatragödie zu, wie er sich denn auch schnell darein ergab, dass seine Schüler ihre Komödien in Prosa schrieben.

Ein gewisser Mag. Adam Daniel Richter [3]), ehrsamer Rektor zu Annaberg, hatte bei Gelegenheit einer Einladungsschrift zu einer Schulfeier [4]) auf das „Widersinnige" des Verses im Drama, besonders aber des Reimes in ihm aufmerksam gemacht, wenn die Reimbrechung zum Beispiel so gehandhabt werde, wie es selbst in der „Zaire", in der „Atalanta" und in den meisten andern Tragödien und Schäferspielen häufig vorkam, dass beim Beginn der neuen Szene die auf die Bühne tretende Person den Reim aufnahm, mit dem das Gespräch der vorhergehenden Szene geendet hatte. Richter schüttelte zwar über diesen Verstoss gegen die Wahrscheinlichkeit den Kopf, wagte aber nicht, sich offen gegen ihn zu erklären.

Die unabhängigere Natur unseres Mylius greift diese Anregung energisch und unbekümmert auf: als „C. M." schreibt er am „1. Wintermonat 1743" an die „Bemühungen": Von den Reimen und dem Sylbenmaasse in Schauspielen [5]). Er knüpft an Richters Abhandlung an und wiederholt manches, was dieser schon gesagt hatte. Von J. E. Schlegels Eintreten für die gereimte, Komödie sieht er ausdrücklich ab [6]), und verlangt, auf das Grundgesetz der „Wahrscheinlichkeit" gestützt, nicht nur die Ab-

---

1) Z. B. Crit. Dichtkunst, 1742, II, Kap. X, § 3, S. 705; vgl. dazu Crit. Btrge., Bd. VIII, 1743, S. 468.

2) Crit. Btrge., Bd. VII, 1741, S. 656.

3) Vgl. die biogr. Notizen über diese nicht unbedeutende Persönlichkeit im Otto, Lexikon Oberlaus. Schriftsteller, Bd. III 1, Görlitz 1804, S. 36—55 u. bei Krause, Gottsched und Flottwell, S. 274 f.

4) Abgedr. in Crit. Btrge., Bd. VIII, 1743, S. 465.

5) Häll. Bem. I, St. 4, 1743, S. 195.

6) Ebendort I, St. 4, S. 196.

schaffung des Reims sondern auch des „Sylbenmaasses" und zwar in der Tragödie so gut wie in der Komödie[1]), obwohl er, wie er sagt, ursprünglich selbst geglaubt hatte, der Tragödie wenigstens das Silbenmass erhalten zu müssen.

Neben dieser Festlegung sind an dem Aufsatz, der eigentlich nur durchführt, was schon Straube angedeutet hatte, Mylius' Bemerkungen über lateinisch-griechische und deutsche Verse interessant. Er nimmt die deutschen den romanischen gegenüber in Schutz und betont, sie bedürfen nicht des Reimes als eines Zierrates, weil sie etwa des strengen metrischen Baues entbehren müssten, sondern die deutschen Verse seien ebenso gelenk und ebenso rhythmisierbar wie die griechischen und lateinischen. Gar zu gern stelle man im Deutschen an die Verse überspannte Anforderungen und vergesse dabei, dass sich Lateiner und Griechen einer grossen Zahl von Freiheiten im Versbau unangefochten bedient hätten.

Was aber die Tragödie anbetrifft, so hält er es für die Aufgabe des Stilistikers im Dichter, den Personen die rechte Sprache in den Mund zu legen und sie dadurch gebührend zu unterscheiden[2]). Als Notbehelf empfiehlt er vorläufig freie ungereimte Verse in der Art der Cantatenverse. Einwänden von solchen, die sich auf die Verse der Alten in Tragödie und Komödie als Vorbild, von dem man nicht abweichen dürfe, berufen, hält er mit Recht entgegen, dass *die jambischen Verse der Griechen und Römer . . . so wenig von der ungebundenen Rede unterschieden sind, dass man es kaum merkt, dass es Verse sind*[3]). Leider hat Mylius in der Folge der Tragödie in keiner Hinsicht mehr theoretisches Interesse geschenkt.

Der Abart der Komödie dagegen, dem damals viel gepflegten Schäferspiel, widmete er mehr Aufmerksamkeit. Im Jahre 1745 druckt er im „Freygeist", einer moralischen Wochenschrift, die er in Leipzig herausgab, einen immerhin bemerkenswerten Ver-

---

1) Siehe Waniek, Gottsched, S. 416.

2) Er selbst versuchte dies, Aristophanes folgend, in der Plutusübersetzung.

3) Er hätte also hierin eigentlich Shakespeare schätzen müssen!

such, theoretisch diesem Spiel aufzuhelfen, ab und „sendet" ihn im Jahre 1746 in die „Bemühungen" [1]) als Füllmaterial ein."

Wir haben schon gelegentlich der Rezension des Rostschen Schäferspiels, „die gelernte Liebe" [2]), gesehen, dass Mylius mit ihm nicht recht zufrieden ist, obwohl er Rosts poetisches Talent anerkennt. Auch Uhlichs „Elisie", und damit indirekt Gottscheds „Atalanta", denn die erste ist der zweiten eheliches Kind, missfiel ihm [3]). Wir sahen wiederum bei der Kritik des Gleimschen „Blöden Schäfers" [4]), dass ihm auch in ihm trotz des Lobes, das er spendet, die arkadische Schäferwelt nicht rein genug zur Darstellung gebracht scheint. Nur Gärtners „Geprüfte Treue" entspricht seinen Forderungen einigermassen.

Demgegenüber hofft Mylius als ein getreuer Schüler seines Rektors Heinitz [5]), dass es endlich einmal gelingen werde, ein mathematisches Lehrgebäude der Schäferpoesie aus unumstösslichen Gründen aufzurichten. Doch scheint ihm dieser phantastische Zukunftstraum [6]) weniger am Herzen zu liegen, als die praktischen Forderungen, die schon jetzt für die Schäferpoesie daraus folgen.

Vorläufig will er, wie sein geliebter Lehrer, und dieser nach Gottscheds Forderungen, als Vorbilder für sie die bewährtesten Griechen und Römer gelten lassen. Wer mit diesen Dichtern vertraut ist und gesunden Witz besitzt, wird durch deren Nachahmung Besseres leisten können, als einer, dem die Bestimmung der Begriffe der Dichtkunst vorzüglich gelungen ist. Eine sehr merkwürdige Aeusserung, wenn wir bedenken, dass sie aus dem Munde eines Gottschedianers kommt. Also nicht die Regel ist etwas, die schon besteht, sondern die, die sich der Dichter selbst aus den Vorbildern herausliest, die er in seiner „Nachahmung" aus ihnen herausempfunden hat.

---

1) Freygeist, Blatt 28 = Häll. Bem., St. 15, S. 641. 1746.
2) Häll. Bem. II, St. 11, S. 244 ff. Siehe S. 138.
3) Siehe S. 145.
4) Häll. Bem. II, St. 12, 1745, S. 379; St. 15, S. 636, 1746.
5) Siehe S. 7.
6) Zur Kritik s. Netoliczka, Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrh., S. 56, der die gegen Gottsched unterscheidenden Merkmale scharf heraushebt, übrigens den flüchtig hingeworfenen Gedanken des „Freygeists" gar zu tragisch nimmt.

Gerade die Schäferpoesie, so meint Mylius, habe ihren Grund in der alten Dichtung, und es gebe so wenig gute Eklogen, Schäferoden und Schäferspiele, weil die Schäferdichter dies zu wenig beherzigten. Sie nähmen zu Vorbildern die Bauern ihrer Zeit und brächten so nur *Ochsen- Küh- und Schweinehirtengedichte* zustande[1]).

Die wahre Schäferpoesie sei ein Kind der Phantasie. Die frühesten Dichter erkannten die unschuldige Liebe als den reizendsten Gegenstand ihrer Kunst. Da schufen sie sich als reines Gefäss für die Versinnlichung dieser Liebe die arkadische Schäferwelt und schmückten sie mit liebevoller Sorgfalt aus. Liebeshandlungen und Liebesgeschichten wurden also die Grundlage der *Hirtengedichte, Schäferoden und Schäfercantaten.* Schäferspiele erfanden erst die Neuern. Wie in der Tragödie und Komödie *das Grobe und Heftige der Leidenschaften die Hauptcharaktere ausmacht: also trifft man in den Charakteren der Schäfer in den Schäferspielen nur das Unschuldige und Feine der Leidenschaften.* Alles äusserliche Beiwerk soll nur in schlichtestem Masse zur Verdeutlichung der Situation herbeigezogen werden. Eine Scheidung der Schäfer in Stände, wie Mylius sie bei Gleim und Rost gefunden hatte, erscheint ihm als Verirrung. Ueber Gottscheds „Atalanta" äussert er sich nicht; doch müsste sie, nach seiner Theorie zu urteilen, ihm sicherlich in der Menge des aufgebotenen Personals und Beiwerks fehlerhaft geschienen haben.

Mylius glaubt ein Mittel entdeckt zu haben, das solchen falschen Darstellungen vorbeugen könnte. Er macht den Vorschlag, ein mit den Alten und Neuern vertrauter Schäferdichter, der sich zudem mit allen Kennern dieser Gattung der Poesie in Verbindung setzen muss, solle eine *Geschichte von Arkadien schreiben und darin über die Hauptneigungen, das Gewerbe, die Lebensart der Arkadier* ausführliche Nachricht erteilen; so dass den Schäferdichtern eine Norm zur Verfügung stehe, nach der sie ihre Dichtungen einrichten können. Mylius hat sogar, wie er sagt, schon einen geschickten Schäferdichter zu dieser Arbeit auserlesen. Meint er etwa Gleim oder

---

1) Man denke hier an ähnliche Verurteilungen dieser Schäferpoesie, wie z. B. in J. A. Schlegels „Vom Natürlichen in Schäfergedichten . . ." der nach Mylius dieselbe Tendenz verfolgt. (Zürich 1746.) [Anhg.]

Gärtner? Am Ende gar sich selbst? Es lässt sich darüber keine Entscheidung treffen [1]).

Bei dieser Neigung zum Schäferspiel, die Mylius an vielen Stellen verrät, muss es uns Wunder nehmen, dass er für die Oper gar keinen Sinn zu haben scheint. Aber der tapfere Gottschedianer, der er noch im vierten Stück der „Bemühungen" war und der auch noch lange geblieben ist, hat dort für sie nur die Bezeichnung: *thörichter Wust* [2]). Wie er denn überhaupt im Jahre 1743 und Anfang 1744 noch für die Regelmässigkeit in allem schwärmt [3]), keine Monologe [4]), keine allegorische Handlung [5]), keine starken Metaphern und erst recht keine *unflätige Stellen* im Lustspiel [6]) leiden mag.

Ueber die Stellung der „Bemüher" zum Epos wurde gelegentlich der Kritik über den „Noah" schon ausführlich berichtet [7]).

Noch ist kurz die Stellung der „Bemühungen" zur ausserdeutschen Literatur zu erwähnen. Das Verhältnis zu den „Alten" ist schon im Lauf der Darstellung genügend berücksichtigt worden. Wir fanden die traditionelle Hochschätzung sowohl der griechischen als auch der römischen Schriftsteller: Homer und Aristoteles und Cicero werden besonders verehrungsvoll erwähnt [8]). Die „Neueren" sind für die „Bemüher" als getreue Gottschedianer vorzüglich die Franzosen. Sie gelten im weitesten Umfang als Autoritäten. Gegen Voltaire, den einzigen Dichter der Franzosen, an dessen poetischen Werken die „Bemüher" Interesse haben, ist nur ein einziges Mal eine direkt abfällige Bemerkung gerichtet. Sie stimmen nämlich eifrig der Verteidigung des Oedipus von Sophokles [9]) gegen

1) Mylius' eigene Anwendung seiner Theorien siehe im dritten Abschnitt.

2) Häll. Bem. I, St. 4, S. 208 (1743).

3) Wie die Behandlung der Abhandlungen in den „Crit. Btrgen." ergab.

4) Häll. Bem. I, St. 6, S. 441.

5) Ebendort I, St. 6, S. 443.

6) Ebendort I, St. 6, S. 440 f.

7) Siehe S. 86.

8) Man vergl. dazu besonders das Gedicht: „Wider die Verächter des Alterthums". Häll. Bem. I, St. 5, S. 373, das gegen die Miltonianer gerichtet ist, und den Eingang zu den „Gedanken von den Eigenschaften eines Kunstrichters, welcher den wahren Werth der alten und neuen Schriftsteller bestimmen will." Häll. Bem. I, St. 2, S. 75.

9) In der Züricher „Sammlung crit. poet. u. a. g. Schriften". Siehe oben.

Voltaires Angriffe zu. Sein Gedicht „La bataille de Fontenoy" — jene Ode, von der E. von Kleist sagte, wenn Voltaire nichts Besseres zu singen wüsste, als diese, könnte er zu Hause bleiben [1]), — die aber ausserordentlich viel gekauft wurde, druckte das dreizehnte Stück [2]) der „Bemühungen", wohl um Raum zu füllen, nach der neuesten Fassung ab. Dabei versprachen sie eine Parodie dazu „auf die Schlacht von Hohen-Friedberg" im nächsten Stück zu bringen. Doch mag der Dichter selbst oder der Zensor sie nicht haben zum Abdruck kommen lassen. Einige Uebersetzungen aus dem Französischen des Racine und Boileau-Despréaux wurden wohl nicht ihres theoretischen Inhaltes wegen eingerückt; sie dienten nur als Lückenbüsser. Popes „Essay on man" dagegen scheint Mylius sehr interessiert zu haben. Er brachte ihn, wenn wir Lessing trauen dürfen [3]), in Prosa [4]), um Englisch zu lernen und zugleich damit Brockes' wässrige, breite Versübersetzung auszustechen. Doch ging es bei ihm auch nicht ganz ohne Fehler ab. Die erste Anregung dazu mag eine Rezension in den „Kritischen Beyträgen" [5]) gegeben haben, die eine Uebersetzung nach dem Englischen Original forderte. Das Wunderlichste ist nur, dass er sie in den „Bemühungen" abdruckte, in die sie gar nicht hineingehörte. Die kurzen und im ganzen abfälligen Worte über Shakespeare haben wir schon erwähnt.

Ausser den kritischen und rein theoretischen Abhandlungen enthalten die „Bemühungen" eine Reihe Gedichte, durchweg Alexandrinerpoeme schwersten Schlages, die meist das wiedergeben, was schon kritisch und theoretisch in den prosaischen Abhandlungen festgelegt war. Sie sind fast ausnahmslos ohne jeden poetischen Wert. Wenige andere erscheinen wichtiger, so die lange, oft von echtem Schwung getragene und oft auf steifen Worten einherstolzierende Ode auf Friedrich II. [6]), die vierundsechzig zehnzeilige Strophen umfasst!

---

1) E. C. v. Kleists Werke, hrsg. von Sauer, Berlin, Hempel, Bd. II, S. 18.

2) Häll. Bem. II, St. 13, S. 467 ff. (1745).

3) Mylius' Verm. Schriften, hrsg. von G. E. Lessing, Vorrede S.XXXVII.

4) Häll. Bem. II, St. 13, 387, 1745; St. 14, 541, 1746; St. 15, 594, 1746; St. 16, 695, 1747.

5) Crit. Beyträge, Bd. VII, St. 25, S. 167 ff. (1740).

6) Häll. Bem., St. 6, S. 387—419, wie schon oben erwähnt von Joh. Andr. Cramer.

Für diese und die Mylius selbstangehörenden, unter denen vorzüglich drei anakreontische Oden im vorletzten Stück auffallen, müssen wir auf die Zusammenstellung seiner Poesien in einem späteren Abschnitt verweisen.

Mit dem sechzehnten Stück traten die „Bemühungen", die zuerst sechswöchentlich, seit 1744 bis 1745 vierteljährlich, seit 1746 halbjährlich und 1747 nur noch mit einem Stück erschienen waren, vom Schauplatz ab. Es weinte ihnen niemand eine Träne nach. Die Beurteilungen dieses letzten Stückes machen alle auf den Umschwung in der Tendenz des Blattes aufmerksam, zehren aber noch von dem alten Groll gegen die „Bemüher" und vermögen deshalb die Aenderung nicht mit Freude zu begrüssen. Die „Göttingischen gelehrten Zeitungen" prägten sogar das Wort: „Und hiermit stirbt dieses Journal, wie es gelebt hat" [1]).

Es hatte sich auch tatsächlich überlebt. Nach dem Tode Pyras waren die „Hällischen Bemühungen" nicht nur eine unangenehme Erinnerung an diese Periode des Literaturstreites, sondern auch für die Verfasser, die mittlerweile ihre Stellung zu Gottsched völlig geändert hatten, ein Hemmschuh.

Cramer war schon längst aus der Redaktion der „Bemühungen" ausgetreten. Es steht nicht sicher fest, welches Stück er noch mitredigiert hat. Wahrscheinlich fällt sein Abgang in die ersten Wochen nach der Gründung der „Bremer Beiträge". Das heisst also in die Zeit, wo die „Bemühungen" mit dem achten Stück ihren ersten Band schlossen. Vielleicht war dafür von entscheidendem Einfluss die Annahme der Hauslehrerstelle im Hause Börners, des eifrigen Gegners Gottscheds. Gleichwohl kommt im neunten Stück, Ende 1744, und, wie mir scheint, sogar noch im zehnten, übriggebliebenes Manuskript aus seiner Feder zum Abdruck [2]). Seitdem war Mylius alleiniger Redakteur, ja fast ausschliesslicher Verfasser der „Bemühungen". Und wir fühlen aus der Zusammenstoppelung des Materials und dem verlangsamten Erscheinen der Stücke heraus, dass auch er die Last

---

1) Gött. gel. Ztgen., 1748, 18. April, S. 357 f.; ähnlich: Züricher Freym. Nachrichten 1747, St. XXXIV, S. 270/272.

2) „Untersuchung, ob man die Materie in Gedichten erschöpfen solle". Siehe Registerbeilage zu S. 51 auf S. 169 ff.

am liebsten von sich abgewälzt hätte. Aber der Verleger hielt am Vertrage fest. Endlich gelang es, ihn mit dem sechzehnten Stücke abzudienen. Und dieses Stück, das noch einmal mit allen alten und neuen Gegnern, darunter auch die früheren Parteigenossen zählen, summarisch Abrechnung hält, predigt in offenen Worten und zwischen den Zeilen immer wieder das Bekenntnis, dass Mylius nicht nur die letzten Stücke nicht gefallen, sondern dass ihm nunmehr auch die Schärfe der Streitschriften in den früheren Stücken durchaus missfällt. Als solche nennt er nicht etwa die Kritik von Hallers Gedicht über den Ursprung des Uebels, sondern die Streitschriften gegen Pyra.

Die einzige Kritik, die die gesamten „Bemühungen" überschaut und die gleichwohl lobend ausfällt, findet sich in Christian Nicolaus Naumanns „Liebhaber der schönen Wissenschaften" [1]). Sie bedauert das Eingehen der „beliebten Monatschrift", die besonders in ihren letzten Teilen das Bestreben der Verfasser, sie nach Möglichkeit auszugestalten und zu verbessern, zeige. Eine lobende Erwähnung der „Bemühungen" brachten auch die „Erlangischen Versuche in den Werken des Geschmacks" [2]), die in ihrer Vorrede „den eitlen Franzosen mit den hällischen Bemühungen, Bodmers geistvollen Schriften und den Justischen Ergetzungen der vernünftigen Seele Trotz bieten" wollten [3]). Ein fatales Lob, wenn, wie es hier der Fall ist, drei Gegner das gleiche erhalten!

Während die eigentliche Wirkung der „Bemühungen", wie sie sich am besten aus ihrer Gegenwirkung ergibt, theoretisch eine rein kritische, praktisch eine aufklärende war, so haben sie doch auch unmittelbaren Einfluss auf die dichterische Produktion gewonnen. Allerdings ist dieser nur in ganz wenigen Fällen nachweisbar. Wir zeigten schon, dass Haller in seinem Entschluss, nichts Poetisches mehr zu schaffen, durch die Kritik der „Bemüher" endgültig be-

---

1) Jena 1747, Bd, I, St. 3—4, S. 345—347.

2) Diese standen im gleichen Rufe, wie die „Erlanger Zeitung", von der Goethe am 1. 6. 1769 an Käthchen Schönkopf aus Frankfurt schreibt, sie sei nicht der Aufmerksamkeit wert.

3) Pottelwitz, J. A. Schlegel an Bodmer, Leipzig, 30. Juli 1746. Litter. Pamphlete aus der Schweiz. Zürich 1781, S. 93.

stimmt wurde. Auch den positiven Einfluss der Schäferspieltheorie [1]) der „Bemüher" auf Uhlich, vielleicht sogar auf Gleim, haben wir erwähnt und nicht der eifrigen Fabuliererei Bodmers in seinen „Freymüthigen Nachrichten" und an tausend anderen Stellen vergessen. Aber alle diese Anregungen liegen doch auf dem Felde der Kritik. Die einzige rein produktive ist wohl die zur Satire, die Rabener durch die Tätigkeit der „Bemüher" im Dienste Gottscheds empfing. Und zwar soll hier nicht so sehr die Rede von Swifts Testament [2]) sein, dass, wie wir sahen, wenigstens äusserlich durch Liskows Testament beeinflusst ist, sondern vielmehr von Rabeners „Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiedenen Seelen [3]) und zwar von dem Teil dieser satirischen Abhandlung, der sich mit dem poetischen Marktschreier und seinen Jüngern [4]) befasst. Während sich im allgemeinen Rabeners Satire der Nachprüfung auf ihre Vorbilder geschickt zu entziehen weiss, und während der Dichter sich mit Händen und Füssen gegen die Unterstellung wehrt [5]), als habe er „Persönlichkeiten" geschrieben und etwa bestimmte Leute lächerlich zu machen versucht, lässt sich in diesem Abschnitt seiner Satire fast Wort für Wort die Beziehung auf Gottsched und die „Bemüher" nachweisen.

Unter den abgeschiedenen Seelen findet der träumende Dichter die Seele des „Charlatans des guten Geschmacks", des „dicken poetischen Marktschreyers", wie ihn Zachariä [6]) wohl in Erinnerung an diese Satire später einmal nennt. Von einem sehr „gothischen", mit römischen und griechischen Ueberresten und französischem und eng-

---

1) Siehe S. 145.

2) Siehe S. 137 u. 138.

3) Bremer Beiträge, Bd. 1, St. 2 (1744).

4) G. W. Rabeners sämtl. Schriften, Bd. 2, S. 111 ff. (Leipzig 1777). Jetzt auf meinen Hinweis hin ausgenutzt bei Julius Mühlhaus, Gottlieb Wilhelm Rabener. (Diss.) S. 59 ff. (Marburg 1908).

5) So in der Vorrede zur Ausgabe des ersten und zweiten Teils seiner Satiren: „Vorbericht vom Misbrauche der Satire" unterz. „Leipzig, in der Ostermesse, 1751".

6) Paul Zimmermann: F. W. Zachariä in Braunschweig. Ueberlieferungen zur Literatur, Geschichte und Kunst, hrsg. von G. Milchsack und P. Zimmermann, Bd. 1, S. 34 (Wolfenbüttel 1896).

lischem Raubgut, — das er für seine eigene Arbeit ausgab [1]) — geschmückten, aber recht baufälligen Gerüst herab, pries dieser prahlerisch sich selbst als den besten und schönsten seiner Zeit an. Spiegel [2]), die man ihm vorhielt, ihm seine Hässlichkeit zu zeigen, zerschlug er mit Knüppeln. Das nannte er „Beweis". Seine Blösse bedeckte er mit Sinngedichten und Heldenoden seiner Anhänger [3]). Nach Art der Marktschreier suchte er seinen Ruhm durch angeklebte, erdichtete Privilegien, Dedikationen und Vorreden und durch besondere Windmacherei, wenn vom Vaterlande die Rede war, zu vermehren. Und dieser Charlatan opfert, wenn ihm nicht mehr gehuldigt wird, einem plumpen, blinden, tintendrohenden und den guten Geschmack mit Füssen tretenden Frauenzimmer, (der Göttin seiner Kritik), die ihm dann zu dem Paroxysmus verhilft, in dem er seine Universalrezepte des guten Geschmacks und besonders seine Pillen des guten Geschmacks [4]) an den Mann bringt.

Diese Pillen wirken in ganz besondrer Weise: alle Unreinigkeiten gehen durch die Finger weg: „und was mir am seltsamsten vorkam, so fiengen die meisten der Patienten diese Unreinigkeiten mit einem Papiere auf, welches sie sodann mit einer demüthigen Verbeugung ihrem Arzte selbst widmeten und zu fernerer Beförderung des guten Geschmacks überreichten [5]). Sodann erhielten sie von ihm die Gewalt, unter seiner Aufsicht andre zu curiren" [5]). Nur dass sie, die obendrein seine Livree (Gottscheds abgelegte Röcke) trugen, es noch viel toller machten als ihr Oberhaupt; z. B. einem Mann eine ganze Reihe Pillen in den Hals steckten, um ihn auch wider seinen Willen vom üblen Geschmack zu heilen [6]). Und nachher spielten sie sich als die grössten Wohltäter nicht der Einzelnen, sondern des ganzen Vaterlandes auf!

So überschaut Rabener schon 1744 in nuce, allerdings über seine Gewohnheit hinaus grob, aber um so treffender, das Treiben der

1) „Kritische Dichtkunst", der „Cato" etc.

2) Die schweizerische Kritik!

3) Man denke z. B. an Mylius' „Ode von den Schauspielen".

4) Bes. wohl die „Crit. Beytr.".

5) Diese Worte sind direkt auf die „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks" gemünzt, wie auch der folgende Satz beweist.

6) Es kann ebensowohl Haller als Pyra gemeint sein.

„gottschedischen Sekte". Und zwar tut er es in jener Monatsschrift, die, — wie es heisst — zum ersten Mal völlig frei von polemischem Ballast, sich rein die Pflege der Poesie in gebundener und ungebundener Rede angelegen sein lassen wollte, in den „Bremischen Beiträgen"!

Wir brauchen dieser Kritik über die „Bemüher" und ihre Tätigkeit kein Wort beizufügen. Rabener war, als er sie schrieb, zu offenbar Partei, als dass er — der Satiriker — hätte ein gerechtes Urteil fällen können. Aber selbst für uns ist es schwer, die vielen Fehler zu verteidigen, welche den „Bemühern" unterliefen. Erdrücken sie doch fast das Gute, was sich in ihrer Zeitschrift findet. Erst wenn wir uns erinnern, dass es jugendlicher Sturm und der beste Wille war, die sich dort austobten, haben wir den richtigen Standpunkt zur Beurteilung der Leistungen und der dahinterstehenden Menschen gefunden.

Die folgenden Abschnitte dieses Kapitels behandeln: Mylius' schönwissenschaftlich-naturwissenschaftliche und philosophische Tätigkeit, seine rein schönwissenschaftliche Tätigkeit und seine rein naturwissenschaftliche und philosophische Tätigkeit.

Die weiteren Kapitel lauten:

III. Auf der Suche nach neuen Zielen (1746—1748).
IV. Der Berliner Journalist (1748—1752).
V. Die amerikanische Forschungsreise und der Tod. (1752—1754).
VI. Ausklang.

Beilage zu S. 51.

Der genaue Titel lautet:

Bemühungen | zur Beförderung der Critik und | des guten Geschmacks | Quid deceat, quid non? quo virtus, quo ferat error. | [Vignette mit der Inschrift: Hoc erit in votis. Im Hintergrunde eine Berglandschaft mit Städten; im Vordergrund ein breiter Wasserlauf, querlaufend; über diesem und dem davorliegenden Lande schwebt an einer Kette ein aus dem zwischen Wolken strahlend geöffneten Himmel herabgesenkter grosser Würfel, auf dessen quadratische Seiten Drudenfüsse eingezeichnet sind. Um den Block schlingt sich eine Schlange] | Erstes Stück | HALLE. | bey, Carl Herrmann Hemmerde. | 1743.

Auf den folgenden Stücken tritt statt des Stöckchens ein Holzschnitt auf; ausserdem steht nach Halle ein Komma und unter dem Zitat „Quid deceat . . . u.s. w. „Hor."

Das Stück kostete 2 ggr.[1])

Inhaltsverzeichnis; Autoren der Beiträge[2]); Erscheinungszeiten der Stücke.

Bd. I.

S. 1a—112a *St. 1.* 1743. 1. Heumonat. Vorrede unterz. „Halle, den 1. Heumonat. 1743." [Angezeigt: Neue Zeitungen von gelehrten Sachen a. d. J. 1743. 1. Theil. Leipzig. Okt. S. 741—743.]

Zuschrift	S.	3a— 4a	J. A. Cramer.
Vorrede	S.	5a— 18a	Cramer und Mylius.

1) Gött. gel. Ztgen. 1744. S. 320. Die Kritischen Beiträge Gottscheds kosteten 3 ggr. Die Belustigungen d. Verst. u. d. Witzes kosteten 2 ggr. Die Bremer Beiträge kosteten 3 ggr. Die Belustigungen des Gemüths [C. N. Naumann] kosteten 2 ggr.

2) Es sei nochmals ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass die Festlegung, wem die einzelnen Beiträge zu den „Bemühungen" gehören, besonders aber die der Beiträge J. A. Cramers wegen des Mangels stilistischer und sprachlicher Merkmale von Bedeutung grossen Schwierigkeiten begegnet. Die Beiträge von Mylius hoffe ich, soweit sie nicht mit ? versehen sind, richtig bezeichnet zu haben. Ein einfaches Fragezeichen stellt die Frage in Zweifel: ob Mylius oder Cramer der Verfasser gewesen ist; „fremd?" soll den Beitrag als aus fremder Feder stammend bezeichnen.

Abhandlung über den Begriff der Kritik . . . . . [vgl. die Einltg. in seiner Aristophanesübersetzung, Häll. Bem. St. 4 S. 420 ff.].	S. 19a—40a	Mylius.
Rezension der „Sammlg. crit. poet. u. a. g. Schriften“	S. 40a—64a	Cramer.
Betrachtungen über die Muttersprache . . . . . [abgedr. in Lessings Ausg. von Mylius' Verm. Schriften S. 310—346].	S. 64a—77a	Mylius.
Abhandlung von der geschmückten Schreibart	S. 77a—101a	Cramer?
Beurteilung von Hallers Ged.	S. 101a—108a	Mylius.
Ueber den Ursprung des Uebels [s. Lessings Vorrede z. Mylius' Verm. Schriften S. XXXVIII ff.]		
Die Critik, eine Ode	S. 108a—109a	Cramer?

S. 1—96. *St. 2.* 1743. [Angez. Leipz. gel. Ztgen. 25. Juni 1744 S. 455 und Franckf. gel. Ztgen. 21. Aug. 1744. LXVII St. S. 396.]

„NB. Hier sind aus Versehen, die Zahlen der Seiten wieder von forne angefangen worden.“

Unterredungen, welche die schönen Wissenschaften betreffen. Erste Zusammenkunft	S. 3— 31	Mylius und Cramer?
Fortsetzung der Betrachtung über den Cicero	S. 32— 41	Mylius.
Sammlg. crit. poet. u. a. g. Schriften	S. 42— 74	Cramer.
Gedanken von den Eigenschaften eines Kunstrichters	S. 75— 92	Mylius.
Die neueste Critik [Alexandriner-Ged.]	S. 92— 95	Mylius?
Druckfehler im ersten Stück . . .	S. 96	

S. 97—102. *St. 3.* 1743. [Angez. Gött. gel. Ztgen. März 1744 S. 168. mit St. 4 zusammen. s. d.]

Ged.: Von den schmähsüchtigen Beurtheilungen an Herrn G. v. L. [Gottsched von Leipzig??] . . .	S. 99—102	Cramer?
Gedanken über die Wahl und den Vortrag der Hauptsätze in Reden	S. 102—112	Cramer?
Sammlg. crit. poet. u. a. g. Schriften	S. 112—133	Cramer.
Lob der Muttersprache	S 134—148	Mylius.

Fortges. Beurtheilung des Hallerischen Ged., vom Ursprung des Uebels	S. 148—158	Mylius.
Von den Ursachen des Vergnügens aus unvollkommenen Dingen . .	S. 159—178	Cramer??
Zween Gastwirthe. Eine Fabel . .	S. 178—181	?
An Herrn G. v. L.; unterz. Halle, den 19. des Weinm. 1743. N. S. R.	S. 182—191	fremd?
Nacherinnerung	S. 192	

S. 193—288. *St. 4.* 1743. [Angez. mit St. 3 zusammen: Götting. gel. Ztgen. März 1744. S. 168.]

Von den Reimen und dem Sylbenmaasse in Schauspielen . . . . unterz. „Den 1. des Winterm. 1743. C. M." Abgedr. in Mylius Verm. Schriften S. 292—309.	S. 195—211	Mylius.
Schreiben eines Schweizers an einen Franzosen . . . . . [[aus dem Mercure Suisse]] [übersetzt] unterz.: „den 28. May 1742". „B." „W. v. R."	S. 212—255	?
Rezens. von Pyras Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft	S. 255—263	Cramer?
Schreiben an Herrn Pyra [vgl. Häll. Bem. St. 16, S. 715] . . . . . Anmerkungen von Gottsched oder Schwabe.	S. 264—288	Mylius und Cramer?
Ged.: Erweis, dass die Alten den Geschmack verderben	S. 288	Mylius? oder Cramer?

S. 289—383. *St. 5.* 1743. [Angez. Gött. gel. Ztgen. 1744. May. S. 320; erst Anfang 1744 erschienen, wie S. 381 „vorigen Jahres" ausweist.]

Von dem Gebrauche d. Mythologie in der heutigen Poesie. [Fortsetzung der Abhdlg. vom Wahne und der Sage im 30. St. der „Crit. Btrge."]	S. 291—318	Cramer.
Schreiben einer Hofdame an den Abt von Bellegarde	S. 319—336	Cramer?
Gedanken von dem Homerischen Schilde . . . . . [im Gegens. zu J. A. K[ramer] im 30. St. d. „Crit. Btrge."]	S. 336—373	Mylius?
Ged.: Wider die Verrächter des Altertums	S. 373—379	Cramer.

Nachrichten	S. 380—382	Mylius?
An Herrn Emanuel Jacob Pyra . .	S. 383	?

S. 385—480. *St. 6.* 1744.

Auf Seine Königliche Majestät in Preussen [Ode] . . . . . [s. den Nachweis im Text]	S. 387—419	Cramer.
Beurtheilung des Plutus des Aristophanes . . . . . [Nach Lessing: Mylius' Verm. Schriften. Vorrede S. XXXIV.]	S. 420—478	Mylius.
Der Gärtner. Eine Erzählung. . .	S. 479—480	Mylius?

S. 481—578. *St. 7.* 1744. [Angez. Gött. gel. Ztgen. 1744 20. August. S. 584. Ein im Stück genanntes Datum heisst 17. May 1744. S. 578.]

Freye Uebersetzung einiger anakreont. Oden	S. 483—484	Mylius?
Schreiben an die Verfasser wegen zweyer Schreiben in dem eilften Stück der schweizer. Sammlungen unterz.: „Weissenfels den 15. Merz 1744. Wolf von Hartwehr."	S. 485—523	Schwabe??
Untersuchung ob ein Kunstrichter die Naturlehre verstehen muss .	S. 523—532	Mylius.
Schreiben an H. B. [statt L[iskow]] („die Verfasser")	S. 532—547	Mylius und Crmer?
Ged.: Der ungeschickte Maler . .	S. 547—548	Mylius??
Nachricht von neuen Schriften . .	S. 548—576	?
Schreiben an die Verfasser	S. 576—578	?

S. 579—668. *St. 8.* 1744. [Dabei Register und 4 S. Druckfehler.]

Des Ungenannten letzter Wille . .	S. 581—604	Mylius und Cramer?
Lob- und Schutzschrift auf Seidels Kometenode, unterz.: „v. Tiefenthal." [s. S. 627 „Heyn"] . . .	S. 605—655	Mylius.
Ged.: Der Brückenbau. [Abgedr. in Mylius Verm. Schriften S. 461 ff.]	S. 655—659	Mylius.
[Register und Druckfehlerverz.] . . Die letzte Seite verspricht, in dem neuen Bande sollten die Druckfehler eifrig vermieden werden.	S. 660—668	

Bd. II.

Vom neunten Stück ab haben die Titelblätter nach der Angabe der Stücknummer die Bezeichnung „Anderer Band."

S. 1—96. *St.* 9. [Vorrede unterz. „Halle, den 1. des Heumonats 1744."]

Vorrede	S. 1— 17	Mylius.

Schreiben von denen, welche die Alten wollen kennen lernen, An Hrn. G**.	S. 17— 20	Mylius?
Schreiben an die Verfasser . . .	S. 20— 28	fremd?
Antwort auf das Schreiben . . .	S. 29— 37	Mylius.
Mosheims Vorrede zum Lexico Antibarbaro; übersetzt	S. 37— 62	Mylius.
Kurze Vertheidigung Herrn [J. E.] Schlegels	S. 62— 67	Cramer oder Kästner.
„ist uns zugeschickt worden". Ist ein Auszug aus Schlegels Brief. [s. im Text.]		
Beurtheilung der ersten Neukirchischen Ode	S. 68— 79	Mylius?
Vergleichung der Neukirchischen Uebersetzung der ersten Satire aus dem Boileau; unterz.: „Jena den 16. Julius 1744" „R. H. A." .	S. 79— 84	Mylius?
Anakreontische Ode	S. 84	?
Nachrichten. [Pyras Tod. Lange, Schwarz etc.]	S. 85— 88	Mylius.
Fortsetzung und Schluss des Schreibens des Hrn. Bellegarde	S. 88— 96	Cramer?
[vgl. Bd. I, St. 5]		

S. 97—192. *St. 10.* 1745. [Angez. Gött. gel. Ztgen. 1745 14. Jan. S. 30—31; es lag schon Anfang Dez. 1744 vor. Krause, Gottsched u. Flottwell, Leipzig 1893. S. 196.]

Bescheidene Anmerkungen zu Mosheims Vorrede	S. 99—125	Mylius.
Gedanken über die Schreibart der Aufschriften. [Aus Boileau.] . .	S. 126—130	?
Der Werth wahrer Gelehrten . . .	S. 130—134	Mylius.
Untersuchung ob man die Materie in Gedichten erschöpfen solle . .	S. 134—143	Cramer??
Von dem Wesen der Dichtkunst; übers. aus Racine	S. 143—164	Mylius.
Beurtheilung einer Ode von Joh. Georg Bock; unterz.: „Elbingen den 12. Septemb. 1744"	S. 164—186	?
Nachrichten	S. 187—192	Mylius.

S. 193—288. *St. 11.* 1745. [Angez. mit St. 12, 13 u. Züricher Freymüthige Nachrichten. 1745. 30. Brachm. St. XXVI. S. 208.]

Ged.: Beweis eines neuen Lehrsatzes in der Mechanik	S. 195—198	Mylius.
„Ist eingesandt". „Leipzig den 1. Januar 1745. Christlob Mylius."		
Abhandlung vom Wesen der Dichtkunst; übers. aus Racine . . .	S. 198—210	Mylius.
Jubelrede von den grossen Verdiensten Moritzs von Sachsen durch M. Christian Friedr. Weisen . .	S. 210—235	fremd?
Ged.: Die Homileten. [Mylius' Vermischte Schriften S. 389 ff.] . .	S. 236—238	Mylius.
Nachrichten v. den neuen Beiträgen z. Vergn. d. Verst. und Witzes [Brem. Btrge.]	S. 241—254	Mylius.
Ludimagistro incomparabili	S. 255—269	Mylius.
Das Zimmerbeil und das Haus . .	S. 270—271	Mylius.
Schreiben aus D.[1]) an einen Freund in H[2])	S. 272—277	C. N. Naumann?
Meyer v. Knonaus Halbes Hundert neuer Fabeln rezens.	S. 278—288	Mylius.

S. 289—384. *St. 12.* 1745. [Angez. mit St. 11 u. 13 in Züricher Freym. Nachrichten 1745. 30. Brachm. St. XXVI. S. 208.]

Ode auf Ihre Majestät Friedr. den Anderen [Pyra]	S. 292—311	Mylius.
Ein Brief von der Malerkunst; aus d. Franz. übers.	S. 311—320	?
D. Kaspar Lindners, . . . Gedichte und Uebers.	S. 321—335	Mylius.
Rede von der Glückseligkeit der Zweifler. „ist uns mitgetheilt worden. [S. 338—339!!]	S. 336—352	Mylius.
Fernere Nachricht von den neuen Beytr. z. V. d. V. u. W. [St. 2—4 d. Brem. Btrge.]	S. 353—366	Mylius.
Von einigen neuen Wochenblättern [darin Anzeige d. „Freygeists"]	S. 366—378	Mylius.
Der blöde Schäfer [Gleim] Rezens.	S. 379—384	Mylius.

S. 385—480. *St. 13.* 1745. [Angez. mit St. 11 u. 12 in Züricher Freym. Nachrichten. 30. Brachm. 1745. St. XXVI. S. 208.]

1) Wahrscheinlich C. N. Naumann. Vgl. II St. 15, S. 586—593. Naumann war 1745 Herbst in Dresden.

2) „. . . aus Dresden [so auch im Druckfehlerverzeichnis] an einen Freund in H[amburg].

[Popes] Versuch vom Menschen [s. Mylius' Verm. Schriften Vorrede S. XXXVI]	S. 387—401	Mylius.
Ged.: Die besten Beweise in der Liebe. „Ist eingesandt."	S. 402—405	?
Schreiben an Herrn M. A. G. Kästnern	S. 406—415	Mylius.
Eine Fabel. Ein Rabe und ein Schaaf	S. 416	Mylius?
Die Aerzte, ein Lustspiel in fünf Aufz.; Rezension	S. 416—423	Mylius.
Uebersetzung aus Rolandi Maresii epistolis philologicis	S. 423—431	Mylius.
Von einigen neuen Monatschriften	S. 431—449	Mylius.
Hierher gehörige Neuigkeiten. [Rezensionen]	S. 449—466	Mylius.
[über Mag. Müllers Popeübers.; Lucian; Versuch in scherzhaften Liedern; deutsche Schaubühne [Witzling]; Bremer Btrge. St. 6; J. E. Schlegel: Der Fremde; J. A. Schlegels Ode auf Cramer; Voltaire: La bataille de Fontenoy.]		
Nachricht und Voltaires bataille de Fontenoy abgedr.	S. 467—480	Mylius.

S. 481—576. *St. 14.* 1746.

Von Königs Gedichte hrsg. von Rost	S. 483—497	Mylius.
Schutzrede von der Freyheit der der Gelehrten abgef. und in einer Gesellschaft von Gelehrten gehalten von einem wahren Menschenfreunde. [Anmerkg.: „Die Rede ist uns zugleich mit der von der Glückseligkeit der Zweifler, mitgetheilet worden."]	S. 497—527	Mylius.
Schreiben an die Verfasser. [Mit Berufung auf St. 3, S. 102. Von einem getreuen Gottschedianer. Unter den letzten Zeilen steht: „Fortsetzung folgt künftig", sie ist aber nicht gefolgt]	S. 527—531	fremd?
Popes Versuch vom Menschen. Fortsetzung	S. 541—554	Mylius.

Der faule Bauer von Uhlich. Rez.	S. 554—558	Mylius.
Kästners Antwortschreiben. „Leipzig, den 23. Oct. 1745".	S. 558—569	Kästner.
Schreiben an den Herrn Rector, Seidel, in Lauban	S. 570—576	Mylius[1]).

S. 577—672. *St. 15.* 1746.

Ode auf Herrn Pastor Lessers Naturalienkabinett	S. 579—585	Nicht Mylius.
Ursachen, warum die deutsche Sprache noch nicht zur Vollkommenheit gelanget? [Darin Lob auf Bautzen u. Datierung von „Hamburg, den 11. Aug. 1743" (allerdings „E. N. M.") spricht für Naumann; ebenso sein späteres Lob der „Bemühungen" im Liebhaber d. sch. Wissensch. und eine Marburger Abhandlung von ihm über das gleiche Thema.]	S. 586—593	C. N. Naumann.
Fernere Uebersetzung von Popens Versuche vom Menschen . . .	S. 594—608	Mylius.
Ged.: Die Vernunft in der Offenbarung. An Herrn I** [= Istrich] unterz.: G. W. S.	S. 608—611	G. W. Strauss.
[Dieselbe Signatur mit ausgeschriebenem Zunamen in: Schriftsteller nach der Mode: „G[ottfried] W[ilhelm] Strauss." Bd. I 1748, Jena, St. 6 S. 427—428; St. 7 S. 480—485.]		
Fabeln und Erzählungen von C. F. Gellert. Rez.	S. 612—619	Mylius.
Von einer alten deutschen Uebersetzung der Aeneis des Virgils. [Aus Gottscheds Magisterprogr. übersetzt]	S. 620—636	Mylius.

1) Unterz. „Leipzig, den 9. Oct. 1745. F. G. I." Man könnte vielleicht vermuten, dass J. G. Istrich Seidel gewarnt hätte, von ihm aber missverstanden worden sei, [Seidel hat I = F. gelesen!] der ihm dann öffentlich antwortete. Mylius selbst hätte aus der Chiffre „Istrich" erkannt und die Geschichte mit dem düpierenden Brief erfunden. Doch haben wir dafür keinen Beweis.

Beschluss der Recension des blöden Schäfers . . . . . S. 636—640 Mylius.

Gedanken über die Verbesserung der Schäferpoesie [aus d. „Freygeist"] S. 641—647 Mylius.

Nachrichten aus dem Reiche der kriechenden Poeten [Seidel betr.] unterz. „v. Tiefenthal" . . . . S. 647—653 Mylius.

„Nachrichten, Von sehr vielen seit kurzem herausgekommenen hieher gehörigen Schriften, wollen wir, ohne die Ordnung der Zeit und des Werths zu beobachten, itzo einige, wie sie uns in die Hände kommen, vornehmen." [Dem Verf. kommts auf den Stil und den Inhalt des Gebrachten nicht mehr an!!] . . . . . S. 654—671 Mylius.

[Thirsis und Damons freundsch. Lieder; Uebers. des Ruhmredigen des Destouches; Ode vom Lob der Gottheit [C. N. Naumann]; Wochenblatt ohne Namen; Baumeisters Irene; Christs Programme.]

Ged.: An die Deutschen. [Aufforderung zur Leibnizfeier.] . . . . S. 672 Mylius.

S. 673—738. *St. 16.* 1747. [Anzeigen erfolgen erst 1748!]

Drollingers Gedichte hrsg. v. Spreng S. 675—694 Mylius.

Fortsetzg. der Uebersetzg. von Popes Versuch vom Menschen . . . . S. 695—713 Mylius.

Beantwortung der Critik über Thyrsis und Damons freundsch. Lieder S. 714—723 Mylius.

Schreiben an die Verfasser [noch einmal contra Mauvillon. 2 Ged. von ihm abgedruckt] . . . . . S. 724—729 Mylius.

Schreiben einer Comödiantin . . . S. 730—734 Mylius.

Ged.: Die Gewalt der Liebe . . . S. 735—738 Mylius.

Reg.: „Inhalt des andern Bandes" . S. 739—745. und 4 Seiten Druckfehlerverzeichnis.

Beilage zu S. 130.

Die Schilderung des kritischen Streites zwischen den „Hällischen Bemühungen" und Pyra heisst folgendermassen: [„Neuer | critischer | Sack-

Schreib- und Taschen | Allmanach | auf das Schalt-Jahr | 1744. | gestellt durch | Chrysostomum Mathanasium. | [Vignette] | Winterthur | im Canton Zürich | Auf Kosten der critischen Gesellschaft. |]

„Viel ander Fehd sich auch entspann /
Dass der Krieg zu Ende nie kahm
Aus Halle ein new Critisch Rott /
Wie Muselmänn'r mit Hon vnd Spott
Die Herren Zurcher lobesan
Und Maister Zinken thun fallen an[1]) /
Aber zu Berlin hübsch und fein
Maistr Pyra das ConRecktorlein /
Für die Herrn Zurch'r ein erlich Haut
Kämpfft mit ihnen gantz einlein / schaut!
Die Gall laufft ub'r dem erlich'n Mann /
Er sich wed'r rath'n noch helffen kann /
Schreibt mit dapfern Hertz, Muht und Sinn
Fünff artlich / witzige Bögen hin /
Vnnd vergeusst den Zurchern zu gut /
Viel Schwaiss vnnd Gall voll Grimm vnnd Wuht /
Die Herrn Zurcher die werdn ihm auch /
Schicken viel Käss nach löblich'n G'brauch
Weil er g'stritten als wie ein Held /
Der seine Feind gewaltig fällt /

Beilage zu S. 131.

Volleingeschancktes | Tintenfässl | eines allezeit parat seyenden | Brieff SECRETARY, | gefüllt |

mit kohlruessrabenpechschwartzer Tinten wider unser Feind,
mit rother gegen unsre Freind,
mit gelber voller Neyd, mit grüener voller Freud,
mit brauner und mit blauer, wies d'willst, süess und sauer.

Das ist | gründige vnd bündige | Anweyssung, | wie man allerhand Sortimenta von netten Briefflen zsammen buechstebirn kan: | Allen mein Kunstverwannten, critischen Secretaryen, Schmierbern, Handlangern vnd Aidsgenossn | auch andern Leuten, als Handwerckspürscheln, Lackeyesen, Landcramern, | Belderrichtern etcaet. | wie auch | Damasen Frauenzifern vnd in dieselben verschamerierten vnd von der Lieb hart abgeprüegelten Gemüethern | mit eim Wörtl allen vnd iden | denen einmall d'Noth ankumt, ein Briefflein zu schreybn, welchergestalt Sie dan alle | miteinander gegenwartigs Tractaetel

1) Die Stellung der „Bemüher" zum Hamb. Correspondenten s. S. 141.

kauffn müessn | mit grossmächtigem Vleiss vnd Nachsinnen zsammen gflickt | vnd mit etwelichen Brieff-Formuln des erwürdigen Herrn Authoris wichtige Saches vnd | Händeln betreffend, insonderlich aber mit critischen Danck- vnd Schimpffir Briefflen | auch hertzbrecheden Caresir Briefflen mit vnder vergezierrathet von R. D. VITO BLAUROECKELIO | Theol. Mor. & S. S. Can. Candidat. Sacerdot. Kuffsteiniensi. | Kuffstein auf Kosten des erwürdigen Herrn Authoris 1745. | Cum permissu Superiorum. | Starck verpoent dass sich keiner den Teuffl reithen lasst das Tractaetel nachzudrucken bey Straff einer jahmerlichen Schimpffir | vnd Lästerungs-Legend die ihm so mitfahrn soll, dass kein Hund mehr ein Bissl Brod von ihm nimpt.

Lebenslauf.

Ich, Gustav Joseph *Erwin Thyssen*, Sohn des Postdirektors Johann Friedrich Thyssen und seiner Ehefrau Wanda geb. Burchardt, wurde am 4. September 1882 zu Strassburg i. E. geboren. Ich bin Preusse und von katholischer Konfession. Meine Schuljahre verlebte ich am Kgl. Kaiser Wilhelm- und am Städtischen Kaiser Karls-Gymnasium zu Aachen, sowie am Städtischen Lessing-Gymnasium zu Frankfurt am Main. In der letzten Anstalt erwarb ich zu Ostern 1902 das Zeugnis der Reife.

Meine Universitätsstudien, die vorzüglich der deutschen Sprache und Literatur, der Philosophie, der Geschichte und dem Englischen galten, führten mich zuerst nach Marburg (Ostern 1902 bis Ostern 1903) und dann nach München (Sommersemester 1903) und Berlin (Wintersemester 1903—04). Von Ostern 1904 bis zum Herbst 1907 studierte ich wieder in Marburg. Darauf begab ich mich zur privaten Fortsetzung meiner Studien ins Elternhaus nach Düren und übersiedelte im März 1908 nach Aachen. Während dieser Zeit machte ich grössere Studienreisen nach Berlin, Leipzig und Bern. Seit dem Oktober 1910 widmete ich mich in Düsseldorf der Presse.

Meine akademischen Lehrer waren in München: Die Herren Professoren und Doktoren *Doeberl, v. Heigel, v. d. Leyen, Th. Lipps, Muncker, Paul, Riehl;* in Berlin: *Helm, Max Herrmann, Hirschfeld, Rudolf Lehmann, R. M. Meyer, Norden, Roethe, Erich Schmidt, Spies;* in Marburg: *H. Cohen, Diemar, E. Elster, Kühnemann, Maync, Natorp, Niese, v. d. Ropp, Edward Schroeder, v. Sybel, Varrentrapp, Viëtor, Vogt* und *Wrede.*

Ihnen Allen, besonders aber denen, bei welchen ich an Seminarien und Uebungen teilnehmen durfte oder bei welchen ich durch Privatumgang Wissenschaft und Leben tiefer erkennen lernte, weiss ich herzlich Dank. Besonderen Dank aber schulde ich Herrn Professor Dr. *Ernst Elster* in Marburg, dessen Schüler ich lange in Kollegien und im germanistischen Seminar war. Seiner Anregung verdanke ich das Thema der vorliegenden Arbeit; während ihrer Entstehung durfte ich mich seiner stets hülfbereiten Unterstützung erfreuen. Der hohen philosophischen Fakultät der Universität Marburg muss ich überdies verbindlichst danken für die Gewährung des infolge meines schlechten Gesundheitszustandes nach dem Rigorosum im Jahre 1906 notwendig gewordenen langen Aufschubes der Fertigstellung und der Drucklegung der Dissertation.